erm.
51
b

Wagner

ften
d
ngen

P.o.germ. 1551 lcb-2

<36631965930018 S

<36631965930018

E Bayer. Staatsbibliothek

P.o.germ. 1551 cb-2

Gesammelte Schriften und Dichtungen

von

Richard Wagner.

Dritte Auflage.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von E. W. Fritzsch.

1897.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gesammelte
Schriften und Dichtungen

von

Richard Wagner.

Dritte Auflage.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von E. W. Fritzsch.
1897.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte, auch das der Uebersetzung, im Ganzen und Einzelnen vorbehalten.

Druck von C. G. Röder in Leipzig

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung 1

Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg 3

Bericht über die Heimbringung der sterblichen Überreste Karl Maria von Weber's aus London nach Dresden 41

Rede an Weber's letzter Ruhestätte. 46

Gesang nach der Bestattung. 49

Bericht über die Aufführung der neunten Symphonie von Beethoven im Jahre 1846, nebst Programm dazu 50

Lohengrin 65

Die Wibelungen. Weltgeschichte aus der Sage 115

Der Nibelungen-Mythus. Als Entwurf zu einem Drama. 156

Siegfried's Tod. 167

Trinkspruch am Gedenktage des 300jährigen Bestehens der königlichen musikalischen Kapelle in Dresden 229

Entwurf zur Organisation eines deutschen National-theaters für das Königreich Sachsen (1849) . . . 233

Einleitung.

Die Geschichte der Entstehung der in diesem zweiten Bande vorliegenden Arbeiten muß ich mir für eine spätere Mittheilung aufbehalten, da ich sie selbst bereits einige Jahre nach der Dresdener Periode, welcher jene angehören, in ausführlicherer Weise aufzeichnete, und zwar mit einer Behandlung und im Sinne einer Beurtheilung, welche zu deutlich den Charakter dieser etwas späteren Periode tragen, um nicht für die Einreihung in die Arbeiten aus derselben Zeit zurückgelegt werden zu müssen. Die Aufeinanderfolge in der Anordnung des Inhaltes wird dem Leser von selbst einen Blick in jene Entstehung ermöglichen. Vorherrschend sind die dramatisch-dichterischen Arbeiten, auf deren eine sich auch eine besondere Studie (über die „Wibelungen") bezieht. Auch was diese anfänglich unterbricht, sind Erinnerungen an Vorgänge aus dem Bereiche meiner künstlerischen Wirksamkeit in meiner Stellung als Dresdener Kapellmeister. Was diese letztere so plötzlich unterbrach, liegt für dießmal genügend in dem Charakter des am Schlusse dieses Bandes gegebenen Aufsatzes, eines Entwurfes zur Reorganisation des Dresdener Hoftheaters, und namentlich in der ihn einleitenden Mittheilung des Herganges bei der versuchten Verwerthung dieser Arbeit, angedeutet. So jähe der Fall aus der idealen Sphäre meiner Produktivität in die sehr realistische eines Befassens mit Berechnungen von Gehaltsétats u. dergl. dünken muß, bekämpfte ich schließlich doch meine eigenen Zweifel an der Tauglichkeit dieser Arbeit zu einer Mittheilung am betreffenden Orte, da ich erkannte, wie meine nachfolgenden, anscheinend exzentrischen Darstellungen des Verhältnisses unserer Kunst zu unserer gültigen Öffentlichkeit und ihrem Bestande vielleicht nur als die Auslassungen eines überspannten, jedenfalls durchaus unpraktischen Menschen, welcher der Realität des Lebens und seiner Verhältnisse gar nicht Rechnung zu tragen wüßte, beurtheilt

werden könnten. Es lag mir somit daran, durch die Mittheilung gerade dieser, fast lästig detaillirten Arbeit, zur Widerlegung des gewöhnlichen Vorurtheils phantasieloser Menschen beizutragen, welche den phantasievollen, produktiven Künstler, das von ihnen sogenannte „Genie", für durchaus unpraktisch und unfähig, die Wirklichkeit der Dinge kaltblütig zu erfassen, halten zu müssen so gern glauben. Sie, die in Nichts produktiv sind und eigentlich nie selbst einen praktischen Einfall haben, darüber zu belehren, wie stümperhaft sie in ihrer Praxis sind, und ihnen nachzuweisen, wie sie dieselben Mittel, mit denen das Zweckmäßigste und Bedeutendste hergestellt werden könnte, sobald aus dem innersten Wesen der Sache heraus das richtige Verständniß dafür erworben ist, auf das Jämmerlichste vergeuden und nutzlos verschwenden, — diesem Anreize war es mir damals schwer zu widerstehen, selbst wenn ich mir nicht schmeicheln durfte, für meine Belehrung und meinen Nachweis Anerkennung zu finden. Daß ein Miserfolg meiner Bemühungen in diesem Sinne nicht ausbleiben und meinem unnützen Versuche mit lächelndem Hohne zugesehen werden konnte, dieß mußte allerdings wiederum mich darüber belehren, daß ich, wenn ich wohl meine Sache richtig verstand, dennoch über die „Welt" noch in großem Irrthume mich befand. Worin dieser Irrthum bestand, habe ich hier gewiß nicht erst anzudeuten: wer ihn ganz erkennt, vermag dann über die Welt wohl nicht minder zu lächeln, als er von ihr belächelt wird, sobald er sie belehren will.

Immerhin bliebe der Fall denkbar, daß auch von jenen Regionen einmal ein ernster Ausblick nach Belehrung durch wahrhaft Sachverständige ausginge: ich wäre dann begierig zu erfahren, wie bei gewollter ernstlicher Erwägung derselben eine Arbeit, wie die hier in Rede stehende meinige vom Jahre 1849, als unpraktisch würde zurückgewiesen werden können. Auch ohne der Erwartung eines solchen Phänomen's zu leben, glaube ich dennoch meine Arbeit dem theilnehmenden Leser vollständig vorlegen zu müssen, wenn es mir ernstlich daran liegt, mich vollständig ihm bekannt zu machen.

So viel hier zur Entschuldigung, wenn diese nöthig war!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Tannhäuser

und

der Sängerkrieg auf Wartburg.

Personen.

Hermann, Landgraf von Thüringen.

Tannhäuser, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Biterolf, Heinrich der Schreiber, Reinmar von Zweter,	Ritter und Sänger.

Elisabeth, Nichte des Landgrafen.
Venus.
Ein junger Hirt.
Thüringische Grafen und Edelleute.
Edelfrauen.
Edelknaben.
Ältere und jüngere Pilger.
Die drei Grazien. — Jünglinge.
Sirenen. Najaden. Nymphen. Amoretten. Bacchantinnen. Satyre und Faune.

Thüringen. Wartburg.
Im Anfange des 13. Jahrhunderts.

Erster Aufzug.

Erste Scene.*)

(Die Bühne stellt das Innere des Venusberges [Hörselberges bei Eisenach] dar. Weite Grotte, welche sich im Hintergrunde durch eine Biegung nach rechts, wie unabsehbar dahin zieht. Aus einer zerklüfteten Öffnung, durch welche mattes Tageslicht hereinscheint, stürzt sich die ganze Höhe der Grotte entlang ein grünlicher Wasserfall herab, wild über Gestein schäumend; aus dem Becken, welches das Wasser auffängt, fließt nach dem ferneren Hintergrunde der Bach hin, welcher dort sich zu einem See sammelt, in welchem man die Gestalten badender Najaden, und an dessen Ufern gelagerte Sirenen gewahrt. Zu beiden Seiten der Grotte Felsenvorsprünge von unregelmäßiger Form, mit wunderbaren, korallenartigen tropischen Gewächsen bewachsen. Vor einer nach links aufwärts sich dehnenden Grottenöffnung, aus welcher ein zarter, rosiger Dämmer herausscheint, liegt im Vordergrunde Venus auf einem reichen Lager, vor ihr das Haupt in ihrem Schooße, die Harfe zur Seite, Tannhäuser halb knieend. Das Lager umgeben, in reizender Verschlingung gelagert, die drei Grazien. Zur Seite und hinter dem Lager zahlreiche schlafende Amoretten, wild über und neben einander gelagert, einen verworrenen Knäuel bildend, wie Kinder, die, von einer Balgerei ermattet, eingeschlafen sind. Der ganze Vordergrund ist von einem zauberhaften, von unten her dringenden, röthlichen Lichte beleuchtet, durch welches das Smaragdgrün des Wasserfalles, mit dem Weiß seiner schäumenden Wellen, stark durchbricht: der ferne Hintergrund mit den Seeufern ist von einem verklärt blauen Dufte mondscheinartig erhellt. – Beim Aufzuge des Vorhanges sind, auf den erhöhten Vorsprüngen, bei Bechern noch die Jünglinge gelagert, welche jetzt sofort den verlockenden Winken der Nymphen folgen, und zu diesen hinabeilen; die Nymphen hatten um das schäumende Becken des Wasserfalles den auffordernden Reigen begonnen, welcher die Jünglinge zu ihnen führen sollte: die Paare finden und mischen sich; Suchen, Fliehen und reizendes Necken beleben den Tanz. Aus dem ferneren Hintergrunde naht ein Zug von Bacchantinnen, welcher durch die Reihen der liebenden Paare, zu wilder Lust auffordernd, daherbraust. Durch Gebärden begeisterter Trunkenheit reißen die Bacchantinnen die Liebenden zu wachsender Ausgelassenheit hin. Satyre und Faune sind aus den Klüften erschienen, und drängen sich jetzt mit ihrem Tanze zwischen die Bacchanten und liebenden Paare. Sie vermehren durch ihre Jagd auf die Nymphen die Verwirrung; der allgemeine Taumel steigert sich zur höchsten Wuth. Hier, beim Ausbruche der höchsten Raserei, erheben sich entsetzt die drei Grazien. Sie suchen den Wüthenden Einhalt zu thun und sie zu entfernen Machtlos fürchten sie selbst mit fortgerissen zu werden: sie wenden sich zu den schlafenden Amoretten, rütteln sie auf, und jagen sie in die Höhe. Diese flattern wie eine Schaar Vögel aufwärts auseinander, nehmen in der Höhe, wie in Schlachtordnung, den ganzen Raum der Höhle ein, und schießen von da herab einen unaufhörlichen Hagel von Pfeilen auf das Getümmel in der Tiefe. Die Verwundeten, von mächtigem Liebessehnen ergriffen, lassen vom rasenden Tanze ab und sinken in Ermattung. Die Grazien bemächtigen sich der Verwundeten und suchen, indem sie die Trunkenen zu Paaren fügen, sie mit sanfter Gewalt nach dem Hintergrund zu zu zerstreuen. Dort nach den verschiedensten Richtungen hin entfernen sich [zum Theil auch von der Höhe herab durch die Amoretten verfolgt] die Bacchanten, Faunen, Satyren, Nymphen und Jünglinge. Ein immer dichterer rosiger Duft senkt sich herab; in ihm verschwinden zunächst die Amoretten, dann bedeckt er den ganzen Hintergrund, so daß endlich, außer Venus und Tannhäuser, nur noch die drei Grazien sichtbar zurückbleiben. Diese wenden sich jetzt nach dem Vordergrunde zurück; in anmuthigen Verschlingungen nahen sie sich Venus, ihr gleichsam von dem Siege berichtigend, den sie über die wilden Leidenschaften der Unterthanen ihres Reiches gewonnen. — Venus blickt dankend zu ihnen.)

---

*) Die beiden ersten Scenen sind hier nach der späteren Ausführung gegeben, welche der Verfasser als einzig giltig auch für die Aufführung derselben anerkannt wissen will. D. Herausg.

Gesang der Sirenen.

Naht euch dem Strande,
naht euch dem Lande,
wo in den Armen
glühender Liebe
selig Erwarmen
still' eure Triebe!

(Der dichte Duft im Hintergrunde zertheilt sich; ein Nebelbild zeigt die Entführung der Europa, welche auf dem Rücken des mit Blumen geschmückten weißen Stieres, von Tritonen und Nereiden geleitet, durch das blaue Meer dahinfährt. Der rosige Duft schließt sich wieder, das Bild verschwindet, und die Grazien deuten nun durch einen anmuthigen Tanz den geheimnißvollen Inhalt des Bildes, als ein Werk der Liebe, an. Von Neuem theilt sich der Duft. Man erblickt in sanfter Mondesdämmerung Leda, am Waldteiche ausgestreckt; der Schwan schwimmt auf sie zu und birgt schmeichelnd seinen Hals an ihrem Busen. Allmählich verbleicht auch dieses Bild. Der Duft verzieht sich endlich ganz, und zeigt die ganze Grotte einsam und still. Die Grazien neigen sich lächelnd vor Venus, und entfernen sich langsam nach der Seiten-Grotte. Tiefste Ruhe. Unveränderte Gruppe der Venus und Tannhäuser's.)

Zweite Scene.

Venus. Tannhäuser.

(Tannhäuser zuckt mit dem Haupte empor, als fahre er aus einem Traume auf. — Venus zieht ihn schmeichelnd zurück. — Tannhäuser führt die Hand über die Augen, als ob er ein Traumbild fest zu halten suche.)

Venus.

Geliebter, sag', wo weilt dein Sinn?

Tannhäuser.

Zu viel! Zu viel! O, daß ich nun
erwachte!

Venus.

Sprich, was kümmert dich?

Tannhäuser.

Im Traum war mir's, als hörte ich —
was meinem Ohr so lange fremd!
als hörte ich der Glocken froh Geläute: —
o, sag'! Wie lange hört' ich's doch nicht mehr?

Venus.

Wohin verlierst du dich? Was ficht dich an?

Tannhäuser.

Die Zeit, die hier ich weil', ich kann sie nicht
ermessen: — Tage, Monde — giebt's für mich

nicht mehr, denn nicht mehr sehe ich die Sonne,
nicht mehr des Himmels freundliche Gestirne; —
den Halm seh' ich nicht mehr, der frisch ergrünend
den neuen Sommer bringt; — die Nachtigall
nicht hör' ich mehr, die mir den Lenz verkünde: —
hör' ich sie nie, seh' ich sie niemals mehr?

Venus.

Ha! Was vernehm' ich? Welche thör'ge Klagen!
Bist du so bald der holden Wunder müde,
die meine Liebe dir bereitet? — Oder
wie? Reu't es dich so sehr, ein Gott zu sein?
Hast du so bald vergessen, wie du einst
gelitten, während jetzt du dich erfreu'st? —
Mein Sänger, auf! Ergreife deine Harfe!
Die Liebe fei're, die so herrlich du besingst,
daß du der Liebe Göttin selber dir gewannst!
Die Liebe fei're, da ihr höchster Preis dir ward!

Tannhäuser

(zu einem plötzlichen Entschlusse ermannt, nimmt die Harfe und stellt sich feierlich vor Venus hin).

Dir töne Lob! Die Wunder sei'n gepriesen,
die deine Macht mir Glücklichem erschuf!
Die Wonnen süß, die deiner Huld entsprießen,
erheb' mein Lied in lautem Jubelruf!
Nach Freude, ach! nach herrlichem Genießen
verlangt' mein Herz, es dürstete mein Sinn:
da, was nur Göttern einstens du erwiesen,
gab deine Gunst mir Sterblichem dahin. —
Doch sterblich, ach! bin ich geblieben,
und übergroß ist mir dein Lieben;
wenn stets ein Gott genießen kann,
bin ich dem Wechsel unterthan;
nicht Lust allein liegt mir am Herzen,
aus Freuden sehn' ich mich nach Schmerzen:
aus deinem Reiche muß ich flieh'n, —
o, Königin, Göttin! Laß mich zieh'n!

Venus (noch auf ihrem Lager).

Was muß ich hören! Welch' ein Sang!
Welch' trübem Ton verfällt dein Lied!
Wohin floh die Begeist'rung dir,
die Wonnesang dir nur gebot?
Was ist's? Worin war meine Liebe lässig?
Geliebter, wessen klagest du mich an?

Tannhäuser (zur Harfe).

Dank deiner Huld! Gepriesen sei dein Lieben!
Beglückt für immer, wer bei dir geweilt!
Beneidet ewig, wer mit warmen Trieben
in deinen Armen Göttergluth getheilt!
Entzückend sind die Wunder deines Reiches,
den Zauber aller Wonnen athm' ich hier;
kein Land der weiten Erde bietet Gleiches,
was sie besitzt, scheint leicht entbehrlich dir.
Doch ich aus diesen ros'gen Düften
verlange nach des Waldes Lüften,
nach unsres Himmels klarem Blau,
nach unsrem frischen Grün der Au',
nach unsrer Vöglein liebem Sange,
nach unsrer Glocken trautem Klange: —
Aus deinem Reiche muß ich flieh'n, —
o Königin, Göttin! Laß mich zieh'n!

Venus (leidenschaftlich aufspringend).

Treuloser! Weh! Was lässest du mich hören?
Du wagest meine Liebe zu verhöhnen?
Du preisest sie, und willst sie dennoch flieh'n?
Zum Überdruß ist dir mein Reiz gedieh'n?

Tannhäuser.

O schöne Göttin! Wolle mir nicht zürnen!
Dein übergroßer Reiz ist's, den ich meide.

Venus.

Weh' dir! Verräther! Heuchler! Undankbarer!
Ich lass' dich nicht! Du darfst von mir nicht zieh'n!

Tannhäuser.

Nie war mein Lieben größer, niemals wahrer,
als jetzt, da ich für ewig dich muß flieh'n!

(Venus hat mit heftiger Gebärde ihr Gesicht, von ihren Händen bedeckt, abgewandt. Nach einem Schweigen wendet sie es lächelnd und mit verführerischem Ausdrucke Tannhäuser wieder zu.)

Venus (mit leiser Stimme beginnend).

Geliebter, komm'! Sieh' dort die Grotte,
von ros'gen Düften mild durchwallt!
Entzücken böt' selbst einem Gotte
der süß'sten Freuden Aufenthalt:
besänftigt auf dem weichsten Pfühle
flieh' deine Glieder jeder Schmerz,
dein brennend Haupt umwehe Kühle,
wonnige Gluth durchschwell' dein Herz.
Aus holder Ferne mahnen süße Klänge,
daß dich mein Arm in trauter Näh' umschlänge:
von meinen Lippen schlürfst du Göttertrank,
aus meinen Augen strahlt dir Liebesdank: —
ein Freudenfest soll unsrem Bund entstehen,
der Liebe Feier laß uns froh begehen!
Nicht sollst du ihr ein scheues Opfer weih'n, —
nein! — mit der Liebe Göttin schwelge im Verein.

Sirenen (aus weiter Ferne, unsichtbar).

Naht euch dem Strande,
naht euch dem Lande!

Venus

(Tannhäuser sanft nach sich ziehend).

Mein Ritter! Mein Geliebter! Willst du flieh'n?

Tannhäuser

(auf das Äußerste hingerissen, greift mit trunkener Gebärde in die Harfe).

Stets soll nur dir, nur dir mein Lied ertönen!
Gesungen laut sei nur dein Preis von mir!
Dein süßer Reiz ist Quelle alles Schönen,
und jedes holde Wunder stammt von dir.
Die Gluth, die du mir in das Herz gegossen,
als Flamme lod're hell sie dir allein!
Ja, gegen alle Welt will unverdrossen
fortan ich nun dein kühner Streiter sein. —

Doch hin muß ich zur Welt der Erden,
bei dir kann ich nur Sklave werden;
nach Freiheit doch verlange ich,
nach Freiheit, Freiheit dürstet's mich;
zu Kampf und Streite will ich stehen,
sei's auch auf Tod und Untergehen: —
drum muß aus deinem Reich ich flieh'n, —
o Königin, Göttin! Laß mich zieh'n!

Venus (im heftigsten Zorne).

Zieh' hin, Wahnsinniger, zieh' hin!
Verräther, sieh', nicht halt' ich dich!
Ich geb' dich frei, — zieh' hin! zieh' hin!
Was du verlangst, das sei dein Loos!
Hin zu den kalten Menschen flieh',
vor deren blödem, trübem Wahn
der Freude Götter wir entfloh'n
tief in der Erde wärmenden Schoos.
Zieh' hin, Bethörter! Suche dein Heil,
suche dein Heil — und find' es nie!
Die du bekämpft, die du besiegt,
die du verhöhnt mit jubelndem Stolz,
flehe sie an, die du verlacht,
wo du verachtest, jamm're um Huld!
Deiner Schande Schmach blüht dir dann auf;
gebannt, verflucht, folgt dir der Hohn:
zerknirscht, zertreten seh' ich dich nah'n,
bedeckt mit Staub das entehrte Haupt.
— „O fändest du sie wieder,
die einst dir gelacht!
Ach, öffneten sich wieder
die Thore ihrer Pracht!“ —
Da liegt er vor der Schwelle,
wo einst ihm Freude floß:
um Mitleid, nicht um Liebe,
fleht bettelnd der Genoß!
Zurück der Bettler! Sklave, weich'!
Nur Helden öffnet sich mein Reich!

Tannhäuser.

Der Jammer sei dir kühn erspart,
daß du entehrt mich nahen säh'st.
Für ewig scheid' ich: lebe wohl!
Der Göttin kehr' ich nie zurück.

Venus.

Ha! Kehrtest du mir nie zurück! —
Was sagt' ich? —
Was sagt' er? —
Wie es denken?
Wie es fassen!
Mein Trauter ewig mich verlassen? —
Wie hätt' ich das verschuldet,
die Göttin aller Hulden?
Wie ihr die Wonne rauben,
dem Freunde zu vergeben?
Wie lächelnd unter Thränen
ich sehnsuchtsvoll dir lauschte,
den stolzen Sang zu hören,
der rings so lang' verstummt, —
oh! könntest je du wähnen,
daß ungerührt ich bliebe,
dräng' deiner Seele Seufzen
in Klagen zu mir her?
Daß ich in deinen Armen
mir letzte Tröstung fand,
lass' dess' mich nicht entgelten,
verschmäh' nicht meinen Trost! —
Ach! kehrtest du nicht wieder,
dann träfe Fluch die Welt;
für ewig läg' sie öde,
aus der die Göttin schwand! —
Kehr' wieder! Kehr' mir wieder!
Trau' meiner Liebeshuld! —

Tannhäuser.

Wer, Göttin, dir entflieht,
flieht ewig jeder Huld.

Venus.

Nicht wehre stolz dem Sehnen,
wenn neu dich's zu mir zieht.

Tannhäuser.

Mein Sehnen drängt zum Kampfe;
nicht such' ich Wonn' und Lust.
O, Göttin, woll' es fassen,
mich drängt es hin zum Tod!

Venus.

Wenn selbst der Tod dich meidet,
ein Grab dir selbst verwehrt?

Tannhäuser.

Den Tod, das Grab im Herzen,
durch Buße find' ich Ruh'.

Venus.

Nie ist dir Ruh' beschieden,
nie findest du das Heil!
Kehr' wieder, suchst du Frieden!
Kehr' wieder, suchst du Heil!

Tannhäuser.

Göttin der Wonne, nicht in dir —
Mein Fried', mein Heil ruht in Maria!
(Furchtbarer Schlag. Venus verschwindet.)

Dritte Scene.

(Tannhäuser steht plötzlich in einem schönen Thale, über ihm blauer Himmel. Rechts im Hintergrunde die Wartburg, links in größerer Ferne der Hörselberg. — Rechter Hand führt auf der halben Höhe des Thales ein Bergweg nach dem Vordergrunde zu, wo er dann seitwärts abbiegt; in demselben Vordergrund ist ein Muttergottesbild, zu welchem ein niedriger Bergvorsprung hinaufführt. — Von der Höhe links vernimmt man das Geläute von Herdeglocken; auf einem hohen Vorsprunge sitzt ein junger Hirt mit der Schalmei und singt.)

Hirt.

Frau Holda kam aus dem Berg hervor,
zu ziehen durch Flur und Auen;
gar süßen Klang vernahm da mein Ohr,
mein Auge begehrte zu schauen: —

da träumt' ich manchen holden Traum,
und als mein Aug' erschlossen kaum,
da strahlte warm die Sonnen,
der Mai, der Mai war kommen.
Nun spiel' ich lustig die Schalmei: —
der Mai ist da, der liebe Mai!

(Er spielt auf der Schalmei. Man hört den Gesang der älteren Pilger, welche, von der Richtung der Wartburg her kommend, den Bergweg rechts entlang ziehen.)

Gesang der älteren Pilger.

Zu dir wall' ich, mein Jesus Christ,
der du des Sünders Hoffnung bist!
Gelobt sei, Jungfrau süß und rein,
der Wallfahrt wolle günstig sein! —
Ach, schwer drückt mich der Sünden Last,
kann länger sie nicht mehr ertragen;
drum will ich auch nicht Ruh' noch Rast,
und wähle gern mir Müh' und Plagen.
Am hohen Fest der Gnadenhuld
in Demuth sühn' ich meine Schuld;
gesegnet, wer im Glauben treu:
er wird erlöst durch Buß' und Reu'.

(Der Hirt, der fortwährend auf der Schalmei gespielt hat, hält ein, als der Zug der Pilger auf der Höhe ihm gegenüber ankommt.)

Hirt

(den Hut schwenkend und den Pilgern laut zurufend).

Glück auf! Glück auf nach Rom!
Betet für meine arme Seele!

Tannhäuser

(tief ergriffen auf die Kniee sinkend).

Allmächt'ger, dir sei Preis!
Hehr sind die Wunder deiner Gnade.

(Der Zug der Pilger entfernt sich immer weiter von der Bühne, so daß der Gesang allmählich verhallt.)

Pilgergesang.

Zu dir wall' ich, mein Jesus Christ,
der du des Pilgers Hoffnung bist!
Gelobt sei, Jungfrau süß und rein,
der Wallfahrt wolle günstig sein!

Tannhäuser
(als der Gesang der Pilger sich hier etwas verliert, singt, auf den Knieen, wie in brünstiges Gebet versunken, weiter).

Ach, schwer drückt mich der Sünden Last,
kann länger sie nicht mehr ertragen;
drum will ich auch nicht Ruh noch Rast,
und wähle gern mir Müh' und Plagen.

(Thränen ersticken seine Stimme; man hört in weiter Ferne den Pilgergesang fortsetzen bis zum letzten Verhallen, während sich aus dem tiefsten Hintergrunde, wie von Eisenach herkommend, das Geläute von Kirchglocken vernehmen läßt. Als auch dieses schweigt, hört man von links immer näher kommende Hornrüfe.)

Vierte Scene.

(Von der Anhöhe links herab aus einem Waldwege treten der Landgraf und die Sänger, in Jägertracht, einzeln auf. Im Verlaufe der Scene findet sich der ganze Jagdtroß des Landgrafen nach und nach auf der Bühne ein.)

Landgraf.
Wer ist der dort im brünstigen Gebete?

Walther.
Ein Büßer wohl.

Biterolf.
Nach seiner Tracht ein Ritter.

Wolfram
(der auf Tannhäuser zugegangen ist und ihn erkannt hat).
Er ist es!

Die Sänger und der **Landgraf.**
Heinrich! Heinrich! Seh' ich recht?

(Tannhäuser, der überrascht schnell aufgefahren ist, ermannt sich und verneigt sich stumm gegen den Landgrafen,. nachdem er einen flüchtigen Blick auf ihn und die Sänger geworfen.)

Landgraf.
Du bist es wirklich? Kehrest in den Kreis
zurück, den du in Hochmuth stolz verließest?

Biterolf.
Sag', was uns deine Wiederkunft bedeutet?
Versöhnung? Oder gilt's erneu'tem Kampf?

Walther.
Nah'st du als Freund uns oder Feind?

*

Die anderen Sänger außer **Wolfram.**

Als Feind?

Wolfram.

O fraget nicht! Ist dieß des Hochmuths Miene? —
Gegrüßt sei uns, du kühner Sänger,
der, ach! so lang' in unsrer Mitte fehlt!

Walther.

Willkommen, wenn du friedlich nah'st!

Biterolf.

Gegrüßt, wenn du uns Freunde nennst!

Alle Sänger.

Gegrüßt! Gegrüßt! Gegrüßt sei uns!

Landgraf.

So sei willkommen denn auch mir!
Sag' an, wo weiltest du so lang'?

Tannhäuser.

Ich wanderte in weiter, weiter Fern', —
da, wo ich nimmer Rast noch Ruhe fand.
Fragt nicht! Zum Kampf mit euch nicht kam ich her.
Seid mir versöhnt, und laßt mich weiter zieh'n!

Landgraf.

Nicht doch! Der Unsre bist du neu geworden.

Walther.

Du darfst nicht zieh'n.

Biterolf.

Wir lassen dich nicht fort.

Tannhäuser.

Laßt mich! Mir frommet kein Verweilen,
und nimmer kann ich rastend steh'n;
mein Weg heißt mich nur vorwärts eilen,
denn rückwärts darf ich niemals seh'n.

Der Landgraf und die **Sänger.**

O bleib', bei uns sollst du verweilen,
wir lassen dich nicht von uns geh'n.
Du suchtest uns, warum enteilen
nach solchem kurzen Wiederseh'n?

Tannhäuser (sich losreißend).

Fort! Fort von hier!

Die Sänger.

Bleib'! Bleib' bei uns!

Wolfram
(Tannhäuser in den Weg tretend, mit erhobener Stimme).

Bleib' bei Elisabeth!

Tannhäuser
(heftig und freudig ergriffen).

Elisabeth! O Macht des Himmels,
rufst du den süßen Namen mir?

Wolfram.

Nicht sollst du Feind mich schelten, daß ich ihn
genannt! — Erlaubest du mir, Herr, daß ich
Verkünder seines Glücks ihm sei?

Landgraf.

Nenn' ihm den Zauber, den er ausgeübt, —
und Gott verleih' ihm Tugend,
daß würdig er ihn löse!

Wolfram.

Als du in kühnem Sange uns bestrittest,
bald siegreich gegen unsre Lieder sangst,
durch unsre Kunst Besiegung bald erlittest:
ein Preis doch war's, den du allein errangst.
War's Zauber, war es reine Macht,
durch die solch' Wunder du vollbracht,
an deinen Sang voll Wonn' und Leid
gebannt die tugendreichste Maid?
Denn, ach! als du uns stolz verlassen,
verschloß ihr Herz sich unsrem Lied;

wir sahen ihre Wang' erblassen,
für immer unsren Kreis sie mied. —
O kehr' zurück, du kühner Sänger,
dem unsren sei dein Lied nicht fern, —
den Festen fehle sie nicht länger,
auf's Neue leuchte uns ihr Stern!

Die Sänger.

Sei unser, Heinrich! Kehr' uns wieder!
Zwietracht und Streit sei abgethan!
Verein ertönen unsre Lieder,
und Brüder nenne uns fortan!

Tannhäuser
(innig gerührt, umarmt Wolfram und die Sänger mit Heftigkeit).

Zu ihr! Zu ihr! O, führet mich zu ihr!
Ha, jetzt erkenne ich sie wieder,
die schöne Welt, der ich entrückt!
Der Himmel blickt auf mich hernieder,
die Fluren prangen reich geschmückt.
Der Lenz mit tausend holden Klängen
zog jubelnd in die Seele mir;
in süßem, ungestümem Drängen
ruft laut mein Herz: zu ihr, zu ihr!

Landgraf und die **Sänger.**

Er kehrt zurück, den wir verloren!
Ein Wunder hat ihn hergebracht.
Die ihm den Übermuth beschworen,
gepriesen sei die holde Macht!
Nun lausche unsren Hochgesängen
von Neuem der Geprief'nen Ohr!
Es tön' in frohbelebten Klängen
das Lied aus jeder Brust hervor!

(Der ganze Jagdtroß hat sich im Thale versammelt. Der Landgraf stößt in sein Horn: laute Hornrüfe der Jäger antworten ihm. Der Landgraf und die Sänger besteigen Pferde, welche man ihnen von der Wartburg her entgegengeführt hat.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

(Die Sängerhalle auf der Wartburg; nach hinten freie Aussicht auf den Burghof und das Thal.)

Elisabeth (tritt freudig bewegt ein).

Dich, theure Halle, grüß' ich wieder,
froh grüß' ich dich, geliebter Raum!
In dir erwachen seine Lieder,
und wecken mich aus düst'rem Traum. —
Da er aus dir geschieden,
wie öd' erschienst du mir!
Aus mir entfloh der Frieden,
die Freude zog aus dir. —
Wie jetzt mein Busen hoch sich hebet,
so scheinst du jetzt mir stolz und hehr;
der dich und mich so neu belebet,
nicht länger weilt er ferne mehr.
Sei mir gegrüßt! sei mir gegrüßt!

Zweite Scene.

(Wolfram und Tannhäuser erscheinen im Hintergrunde.)

Wolfram.

Dort ist sie; — nahe dich ihr ungestört!

(Er bleibt, an die Mauerbrüstung des Balkons gelehnt, im Hintergrunde.)

Tannhäuser

(ungestüm zu den Füßen Elisabeth's stürzend).

O Fürstin!

Elisabeth (in schüchterner Verwirrung).

Gott! — Steht auf! Laßt mich! Nicht darf ich euch hier seh'n!

(Sie will sich entfernen.)

Tannhäuser.

Du darfst! O bleib' und laß
zu deinen Füßen mich!

Elisabeth (sich freundlich zu ihm wendend).

So stehet auf!
Nicht sollet hier ihr knie'n, denn diese Halle
ist euer Königreich. O, stehet auf!
Nehmt meinen Dank, daß ihr zurückgekehrt! —
Wo weiltet ihr so lange?

Tannhäuser (sich langsam erhebend).

Fern von hier,
in weiten, weiten Landen. Dichtes Vergessen
hat zwischen heut' und gestern sich gesenkt. —
All' mein Erinnern ist mir schnell geschwunden,
und nur des Einen muß ich mich entsinnen,
daß nie mehr ich gehofft euch zu begrüßen,
noch je zu euch mein Auge zu erheben. —

Elisabeth.

Was war es dann, das euch zurückgeführt?

Tannhäuser.

Ein Wunder war's,
ein unbegreiflich hohes Wunder!

Elisabeth (freudig aufwallend).

Gepriesen sei dieß Wunder
aus meines Herzens Tiefe!
(Sich mäßigend, — in Verwirrung.)
Verzeiht, wenn ich nicht weiß, was ich beginne!
Im Traum bin ich, und thör'ger als ein Kind, —
machtlos der Macht der Wunder preisgegeben.
Fast kenn' ich mich nicht mehr; o, helfet mir,
daß ich das Räthsel meines Herzens löse!
Der Sänger klugen Weisen
lauscht' ich sonst gern und viel;
ihr Singen und ihr Preisen
schien mir ein holdes Spiel.

Doch welch' ein seltsam neues Leben
rief euer Lied mir in die Brust!
Bald wollt' es mich wie Schmerz durchbeben,
bald drang's in mich wie jähe Lust:
Gefühle, die ich nie empfunden!
Verlangen, das ich nie gekannt!
Was einst mir lieblich, war verschwunden
vor Wonnen, die noch nie genannt! —
Und als ihr nun von uns gegangen, —
war Frieden mir und Lust dahin;
die Weisen, die die Sänger sangen,
erschienen matt mir, trüb' ihr Sinn;
im Traume fühlt' ich dumpfe Schmerzen,
mein Wachen ward trübsel'ger Wahn;
die Freude zog aus meinem Herzen: —
Heinrich! Was thatet ihr mir an?

Tannhäuser (hingerissen).

Den Gott der Liebe sollst du preisen,
er hat die Saiten mir berührt,
er sprach zu dir aus meinen Weisen,
zu dir hat er mich hergeführt!

Elisabeth.

Gepriesen sei die Stunde,
gepriesen sei die Macht,
die mir so holde Kunde
von eurer Näh' gebracht!
Von Wonneglanz umgeben,
lacht mir der Sonne Schein;
erwacht zu neuem Leben,
nenn' ich die Freude mein!

Tannhäuser.

Gepriesen sei die Stunde,
gepriesen sei die Macht,
die mir so holde Kunde
aus deinem Mund gebracht.
Dem neu erkannten Leben
darf ich mich muthig weih'n;

ich nenn' in freud'gem Beben
sein schönstes Wunder mein!

Wolfram (im Hintergrunde).

So flieht für dieses Leben
mir jeder Hoffnung Schein!

(Tannhäuser trennt sich von Elisabeth; er geht auf Wolfram zu, umarmt ihn, und entfernt sich mit ihm.)

Dritte Scene.

(Der Landgraf tritt aus einem Seitengange auf; Elisabeth eilt ihm entgegen und birgt ihr Gesicht an seiner Brust.)

Landgraf.

Dich treff' ich hier in dieser Halle, die
so lange du gemieden? Endlich denn
lockt dich ein Sängerfest, das wir bereiten?

Elisabeth.

Mein Oheim! O, mein güt'ger Vater!

Landgraf.

Drängt
es dich, dein Herz mir endlich zu erschließen?

Elisabeth.

Blick' mir in's Auge! Sprechen kann ich nicht.

Landgraf.

Noch bleibe denn unausgesprochen
dein süß Geheimniß kurze Frist;
der Zauber bleibe ungebrochen
bis du der Lösung mächtig bist. —
So sei's! Was der Gesang so Wunderbares
erweckt und angeregt, soll heute er
enthüllen auch und mit Vollendung krönen.
Die holde Kunst, sie werde jetzt zur That!

(Man hört Trompeten.)

Schon nahen sich die Edlen meiner Lande,
die ich zum selt'nen Fest hieher beschied;
zahlreicher nahen sie als je, da sie
gehört, daß du des Festes Fürstin sei'st.

Vierte Scene.

(Trompeten. — Grafen, Ritter und Edelfrauen in reichem Schmucke werden durch Edelknaben eingeführt. — Der Landgraf mit Elisabeth empfängt und begrüßt sie.)

Chor.

Freudig begrüßen wir die edle Halle,
wo Kunst und Frieden immer nur verweil',
wo lange noch der frohe Ruf erschalle:
Thüringen's Fürsten, Landgraf Hermann, Heil!

(Die Ritter und Frauen haben die von den Edelknaben ihnen angewiesenen, in einem weiten Halbkreise erhöhten Plätze eingenommen. Der Landgraf und Elisabeth nehmen im Vordergrunde unter einem Baldachin Ehrensitze ein. — Trompeten. — Die Sänger treten auf und verneigen sich feierlich mit ritterlichem Gruße gegen die Versammlung; darauf nehmen sie in der leergelassenen Mitte des Saales die in einem engeren Halbkreise für sie bestimmten Sitze ein. Tannhäuser im Mittelgrunde rechts, Wolfram am entgegengesetzten Ende links, der Versammlung gegenüber.

Der Landgraf (erhebt sich).

Gar viel und schön ward hier in dieser Halle
von euch, ihr lieben Sänger, schon gesungen;
in weisen Räthseln wie in heit'ren Liedern
erfreutet ihr gleich sinnig unser Herz. —
Wenn unser Schwert in blutig ernsten Kämpfen
stritt für des deutschen Reiches Majestät,
wenn wir dem grimmen Welfen widerstanden
und dem verderbenvollen Zwiespalt wehrten:
so ward von euch nicht mind'rer Preis errungen.
Der Anmuth und der holden Sitte,
der Tugend und dem reinen Glauben
erstrittet ihr durch eure Kunst
gar hohen, herrlich schönen Sieg. —
Bereitet heute uns denn auch ein Fest,
heut', wo der kühne Sänger uns zurück
gekehrt, den wir so ungern lang' vermißten.
Was wieder ihn in unsre Nähe brachte,
ein wunderbar Geheimniß dünkt es mich;
durch Liedes Kunst soll't ihr es uns enthüllen,
deßhalb stell' ich die Frage jetzt an euch:
könnt ihr der Liebe Wesen mir ergründen?
Wer es vermag, wer sie am würdigsten
besingt, dem reich' Elisabeth den Preis:
er ford're ihn so hoch und kühn er wolle,

ich sorge, daß sie ihn gewähren solle. —
Auf, liebe Sänger! Greifet in die Saiten!
Die Aufgab' ist gestellt, kämpft um den Preis,
und nehmet all' im Voraus unsren Dank!

(Trompeten.)

Chor der Ritter und Edelfrauen.

Heil! Heil! Thüringen's Fürsten Heil!
Der holden Kunst Beschützer Heil!

(Alle setzen sich. Vier Edelknaben treten vor, sammeln in einem goldenen Becher von jedem der Sänger seinen auf ein Blättchen geschriebenen Namen ein und reichen ihn Elisabeth, welche eines der Blättchen herauszieht und es den Edelknaben reicht. Diese, nachdem sie den Namen gelesen, treten feierlich in die Mitte und rufen: —)

Vier Edelknaben.

Wolfram von Eschenbach beginne!

(Tannhäuser stützt sich auf seine Harfe und scheint sich in Träumereien zu verlieren. Wolfram erhebt sich.)

Wolfram.

Blick' ich umher in diesem edlen Kreise,
welch' hoher Anblick macht mein Herz erglüh'n!
So viel der Helden, tapfer, deutsch und weise, —
ein stolzer Eichwald, herrlich, frisch und grün.
Und hold und tugendsam erblick' ich Frauen, —
lieblicher Blüthen düftereichsten Kranz.
Es wird der Blick wohl trunken mir vom Schauen,
mein Lied verstummt vor solcher Anmuth Glanz. —
Da blick' ich auf zu einem nur der Sterne,
der an dem Himmel, der mich blendet, steht:
es sammelt sich mein Geist aus jeder Ferne,
andächtig sinkt die Seele in Gebet.
Und sieh'! Mir zeiget sich ein Wunderbronnen,
in den mein Geist voll hohen Staunens blickt:
aus ihm er schöpfet gnadenreiche Wonnen,
durch die mein Herz er namenlos erquickt.
Und nimmer möcht' ich diesen Bronnen trüben,
berühren nicht den Quell mit frevlem Muth:
in Anbetung möcht' ich mich opfernd üben,
vergießen froh mein letztes Herzensblut. —
Ihr Edlen mög't in diesen Worten lesen,
wie ich erkenn' der Liebe reinstes Wesen!

Die Ritter und Frauen (in beifälliger Bewegung).
So ist's! So ist's! Gepriesen sei dein Lied!

Tannhäuser
(der gegen das Ende von Wolfram's Gesange wie aus dem Traume auffuhr, erhebt sich schnell).

Auch ich darf mich so glücklich nennen
zu schau'n, was, Wolfram, du geschaut!
Wer sollte nicht den Bronnen kennen?
Hör', seine Tugend preis' ich laut! —
Doch ohne Sehnsucht heiß zu fühlen
ich seinem Quell nicht nahen kann:
Des Durstes Brennen muß ich kühlen,
getrost leg' ich die Lippen an.
In vollen Zügen trink' ich Wonnen,
in die kein Zagen je sich mischt:
denn unversiegbar ist der Bronnen,
wie mein Verlangen nie erlischt.
So, daß mein Sehnen ewig brenne,
lab' an dem Quell ich ewig mich:
und wisse, Wolfram, so erkenne
der Liebe wahrstes Wesen ich!

(Elisabeth macht eine Bewegung, ihren Beifall zu bezeigen; da aber alle Zuhörer in ernstem Schweigen verharren, hält sie sich schüchtern zurück.)

Walther von der Vogelweide (erhebt sich).
Den Bronnen, den uns Wolfram nannte,
ihn schaut auch meines Geistes Licht;
doch, der in Durst für ihn entbrannte,
du, Heinrich, kennst ihn wahrlich nicht.
Laß dir denn sagen, laß dich lehren:
der Bronnen ist die Tugend wahr.
Du sollst in Inbrunst ihn verehren
und opfern seinem holden Klar.
Legst du an seinen Quell die Lippen,
zu kühlen frevle Leidenschaft,
ja, wolltest du am Rand nur nippen,
wich' ewig ihm die Wunderkraft!
Willst du Erquickung aus dem Bronnen haben,
mußt du dein Herz, nicht deinen Gaumen laben.

Die Zuhörer (in lautem Beifall).
Heil Walther! Preis sei deinem Liede!

Tannhäuser (sich heftig erhebend).
O Walther, der du also sangest,
du hast die Liebe arg entstellt!
Wenn du in solchem Schmachten bangest,
versiegte wahrlich wohl die Welt.
Zu Gottes Preis in hoch erhab'ne Fernen,
blickt auf zum Himmel, blickt zu seinen Sternen!
Anbetung solchen Wundern zollt,
da ihr sie nicht begreifen sollt!
Doch was sich der Berührung beuget,
euch Herz und Sinnen nahe liegt,
was sich, aus gleichem Stoff erzeuget,
in weicher Formung an euch schmiegt, —
dem ziemt Genuß in freud'gem Triebe,
und im Genuß nur kenn' ich Liebe!
(Große Aufregung unter den Zuhörern.)

Biterolf (sich mit Ungestüm erhebend).
Heraus zum Kampfe mit uns Allen!
Wer bliebe ruhig, hört er dich?
Wird deinem Hochmuth es gefallen,
so höre, Läst'rer, nun auch mich!
Wenn mich begeistert hohe Liebe,
stählt sie die Waffen mir mit Muth;
daß ewig ungeschmäht sie bliebe,
vergöss' ich stolz mein letztes Blut.
Für Frauenehr' und hohe Tugend
als Ritter kämpf' ich mit dem Schwert;
doch, was Genuß beut' deiner Jugend,
ist wohlfeil, keines Streiches werth.

Die Zuhörer (in tobendem Beifalle).
Heil, Biterolf! Hier unser Schwert!

Tannhäuser
(in stets zunehmender Hitze aufspringend).
Ha, thör'ger Prahler, Biterolf!
Singst du von Liebe, grimmer Wolf?

Gewißlich hast du nicht gemeint,
was mir genießenswerth erscheint.
Was hast du Ärmster wohl genossen?
Dein Leben war nicht liebereich,
und was von Freuden dir entsprossen,
das galt wohl wahrlich keinen Streich!
(Zunehmende Aufregung unter den Zuhörern.)

Ritter (von verschiedenen Seiten).
Laßt ihn nicht enden! — Wehret seiner Kühnheit!

Landgraf
(zu Biterolf, der nach dem Schwerte greift).
Zurück das Schwert! Ihr Sänger, haltet Frieden!

Wolfram
(erhebt sich in edler Entrüstung. Bei seinem Beginn tritt sogleich die größte Ruhe wieder ein).
O Himmel, laß dich jetzt erflehen,
gieb meinem Lied der Weihe Preis!
Gebannt laß mich die Sünde sehen
aus diesem edlen, reinen Kreis!
Dir, hohe Liebe, töne
begeistert mein Gesang,
die mir in Engels-Schöne
tief in die Seele drang!
Du nah'st als Gottgesandte,
ich folg' aus holder Fern', —
so führst du in die Lande,
wo ewig strahlt dein Stern.

Tannhäuser (in höchster Verzückung).
Dir, Göttin der Liebe, soll mein Lied ertönen!
Gesungen laut sei jetzt dein Preis von mir!
Dein süßer Reiz ist Quelle alles Schönen,
und jedes holde Wunder stammt von dir.
Wer dich mit Gluth in seinen Arm geschlossen,
was Liebe ist, kennt er, nur er allein: —
Armsel'ge, die ihr Liebe nie genossen,
zieht hin, zieht in den Berg der Venus ein!
(Allgemeiner Aufbruch und Entsetzen.)

Alle.

Ha, der Verruchte! Fliehet ihn!
Hört es! Er war im Venusberg!

Die Edelfrauen.

Hinweg! Hinweg aus seiner Näh'!

(Sie entfernen sich in größter Bestürzung unter Gebärden des Abscheu's. Nur Elisabeth, welche dem Verlaufe des Streites in furchtbar wachsender Angst zuhörte, bleibt von den Frauen allein zurück, bleich, mit dem größten Aufwand ihrer Kraft an einer der hölzernen Säulen des Baldachins sich aufrecht erhaltend. — Der Landgraf, alle Ritter und Sänger haben ihre Sitze verlassen und treten zusammen. Tannhäuser zur äußersten Linken verbleibt noch eine Zeit lang wie in Verzückung.)

Landgraf. Ritter und Sänger.

Ihr habt's gehört! Sein frevler Mund
that das Bekenntniß schrecklich kund.
Er hat der Hölle Lust getheilt,
im Venusberg hat er geweilt! —
Entsetzlich! Scheußlich! Fluchenswerth!
In seinem Blute netzt das Schwert!
Zum Höllenpfuhl zurückgesandt,
sei er gefehmt, sei er gebannt!

(Alle stürzen mit entblößten Schwertern auf Tannhäuser ein, welcher eine trotzige Stellung einnimmt. Elisabeth wirft sich mit einem herzzerreißenden Schrei dazwischen und deckt Tannhäuser mit ihrem Leibe.)

Elisabeth.

Haltet ein! —

(Bei ihrem Anblick halten Alle in größter Betroffenheit an.)

Landgraf. Ritter und Sänger.

Was seh' ich? Wie, Elisabeth!
Die keusche Jungfrau für den Sünder?

Elisabeth.

Zurück! Des Todes achte ich sonst nicht!
Was ist die Wunde eures Eisen's gegen
den Todesstoß, den ich von ihm empfing?

Landgraf. Ritter. Sänger.

Elisabeth! Was muß ich hören?
Wie ließ dein Herz dich so bethören,
von dem die Strafe zu beschwören,
der auch so furchtbar dich verrieth?

Elisabeth.

Was liegt an mir? Doch er, — sein Heil!
Wollt ihr sein ewig Heil ihm rauben?

Landgraf. Ritter. Sänger.

Verworfen hat er jedes Hoffen,
niemals wird ihm des Heil's Gewinn!
Des Himmels Fluch hat ihn getroffen;
in seinen Sünden fahr' er hin!

(Sie dringen von Neuem auf Tannhäuser ein.)

Elisabeth.

Zurück von ihm! Nicht ihr seid seine Richter!
Grausame! Werft von euch das wilde Schwert,
und gebt Gehör der reinen Jungfrau Wort!
Vernehmt durch mich, was Gottes Wille ist! —
Der Unglücksel'ge, den gefangen
ein furchtbar mächt'ger Zauber hält,
wie? sollt' er nie zum Heil gelangen
durch Reu' und Buß' in dieser Welt?
Die ihr so stark im reinen Glauben,
verkennt ihr so des Höchsten Rath?
Wollt ihr des Sünders Hoffnung rauben,
so sagt, was euch er Leides that?
Seht mich, die Jungfrau, deren Blüthe
mit einem jähen Schlag er brach, —
die ihn geliebt tief im Gemüthe,
der jubelnd er das Herz zerstach: —
ich fleh' für ihn, ich flehe für sein Leben,
zur Buße lenk' er reuevoll den Schritt!
Der Muth des Glaubens sei ihm neu gegeben,
daß auch für ihn einst der Erlöser litt!

Tannhäuser

(nach und nach von der Höhe seiner Aufregung und seines Trotzes herabgesunken, durch Elisabeth's Fürsprache auf das Heftigste ergriffen, sinkt in Zerknirschung zusammen).

Weh'! Weh' mir Unglücksel'gem!

Landgraf. Sänger und Ritter

(allmählich beruhigt und gerührt).

Ein Engel stieg aus lichtem Äther,
zu künden Gottes heil'gen Rath. —

Blick' hin, du schändlicher Verräther,
werd' inne deine Missethat!
Du gabst ihr Tod, sie bittet für dein Leben;
wer bliebe rauh, hört er des Engel's Fleh'n?
Darf ich auch nicht dem Schuldigen vergeben,
dem Himmels-Wort kann ich nicht widersteh'n.

Tannhäuser.

Zum Heil den Sündigen zu führen,
die Gott-Gesandte nahte mir:
doch, ach! sie frevelnd zu berühren
hob ich den Lästerblick zu ihr!
O du, hoch über diesen Erdengründen,
die mir den Engel meines Heil's gesandt,
erbarm' dich mein, der ach! so tief in Sünden
schmachvoll des Himmels Mittlerin verkannt!

Landgraf (nach einer Pause).

Ein furchtbares Verbrechen ward begangen: —
es schlich mit heuchlerischer Larve sich
zu uns der Sünde fluchbelad'ner Sohn. —
Wir stoßen dich von uns, — bei uns darfst du
nicht weilen; schmachbefleckt ist unser Herd
durch dich, und dräuend blickt der Himmel selbst
auf dieses Dach, das dich zu lang' schon birgt.
Zur Rettung doch vor ewigem Verderben
steht offen dir ein Weg: von mir dich stoßend,
zeig' ich ihn dir: — nütz' ihn zu deinem Heil! —
Versammelt sind aus meinen Landen
bußfert'ge Pilger, stark an Zahl:
die ält'ren schon voran sich wandten,
die jüng'ren rasten noch im Thal.
Nur um geringer Sünde Willen
ihr Herz nicht Ruhe ihnen läßt,
der Buße frommen Drang zu stillen
zieh'n sie nach Rom zum Gnadenfest.

Landgraf. Sänger und Ritter.

Mit ihnen sollst du wallen
zur Stadt der Gnadenhuld,

im Staub dort niederfallen
und büßen deine Schuld!
Vor ihm stürz' dich darnieder,
der Gottes Urtheil spricht;
doch kehre nimmer wieder,
ward dir sein Segen nicht!
Mußt' unsre Rache weichen,
weil sie ein Engel brach:
dieß Schwert wird dich erreichen,
harrst du in Sünd und Schmach!

Elisabeth.

Laß hin zu dir ihn wallen,
du Gott der Gnad' und Huld!
Ihm, der so tief gefallen,
vergieb der Sünden Schuld!
Für ihn nur will ich flehen,
mein Leben sei Gebet;
laß ihn dein Leuchten sehen
eh' er in Nacht vergeht!
Mit freudigem Erbeben
laß dir ein Opfer weih'n!
Nimm hin, o nimm mein Leben:
nicht nenn' ich es mehr mein!

Tannhäuser.

Wie soll ich Gnade finden,
wie büßen meine Schuld?
Mein Heil sah ich entschwinden,
mich flieht des Himmels Huld.
Doch will ich büßend wallen,
zerschlagen meine Brust,
im Staube niederfallen, —
Zerknirschung sei mir Lust:
o, daß nur er versöhnet,
der Engel meiner Noth,
der sich, so frech verhöhnet,
zum Opfer doch mir bot!

*

Gesang der jüngeren Pilger (aus dem Thale heraufschallend).

Am hohen Fest der Gnadenhuld
in Demuth sühnet eure Schuld!
Gesegnet wer im Glauben treu:
er wird erlös't durch Buß' und Reu'.

(Alle haben innegehalten und mit Rührung dem Gesange zugehört. Tannhäuser, dessen Züge von einem Strahle schnell erwachter Hoffnung erleuchtet werden, eilt ab mit dem Rufe: —)

Nach Rom!

Alle (ihm nachrufend).

Nach Rom!

Der Vorhang fällt schnell.

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

(Thal vor der Wartburg, links der Hörselberg, — wie am Schlusse des ersten Aufzugs, nur in herbstlicher Färbung. — Der Tag neigt sich zum Abend. — Auf dem kleinen Bergvorsprunge rechts, vor dem Marienbilde, liegt Elisabeth in brünstigem Gebete dahingestreckt. — Wolfram kommt links von der waldigen Höhe herab. Auf halber Höhe hält er an, als er Elisabeth gewahrt.)

Wolfram.

Wohl wußt' ich hier sie im Gebet zu finden,
wie ich so oft sie treffe, wenn ich einsam
aus wald'ger Höh' mich in das Thal verirre. —
Den Tod, den er ihr gab, im Herzen,
dahingestreckt in brünst'gen Schmerzen,
fleht für sein Heil sie Tag und Nacht: —
o heil'ger Liebe ew'ge Macht! —
Von Rom zurück erwartet sie die Pilger, —
schon fällt das Laub, die Heimkehr steht bevor: —
kehrt er mit den Begnadigten zurück?
Dieß ist ihr Fragen, dieß ihr Flehen, —
ihr Heil'gen, laßt erfüllt es sehen!
Bleibt auch die Wunde ungeheilt, —
o, würd' ihr Lind'rung nur ertheilt!

(Als er weiter hinabsteigen will, vernimmt er aus der Ferne den Gesang der älteren Pilger sich nähern; er hält abermals an.)

Elisabeth
(erhebt sich, dem Gesange lauschend).

Dieß ist ihr Sang, — sie sind's, sie kehren heim!
Ihr Heil'gen, zeigt mir jetzt mein Amt,
daß ich mit Würde es erfülle!

Wolfram
(während der Gesang sich langsam nähert).

Die Pilger sind's, — es ist die fromme Weise,
die der empfang'nen Gnade Heil verkündet. —
O Himmel, stärke jetzt ihr Herz
für die Entscheidung ihres Lebens!

Gesang der älteren Pilger
(mit welchem diese Anfangs aus der Ferne sich nähern, dann von dem Vordergrunde rechts her die Bühne erreichen, und das Thal entlang der Wartburg zu ziehen, bis sie hinter dem Bergvorsprunge im Hintergrunde verschwinden).

Beglückt darf nun dich, o Heimath, ich schauen,
und grüßen froh deine lieblichen Auen;
nun lass' ich ruh'n den Wanderstab,
weil Gott getreu ich gepilgert hab'.
Durch Sühn' und Buß' hab' ich versöhnt
den Herren, dem mein Herze fröhnt,
der meine Reu' mit Segen krönt,
den Herren, dem mein Lied ertönt.
Der Gnade Heil ist dem Büßer beschieden,
er geht einst ein in der Seligen Frieden!
Vor Höll' und Tod ist ihm nicht bang',
drum preis' ich Gott mein Lebelang.
Halleluja in Ewigkeit!
Halleluja in Ewigkeit!

(Elisabeth hat von ihrem erhöhten Standpunkte herab mit großer Aufregung unter dem Zuge der Pilger nach Tannhäuser geforscht. — Der Gesang verhallt allmählich; — die Sonne geht unter.)

Elisabeth
(in schmerzlicher, aber ruhiger Fassung).

Er kehret nicht zurück! —

(Sie senkt sich mit großer Feierlichkeit auf die Kniee.)

Allmächt'ge Jungfrau, hör' mein Flehen!
Zu dir, Gepries'ne, rufe ich!
Laß mich im Staub vor dir vergehen,
o, nimm von dieser Erde mich!
Mach', daß ich rein und engelgleich
eingehe in dein selig Reich! —

Wenn je, in thör'gem Wahn befangen,
mein Herz sich abgewandt von dir —
wenn je ein sündiges Verlangen,
ein weltlich Sehnen keimt' in mir, —
so rang ich unter tausend Schmerzen,
daß ich es töd' in meinem Herzen!

Doch, konnt' ich jeden Fehl nicht büßen,
so nimm dich gnädig meiner an,
daß ich mit demuthvollem Grüßen
als würd'ge Magd dir nahen kann:
um deiner Gnaden reichste Huld
nur anzufleh'n für seine Schuld! —

(Sie verbleibt eine Zeit lang mit verklärtem Gesichte gen Himmel gewendet; als sie sich dann langsam erhebt, erblickt sie Wolfram, welcher sich genähert und sie mit inniger Rührung beobachtet hat. — Als er sie anreden zu wollen scheint, macht sie ihm eine Gebärde, daß er nicht sprechen möge.)

Wolfram.

Elisabeth, dürft' ich dich nicht geleiten?

Elisabeth

(drückt ihm abermals durch Gebärden aus, — sie danke ihm und seiner treuen Liebe aus vollem Herzen; ihr Weg führe sie aber gen Himmel, wo sie ein hohes Amt zu verrichten habe; er solle sie daher ungeleitet gehen lassen, ihr auch nicht folgen. — Sie geht langsam auf dem Bergwege, auf welchem sie noch lange in der Entfernung gesehen wird, der Wartburg zu).

Zweite Scene.

Wolfram

(ist zurückgeblieben; er hat Elisabeth lange nachgesehen, setzt sich links am Fuße des Thalhügels nieder, ergreift die Harfe, und beginnt nach einem Vorspiele).

Wie Todesahnung Dämm'rung deckt die Lande,
umhüllt das Thal mit schwärzlichem Gewande;
der Seele, die nach jenen Höh'n verlangt,
vor ihrem Flug durch Nacht und Grausen bangt: —
da scheinest du, o lieblichster der Sterne,
dein sanftes Licht entsendest du der Ferne;
die nächt'ge Dämm'rung theilt dein lieber Strahl,
und freundlich zeigst den Weg du aus dem Thal. —
O du, mein holder Abendstern,
wohl grüßt' ich immer dich so gern:
vom Herzen, das sie nie verrieth,
grüß' sie, wenn sie vorbei dir zieht,
wenn sie entschwebt dem Thal der Erden,
ein sel'ger Engel dort zu werden! —

Dritte Scene.

(Es ist Nacht geworden. — Tannhäuser tritt auf. Er trägt zerrissene Pilgerkleidung, sein Antlitz ist bleich und entstellt; er wankt matten Schrittes an seinem Stabe.)

Tannhäuser.

Ich hörte Harfenschlag, — wie klang er traurig!
Der kam wohl nicht von ihr. —

Wolfram.

Wer bist du, Pilger,
der du so einsam wanderst?

Tannhäuser.

Wer ich bin?
Kenn' ich doch dich recht gut; — Wolfram bist du,
der wohlgeübte Sänger.

Wolfram.

Heinrich! Du?
Was bringt dich her in diese Nähe? Sprich!
Wagst du es, unentsündigt wohl den Fuß
nach dieser Gegend herzulenken?

Tannhäuser.

Sei außer Sorg', mein guter Sänger! —
Nicht such' ich dich, noch deiner Sippschaft Einen.

Doch such' ich wen, der mir den Weg wohl zeige,
den Weg, den einst so wunderleicht ich fand — —

Wolfram.

Und welchen Weg?

Tannhäuser (mit unheimlicher Lüsternheit).

Den Weg zum Venusberg!

Wolfram.

Entsetzlicher! Entweihe nicht mein Ohr!
Treibt es dich dahin?

Tannhäuser.

Kennst du wohl den Weg?

Wolfram.

Wahnsinn'ger! Grauen faßt mich, hör' ich dich!
Wo war'st du? Sag', zogst du denn nicht nach Rom?

Tannhäuser (wüthend).

Schweig' mir von Rom!

Wolfram.

War'st nicht beim heil'gen Feste?

Tannhäuser.

Schweig' mir von ihm!

Wolfram.

So war'st du nicht? — Sag', ich
beschwöre dich!

Tannhäuser

(nach einer Pause, wie sich besinnend, mit schmerzlichem Ingrimm).

Wohl war auch ich in Rom. —

Wolfram.

So sprich! Erzähle mir, Unglücklicher!
Mich faßt ein tiefes Mitleid für dich an.

Tannhäuser

(nachdem er Wolfram lange mit gerührter Verwunderung betrachtet hat).

Wie sagst du, Wolfram? Bist du nicht mein Feind?

Wolfram.

Nie war ich es, so lang' ich fromm dich wähnte! —
Doch sprich! Du pilgertest nach Rom?

Tannhäuser.

Wohl denn!
Hör' an! Du, Wolfram, du sollst es erfahren.

(Er läßt sich erschöpft am Fuße des vorderen Bergvorsprunges nieder. Wolfram will sich an seiner Seite niedersetzen.)

Bleib' fern von mir! Die Stätte, wo ich raste,
ist verflucht. — Hör' an, Wolfram, hör' an!

(Wolfram bleibt in geringer Entfernung vor Tannhäuser stehen.)

Inbrunst im Herzen, wie kein Büßer noch
sie je gefühlt, sucht' ich den Weg nach Rom.
Ein Engel hatte, ach! der Sünde Stolz
dem Übermüthigen entwunden: —
für ihn wollt' ich in Demuth büßen,
das Heil erfleh'n, das mir vernein't,
um ihm die Thräne zu versüßen,
die er mir Sünder einst geweint! —
Wie neben mir der schwerstbedrückte Pilger
die Straße wallt', erschien mir allzuleicht: —
betrat sein Fuß den weichen Grund der Wiesen,
der nackten Sohle sucht' ich Dorn und Stein;
ließ Labung er am Quell den Mund genießen,
sog ich der Sonne heißes Glühen ein; —
wenn fromm zum Himmel er Gebete schickte,
vergoß mein Blut ich zu des Höchsten Preis; —
als das Hospiz die Wanderer erquickte,
die Glieder bettet' ich in Schnee und Eis: —
verschloss'nen Aug's, ihr Wunder nicht zu schauen,
durchzog ich blind Italiens holde Auen: —
ich that's, — denn in Zerknirschung wollt' ich büßen,
um meines Engels Thränen zu versüßen! — —
Nach Rom gelangt' ich so zur heil'gen Stelle,
lag betend auf des Heiligthumes Schwelle; —
der Tag brach an: — da läuteten die Glocken,
hernieder tönten himmlische Gesänge;
da jauchzt' es auf in brünstigem Frohlocken,
denn Gnad' und Heil verhießen sie der Menge.

Da sah ich ihn, durch den sich Gott verkündigt,
vor ihm all' Volk im Staub sich niederließ;
und Tausenden er Gnade gab, entsündigt
er Tausende sich froh erheben hieß. —
Da naht' auch ich; das Haupt gebeugt zur Erde,
klagt' ich mich an mit jammernder Gebärde
der bösen Lust, die meine Sinn' empfanden,
des Sehnens, das kein Büßen noch gekühlt;
und um Erlösung aus den heißen Banden
rief ich ihn an, von wildem Schmerz durchwühlt. —
Und er, den so ich bat, hub an: —
„Hast du so böse Lust getheilt,
dich an der Hölle Gluth entflammt,
hast du im Venusberg geweilt:
so bist nun ewig du verdammt!
Wie dieser Stab in meiner Hand
nie mehr sich schmückt mit frischem Grün,
kann aus der Hölle heißem Brand
Erlösung nimmer dir erblüh'n!" — —
Da sank ich in Vernichtung dumpf darnieder,
die Sinne schwanden mir. — Als ich erwacht,
auf ödem Platze lagerte die Nacht, —
von fern her tönten frohe Gnadenlieder. —
Da ekelte mich der holde Sang, —
von der Verheißung lügnerischem Klang,
der eiseskalt mir durch die Seele schnitt,
trieb Grauen mich hinweg mit wildem Schritt. —
Dahin zog's mich, wo ich der Wonn' und Lust
so viel genoß an ihrer warmen Brust! —
Zu dir, Frau Venus, kehr' ich wieder,
in deiner Zauber holde Nacht;
zu deinem Hof steig' ich darnieder,
wo nun dein Reiz mir ewig lacht!

Wolfram.

Halt' ein! Halt' ein, Unseliger!

Tannhäuser.

Ach, laß mich nicht vergebens suchen, —
wie leicht fand ich doch einstens dich!

Du hörst, daß mir die Menschen fluchen, —
nun, süße Göttin, leite mich!

Wolfram.

Wahnsinniger, wen rufst du an?

(Leichte Nebel hüllen allmählich die Scene ein.)

Tannhäuser.

Ha! fühlest du nicht milde Lüfte?

Wolfram.

Zu mir! Es ist um dich gethan!

Tannhäuser.

Und athmest du nicht holde Düfte?
Hörst du nicht die jubelnden Klänge?

Wolfram.

In wildem Schauer bebt die Brust!

Tannhäuser.

Das ist der Nymphen tanzende Menge! —
Herbei, herbei zu Wonn' und Lust!

(Eine rosige Dämmerung beginnt die Nebel zu durchleuchten; durch sie gewahrt man wirre Bewegungen tanzender Nymphen.)

Wolfram.

Weh', böser Zauber thut sich auf!
Die Hölle naht in wildem Lauf.

Tannhäuser.

Entzücken dringt durch alle Sinne,
gewahr' ich diesen Dämmerschein;
dieß ist das Zauberreich der Minne,
im Venusberg drangen wir ein!

(In heller, rosiger Beleuchtung wird Venus, auf einem Lager ruhend, sichtbar.)

Venus.

Willkommen, ungetreuer Mann!
Schlug dich die Welt mit Acht und Bann?
Und findest nirgends du Erbarmen,
suchst Liebe nun in meinen Armen?

Tannhäuser.

Frau Venus, o, Erbarmungsreiche!
Zu dir, zu dir zieht es mich hin!

Wolfram.

Du Höllenzauber, weiche, weiche!
Berücke nicht des Reinen Sinn!

Venus.

Nah'st du dich wieder meiner Schwelle,
sei dir dein Übermuth verzieh'n;
ewig fließt dir der Freuden Quelle,
und nimmer sollst du von mir flieh'n!

Tannhäuser.

Mein Heil, mein Heil hab' ich verloren,
nun sei der Hölle Lust erkoren!

Wolfram
(ihn heftig zurückhaltend).

Allmächt'ger, steh' dem Frommen bei!
Heinrich, — ein Wort, es macht dich frei —:
dein Heil —!

Venus.

Zu mir!

Tannhäuser (zu Wolfram).

Laß ab von mir!

Venus.

O komm'! Auf ewig sei nun mein!

Wolfram.

Noch soll das Heil dir Sünder werden!

Tannhäuser.

Nie, Wolfram, nie! Ich muß dahin!

Wolfram.

Ein Engel bat für dich auf Erden —
bald schwebt er segnend über dir:
Elisabeth!

Tannhäuser
(der sich soeben von Wolfram losgerissen, bleibt, wie von einem heftigen Schlage gelähmt, an die Stelle geheftet).

Elisabeth! —

Männergesang (aus dem Hintergrunde).

Der Seele Heil, die nun entfloh'n
dem Leib der frommen Dulderin!

Wolfram
(nach dem ersten Eintritt des Gesanges).

Dein Engel fleht für dich an Gottes Thron, —
er wird erhört! Heinrich, du bist erlöst!

Venus.

Weh'! Mir verloren!

(Sie verschwindet, und mit ihr die ganze zauberische Erscheinung. Das Thal, vom Morgenroth erleuchtet, wird wieder sichtbar: von der Wartburg her geleitet ein Trauerzug einen offenen Sarg.)

Männergesang.

Ihr ward der Engel sel'ger Lohn,
himmlischer Freuden Hochgewinn.

Wolfram
(Tannhäuser in den Armen sanft umschlossen haltend).

Und hörst du diesen Sang?

Tannhäuser.

Ich höre!

(Von hier an betritt der Trauerzug die Tiefe des Thales, die älteren Pilger voran; den offenen Sarg mit der Leiche Elisabeth's tragen Edle, der Landgraf und die Sänger geleiten ihn zur Seite, Grafen und Edle folgen.)

Männergesang.

Heilig die Reine, die nun vereint
göttlicher Schaar vor dem Ewigen steht!
Selig der Sünder, dem sie geweint,
dem sie des Himmels Heil erfleht!

(Auf Wolfram's Bedeuten ist der Sarg in der Mitte der Bühne niedergesetzt worden. Wolfram geleitet Tannhäuser zu der Leiche, an welcher dieser niedersinkt.)

Tannhäuser.

Heilige Elisabeth, bitte für mich!

(Er stirbt.)

Die jüngeren Pilger
(auf dem vorderen Bergvorsprunge einherziehend).

Heil! Heil! Der Gnade Wunder Heil!
Erlösung ward der Welt zu Theil!
Es that in nächtlich heil'ger Stund'
der Herr sich durch ein Wunder kund:
den dürren Stab in Priesters Hand
hat er geschmückt mit frischem Grün:
dem Sünder in der Hölle Brand
soll so Erlösung neu erblüh'n!
Ruft ihm es zu durch alle Land',
der durch dieß Wunder Gnade fand!
Hoch über aller Welt ist Gott,
und sein Erbarmen ist kein Spott!
Halleluja! Halleluja!
Halleluja!

Alle (in höchster Ergriffenheit).

Der Gnade Heil ist dem Büßer beschieden,
er geht nun ein in der Seligen Frieden!

Der Vorhang fällt.

Bericht

über die Heimbringung der sterblichen Überreste

Karl Maria von Weber's

aus London nach Dresden.

(Aus meinen Lebenserinnerungen ausgezogen.)

Bericht.

Ein schönes und ernstes Ereigniß wirkte auf die Stimmung, in welcher ich schon am Ende des abgelaufenen Jahres die Komposition des „Tannhäuser" beendigte, in der Art ein, daß es die aus vielfachem äußeren Verkehr mir erwachsenden Zerstreuungen vortheilhaft neutralisirte. Es war die im December 1844 glücklich ausgeführte Übersiedelung der sterblichen Überreste Karl Maria von Weber's aus London nach Dresden. Hierzu hatte sich seit Jahren ein Comité gebildet, welches für diese Übersiedelung agitirte. Durch einen Reisenden war es bekannt geworden, daß der unscheinbare Sarg, welcher Weber's Asche verwahrte, in einem entlegenen Raume der Londoner Paul's-Kirche so rücksichtslos untergebracht sei, daß zu fürchten stünde, in nicht langer Zeit werde er gar nicht mehr zu finden sein. Mein energischer Freund, Professor Löwe, hatte diese Kunde benutzt, um die Liedertafel, deren leidenschaftlich thätiger Vorstand er war, zum Angriff der Unternehmung der Übersiedelung der Weber'schen

Überreste zu treiben. Das Männergesangskonzert, zum Zweck der Aufbringung der Kosten veranstaltet, hatte einen verhältnißmäßig bedeutenden Erfolg gehabt; man wollte nun die Theaterintendanz auffordern, in gleichem Sinne sich zu bewähren, als hiergegen an Ort und Stelle auf einen ersten zähen Widerstand gestoßen wurde. Von Seiten der Dresdner Generaldirektion war dem Comité bedeutet worden, der König fände religiöse Bedenken gegen die beabsichtigte Störung der Ruhe eines Todten. Man mochte diesem angegebenen Motive nicht recht trauen, konnte aber doch nichts ausrichten, und nun ward meine neue hoffnungsreiche Stellung als Kapellmeister benutzt, um mich für das Vorhaben eintreten zu lassen. Mit großer Wärme ging ich hierauf ein; ich ließ mich zum Vorstand wählen; man zog eine künstlerische Autorität, den Direktor des Antiken-Cabinets, Herrn Hofrath Schulz, außerdem noch einen Banquier hinzu; die Agitation ward von Neuem lebhaft betrieben; Aufforderungen ergingen nach allen Seiten; ausführliche Pläne wurden entworfen, und vor Allem fanden zahllose Sitzungen statt. Hier trat ich denn abermals in einen Antagonismus mit meinem Chef, Herrn von Lüttichau: er hätte mir, mit Bezug auf den vorgegebenen königlichen Willen, gewiß gern Alles einfach verboten, wenn es gegangen wäre, und wenn er nicht, nach vorausgegangenen Erfahrungen, wie man sich (auch nach der Gewohnheit des Herrn von Lüttichau) populär ausdrückte, „ein Haar darin gefunden hätte", mit mir in solchen Dingen anzubinden. Da es mit dem königlichen Widerwillen gegen die Unternehmung jedenfalls nicht so bestimmt gemeint war, er auch schließlich einsehen mußte, daß dieser königliche Wille die Ausführung des Unternehmens auf dem Privatwege nicht hätte verhindern können, dagegen es dem Hofe Gehässigkeit zuziehen mußte, wenn das königliche Hoftheater, dem einst Weber angehört hatte, sich feindselig davon ausschloß, so suchte mich Herr von Lüttichau mehr durch gemüthliche Vorstellungen von meiner Theilnahme, ohne welche, wie er meinte, die Sache doch nicht zu Stande kommen würde, abzubringen. Er stellte mir nämlich vor, wie er doch unmöglich zugeben könnte, daß gerade dem Andenken Weber's eine solche übertriebene Ehre erwiesen würde, während doch der verstorbene Morlacchi viel längere Zeit um die königliche Kapelle sich verdient gemacht habe, und Niemand daran denke, dessen Asche aus

Italien herzuholen. Zu welchen Consequenzen sollte das führen? Er setzte den Fall, Reissiger stürbe nächstens auf einer Badereise; seine Frau könne mit Recht dann ebenso gut, wie jetzt Frau von Weber verlangen, daß man die Leiche ihres Mannes mit Sang und Klang kommen ließe. Ich suchte ihn hierüber zu beruhigen; gelang es mir nicht, ihm die Unterschiede klar zu machen, über welche er in Verwirrung gerieth, so vermochte ich ihn doch davon zu überzeugen, daß jetzt die Sache ihren Lauf nehmen müsse, besonders da schon das Berliner Hoftheater zur Unterstützung unseres Zweckes eine Benefiz-Vorstellung angekündigt habe. Diese, durch Meyerbeer, an welchen mein Comité sich gewandt hatte, veranlaßt, fand mit einer Vorstellung der „Euryanthe" wirklich statt, und lieferte das schöne Ergebniß eines Beitrages von vollen 2000 Thalern. Einige geringere Theater folgten; so durfte nun auch das Dresdner Hoftheater nicht länger zurückstehen, und es fand sich, daß wir unserem Banquier für jetzt ein genügendes Kapital aufweisen konnten, um dadurch die Übersiedelungskosten, sowie die Bestellung einer geeigneten Gruft mit entsprechendem Grabmal, zu bestreiten, und auch noch einen Grundstock für die dereinst zu erschwingende Statue Weber's übrig behielten. Der ältere der beiden hinterlassenen Söhne des verewigten Meisters reiste selbst nach London, um die Asche seines Vaters zurückzuführen. Dieß geschah zu Schiff auf der Elbe, wo jene schließlich am Dresdner Landungsplatze anlangte, um hier zuerst auf deutsche Erde übergeführt zu werden. Diese Überführung sollte am Abend bei Fackelschein in feierlichem Zuge vor sich gehen; ich hatte es übernommen, für die dabei auszuführende Trauermusik zu sorgen. Ich stellte diese aus zwei Motiven der „Euryanthe" zusammen; durch die Musik, welche die Geistervision in der Ouvertüre bezeichnet, leitete ich die ebenfalls ganz unveränderte, nur nach Bdur transponirte Cavatine der „Euryanthe" „hier dicht am Quell" ein, um hieran die verklärte Wiederaufnahme des ersten Motives, wie sie sich am Ende der Oper wieder vorfindet, als Schluß anzureihen. Dieses somit sehr gut sich fügende symphonische Stück hatte ich für 80 ausgewählte Blasinstrumente besonders orchestrirt, und bei aller Fülle hierbei namentlich auf die Benützung der weichsten Lagen derselben studirt; das schaurige Tremolo der Bratschen in dem der Ouvertüre entlehnten Theile ließ ich durch zwanzig gedämpfte

Trommeln im leisesten Piano ersetzen, und erreichte durch das Ganze, schon als wir es im Theater probirten, eine so überaus ergreifende und namentlich gerade unser Andenken an Weber innig berührende Wirkung, daß, wie die hierbei gegenwärtige Frau Schröder-Devrient, welche allerdings noch Weber persönlich befreundet gewesen war, zu der erhabensten Rührung hingerissen wurde, auch ich mir sagen konnte, noch nie etwas seinem Zwecke so vollkommen Entsprechendes ausgeführt zu haben. Nicht minder glückte die Ausführung der Musik auf offener Straße beim feierlichen Zuge selbst: da das sehr langsame Tempo, welches sich durch keinerlei rhythmische Merkmale deutlich zeichnete, hierfür besondere Schwierigkeiten machen mußte, hatte ich bei der Probe die Bühne gänzlich entleeren lassen, um so den geeigneten Raum zu gewinnen, auf welchem ich die Musiker, nachdem sie das Stück gehörig eingeübt hatten, nun auch während des Vortrags im Kreise um mich her gehen ließ. Mir wurde von Zeugen, welche an den Fenstern den Zug kommen und vorübergehen sahen, versichert, daß der Eindruck der Feierlichkeit unbeschreiblich erhaben gewesen sei.

Nachdem wir den Sarg in der kleinen Todtenkapelle des katholischen Kirchhofs in Friedrichstadt, in welcher er still und bescheiden von Frau Devrient mit einem Kranze bewillkommt worden war, beigesetzt hatten, ward nun am andern Vormittag die feierliche Versenkung desselben in die von uns bereit gehaltene Gruft ausgeführt. Mir, nebst dem anderen Vorsitzenden des Comité's, Herrn Hofrath Schulz, war die Ehre zugetheilt worden, eine Grabrede zu halten. Was mir zu ihrer Abfassung einen besonders rührenden Stoff ganz frisch zugeführt hatte, war der kurz vor dieser Übersiedelung erfolgte Tod des zweiten Sohnes des seligen Meisters, Alexander von Weber. Seine Mutter war durch diesen unerwarteten Todesfall des blühenden Jünglings so furchtbar erschüttert, daß wir, wäre unser Unternehmen nicht bereits zu weit gediehen gewesen, uns beinahe veranlaßt gesehen hätten, es aufzugeben, da die Wittwe in diesem so schrecklichen neuen Verluste ein Urtheil des Himmels zu erkennen geneigt schien, welches hiermit den Wunsch der Übersiedelung der Asche des längst dahin Geschiedenen als einen Frevel der Eitelkeit bezeichne. Da das Publikum, in seiner besonderen Gemüthlichkeit, ähnliche Vorstellungen ebenfalls unter sich aufkommen

ließ, hielt ich mir die Aufgabe zuertheilt, auch hiergegen unser Unternehmen in das rechte Licht zu stellen; und es gelang mir so, daß von allen Seiten mir bezeugt wurde, daß gegen meine gelungene Rechtfertigung nicht das Mindeste mehr aufkäme. Eine besondere Erfahrung machte ich hierbei an mir selbst, da ich zum ersten Mal in meinem Leben in feierlicher Rede mich öffentlich vorzustellen hatte. Ich habe seitdem bei vorkommender Veranlassung, Reden zu halten, stets nur ex tempore gesprochen; dieses erste Mal hatte ich mir jedoch meine Rede, schon um ihr die nöthige Gedrängtheit zu geben, zuvor schriftlich ausgearbeitet und sie genau memorirt. Da der Gegenstand und meine Fassung desselben mich vollständig erfüllten, war ich meines Gedächtnisses so gewiß, daß ich an keinerlei Vorkehrung zur Nachhülfe dachte; hierdurch setzte ich meinen Bruder Albert, welcher bei der Feierlichkeit in meiner Nähe stand, für einen Moment in große Verlegenheit, so daß er gestand, bei aller Ergriffenheit, mich verwünscht zu haben, daß ich ihm das Manuscript nicht zum Soufliren zugestellt hätte. Es begegnete mir nämlich, daß, als ich meine Rede deutlich und volltönend begonnen, ich von der fast erschreckenden Wirkung, welche meine eigene Sprache, ihr Klang und ihr Accent auf mich selbst machten, für einen Augenblick so stark affizirt wurde, daß ich in völliger Entrücktheit, wie ich mich hörte, so auch der athemlos lauschenden Menge gegenüber mich zu sehen glaubte, und indem ich mich mir so objektivirte, völlig in eine gespannte Erwartung des fesselnden Vorganges gerieth, welcher sich vor mir zutragen sollte, als ob ich gar nicht derselbe wäre, der andererseits hier stehe und zu sprechen habe. Nicht die mindeste Bangigkeit oder auch nur Zerstreutheit kam mir hierbei an; nur entstand nach einem geeigneten Absatz eine so unverhältnißmäßig lange Pause, daß, wer mich mit sinnend entrücktem Blicke dastehen sah, nicht wußte, was er von mir denken sollte. Erst mein eigenes längeres Schweigen und die lautlose Stille um mich herum erinnerten mich daran, daß ich hier nicht zu hören, sondern zu sprechen hätte; sofort trat ich wieder ein und sprach meine Rede mit so fließendem Ausdruck bis an das Ende, daß mir hierauf der berühmte Schauspieler Emil Devrient versicherte, wie er nicht nur als Theilnehmer der ergreifendsten Leichenfeier, sondern namentlich auch als dramatischer Redner von dem Vorgange auf das Erstaunlichste imprimirt worden sei. Die

*

Feier fand ihren Abschluß durch den Vortrag eines von mir verfaßten und komponirten Gedichtes, welches, sehr schwierig für Männergesang, unter der Anführung unserer besten Theater-Sänger vortrefflich ausgeführt wurde. Herr von Lüttichau, welcher dieser Feier beigewohnt hatte, erklärte sich mir gleichfalls nun für überzeugt, und für die Gerechtigkeit des Unternehmens eingenommen.

Es war ein schöner, meinem tiefsten Innern wohlthuender Erfolg, dessen ich mich zu erfreuen hatte; und hätte ihm noch etwas gefehlt, so trug nun Weber's Wittwe, welcher ich vom Kirchhof aus meinen Besuch machte, durch die innigsten Ergießungen dazu bei, mir jede Wolke zu verscheuchen. Für mich hatte es eine tiefe Bedeutung, daß ich durch Weber's lebenvolle Erscheinung in meinen frühesten Knabenjahren so schwärmerisch für die Musik gewonnen, dereinst so schmerzlich von der Kunde seines Todes betroffen, nun im Mannesalter durch dieses letzte zweite Begräbniß noch einmal mit ihm wie in unmittelbare persönliche Berührung getreten war. Nach der Bedeutung meines sonstigen Verkehres mit lebenden Meistern der Tonkunst, und den Erfahrungen, die ich von ihnen machte, kann man ermessen, aus welchem Quell meine Sehnsucht nach innigem Meisterumgang sich zu stärken hatte. Es war nicht tröstlich, vom Grabe Weber's nach seinen lebenden Nachfolgern auszusehen; doch sollte mir das Hoffnungslose dieses Ausblickes mit der Zeit erst noch zum recht klaren Bewußtsein kommen.

Rede

an Weber's letzter Ruhestätte.

Hier ruhe denn! Hier sei die prunklose Stätte, die uns Deine theure Hülle bewahre! Und hätte sie dort in Fürstengrüften geprangt, im stolzesten Münster einer stolzen Nation, wir wagten doch zu hoffen, daß Du ein bescheidenes Grab in deutschem Boden Dir lieber zur letzten Ruhestätte erwählt. — Du gehörtest ja nicht jenen kalten Ruhmsüchtigen an, die kein Vaterland haben, denen das Land der Erde das liebste ist, in welchem ihr Ehrgeiz den üppigsten Boden für sein Gedeihen findet. — Zog Dich ein

verhängnißvoller Drang dorthin, wo selbst das Genie sich zu Markte bringen muß um zu gelten, so wandtest Du zeitig genug sehnsuchtsvoll Deine Blicke nach dem heimathlichen Herde zurück, nach dem bescheidenen ländlichen Sitze, wo Dir an der Seite Deines trauten Weibes Lied auf Lied aus dem Herzen quoll. „Ach, wäre ich wieder bei euch, ihr Lieben!“ das war wohl Dein letzter Seufzer, mit dem Du dort dahin schiedest! — Warst nun Du ein so gemüthvoller Schwärmer, wer will uns tadeln, wenn wir gerade Dir mit gleicher Neigung begegnen, wenn auch wir diese Schwärmerei recht innig theilten, und gern dem stillen Wunsche nachhingen, Dich wieder bei uns in der lieben Heimath zu haben? O, diese Schwärmerei, sie hat Dich mit sympathetischer Gewalt zum Liebling Deines Volkes gemacht! Nie hat ein deutscherer Musiker gelebt, als Du! Wohin Dich auch Dein Genius trug, in welches ferne, bodenlose Reich der Phantasie, immer doch blieb er mit jenen tausend zarten Fasern an dieses deutsche Volksherz gekettet, mit dem er weinte und lachte, wie ein gläubiges Kind, wenn es den Sagen und Mährchen der Heimath lauscht. Ja, diese Kindlichkeit war es, die Deinen männlichen Geist wie sein guter Engel geleitete, ihn stets rein und keusch bewahrte; und in dieser Keuschheit lag Deine Eigenthümlichkeit: wie du diese herrliche Tugend stets ungetrübt erhieltest, brauchtest Du nichts zu erdenken, nichts zu erfinden, — Du brauchtest nur zu empfinden, so hattest Du auch das Ursprünglichste erfunden. Du bewahrtest sie bis an den Tod, diese höchste Tugend, Du konntest sie nie opfern, dieses schönen Erbmals Deiner deutschen Abkunft Dich nie entäußern, Du konntest uns nie verrathen! — Sieh', nun läßt der Britte Dir Gerechtigkeit widerfahren, es bewundert Dich der Franzose, aber lieben kann Dich nur der Deutsche; Du bist sein, ein schöner Tag aus seinem Leben, ein warmer Tropfen seines Blutes, ein Stück von seinem Herzen, — wer will uns tadeln, wenn wir wollten, daß Deine Asche auch ein Theil seiner Erde, der lieben deutschen Erde sein sollte?

Noch einmal, scheltet uns nicht, Ihr, die Ihr die Eigenthümlichkeit des deutschen Herzens verkanntet, dieses Herzens, das so gern schwärmt, da wo es liebt! War es Schwärmerei, mit der wir nach der theuren Hülle unseres lieben Weber verlangten, so war es die Schwärmerei, die uns ihm so verwandt sein läßt, die Schwärmerei, der all' die herrlichen Blüthen seines

Geistes entkeimten, um deretwillen die Welt ihn bewundert und wir ihn lieben. — Ein Werk der Liebe glauben wir nun zu verrichten, wenn wir Dich, lieber Weber, der Du nie Bewunderung, sondern nur Liebe suchtest, den Augen der Bewunderung entziehen, um Dich den Armen der Liebe zuzuführen. Aus der Welt, vor der Du glänztest, geleiten wir Dich zurück in die Heimath, in den Schooß Deiner Familie! Fragt den Helden, der zum Siegen auszog, was ihn am meisten beglückt nach den ruhmvollen Tagen auf dem Felde der Ehre? Gewiß, die Heimkehr in das Vaterhaus, wo sein Weib, seine Kinder seiner harren. Und sieh', wir brauchen hier nicht bildlich zu reden: Dein Weib, Deine Kinder harren Deiner in Wirklichkeit. Bald vernimmst Du über dieser Ruhestätte den Tritt des treuen Weibes, das so lange, so lange Deiner Wiederkunft harrte, und das jetzt an der Seite des theuren Sohnes die heißesten Liebesthränen dem zurückgekehrten Herzensfreunde weint. Sie gehört der Welt der Lebenden, — Du bist ein seliger Geist geworden, nicht Aug' in Auge kann sie Dich begrüßen; — da sandte Gott einen Boten aus, der Dich ganz nah', Aug' in Auge bei Deiner Heimkehr begrüßen, und Dir Zeugniß geben sollte von der unvergänglichen Liebe Deiner Treuen. Dein jüngster Sohn ward zu dieser Sendung auserwählt, das Band zwischen Lebenden und Dahingeschiedenen zu knüpfen; ein Engel des Lichtes schwebt er jetzt zwischen Euch und bringt Euch gegenseitige Liebeskunde. — Wo ist nun Tod? Wo ist Leben? Wo beide sich in einen so wunderbar schönen Bund vereinen, da ist des ewigen Lebens Keim! — Laß auch uns, Du theurer Dahingeschiedener, mit in diesen Bund treten! Wir kennen dann nicht Tod, nicht Verwesung mehr, nur Blüthe und Gedeihen. Der Stein, der Deine Hülle umschließt, wird uns dann zu dem Fels der Wüste, dem der Gewaltige einst den frischen Quell entschlug: aus ihm ergießt sich in die fernsten Zeiten ein herrlicher Strom stets verjüngten, schaffenden Lebens! — Du Quell alles Daseins, laß uns dieses Bundes stets eingedenk und würdig sein!

Gesang

nach der Bestattung.

Hebt an den Sang, ihr Zeugen dieser Stunde,
Die uns so ernst, so feierlich erregt!
Dem Wort, den Tönen jetzt vertrau't die Kunde
Des Hochgefühl's, das unsre Brust bewegt!
Nicht trauert mehr die deutsche Mutter Erde
Um den geliebten, weit entrückten Sohn;
Nicht blickt sie mehr mit sehnender Gebärde
Hin über's Meer zum fernen Albion: —
Auf's Neu' nahm sie ihn auf in ihren Schooß,
Den einst sie aussandt' edel, mild und groß.

Hier, wo der Trauer stumme Zähren flossen,
Wo Liebe noch das Theuerste beweint,
Hier ward von uns ein edler Bund geschlossen,
Der uns um ihn, den Herrlichen, vereint:
Hier wallet her, des Bundes Treugenossen,
Hier grüßet euch als fromme Pilgerschaar;
Die schönsten Blüthen, die dem Bund entsprossen,
Bringt opfernd dieser edlen Stätte dar:
Denn hier ruh' Er, bewundert und geliebt,
Der unsrem Bund der Weihe Segen giebt.

Bericht über die Aufführung der neunten Symphonie von Beethoven

im Jahre 1846 in Dresden

(aus meinen Lebenserinnerungen ausgezogen)

nebst

Programm dazu.

Bericht.

Für diesen Winter bestand mein Hauptunternehmen in einer äußerst sorgfältig vorbereiteten, im Frühjahr am Palmsonntage zu Stande gebrachten Aufführung der neunten Symphonie von Beethoven. Diese Aufführung brachte mir sonderbare Kämpfe, und für meine ganze weitere Entwickelung sehr einflußreiche Erfahrungen ein. Der äußere Hergang war dieser. Die königliche Kapelle hatte jedes Jahr nur eine Gelegenheit, außer der Oper und Kirche sich selbstständig in einer großen Musikaufführung zu zeigen: zum Besten des Pensionsfonds für ihre Wittwen und Waisen war das sogenannte alte Opernhaus am Palmsonntag zu einer großen, ursprünglich nur für Oratorien berechneten Aufführung eingeräumt. Um sie anziehender zu machen, wurde dem Oratorium schließlich immer eine Symphonie beigegeben. Da wir beide Kapellmeister (Reissiger und ich) uns die Abwechselung vorbehalten hatten, fiel für den Palmsonntag des

Jahres 1846 mir die „Symphonie" zu. Eine große Sehnsucht erfaßte mich zur neunten Symphonie; für die Wahl derselben unterstützte mich der äußerliche Umstand, daß dies Werk in Dresden so gut wie unbekannt war. Als die Orchestervorsteher, welche die Conservirung und Mehrung des Pensionsfonds zu überwachen hatten, hiervon erfuhren, ergriff sie ein solcher Schreck, daß sie in einer Audienz an unseren Generaldirektor von Lüttichau sich wandten, um diesen zu ersuchen, daß er mich kraft seiner höchsten Autorität von meinem Vorhaben abbringen möge. Als Gründe zu diesem Gesuch führten sie an, daß unter der Wahl dieser Symphonie der Pensionsfonds Schaden leiden würde, da dieses Werk hierorts in Verruf stehe, und jedenfalls das Publikum vom Besuch des Konzertes abhalten würde. Vor längeren Jahren war nämlich auch die neunte Symphonie in einem Armen-Konzerte von Reissiger aufgeführt worden, und mit aufrichtiger Zustimmung des Dirigenten vollkommen durchgefallen. In der That bedurfte es nun meines ganzen Feuers und aller erdenklichen Beredtsamkeit, um zunächst die Bedenken unseres Chefs zu überwinden. Mit den Orchestervorstehern konnte ich aber nicht anders als mich vorläufig vollständig zu überwerfen, da ich hörte, daß sie die Stadt mit ihren Wehklagen über meinen Leichtsinn erfüllten. Um sie auch zugleich in ihrer Sorge zu beschämen, nahm ich mir vor, das Publikum auf die von mir durchgesetzte Aufführung und das Werk selbst in einer Weise vorzubereiten, daß wenigstens das erregte Aufsehen einen besonders starken Besuch herbeiführen, und somit den bedroht geglaubten Kassenerfolg in günstiger Weise sichern sollte. Die neunte Symphonie ward somit in jeder erdenklichen Hinsicht zu meiner Ehrensache, deren Gelingen alle meine Kräfte anspannte. Das Comité trug Bedenken gegen die Geldauslage für die Anschaffung der Orchesterstimmen: ich lieh sie somit von der Leipziger Konzert-Gesellschaft aus. — Wie ward mir nun aber, als ich, seit meinen frühesten Jünglings-Jahren, wo ich meine Nächte über der Abschrift dieser Partitur durchwachte, jetzt zum ersten Mal die geheimnißvollen Seiten derselben, deren Anblick mich einst in so mystische Schwärmerei versetzt hatte, mir wieder zu Gesicht brachte, und nun sorgfältig durchstudirte! Wie in jener unklaren Pariser Zeit die Anhörung einer Probe der drei ersten Sätze, durch das unvergleichliche Orchester des Conservatoire's ausgeführt, mich plötzlich, über

Jahre der entfremdenden Verirrungen hinweg, mit jenen ersten Jugendzeiten in eine wunderbare Berührung gesetzt, und befruchtend für die neue Wendung meines inneren Strebens wie mit magischer Kraft auf mich gewirkt hatte, so ward nun diese letzte Klangerinnerung geheimnißvoll mächtig in mir von Neuem lebendig, als ich zum ersten Mal wieder mit den Augen vor mir sah, was in jener allerersten Zeit ebenfalls nur mystisches Augenwerk für mich geblieben war. Nun hatte ich Manches erlebt, was in meinem tiefsten Innern unausgesprochen zu einer ernsten Sammlung, zu einer fast verzweiflungsvollen Frage an mein Schicksal und meine Bestimmung mich trieb. Was ich mir nicht auszusprechen wagte, war die Erkenntniß der vollständigen Bodenlosigkeit meiner künstlerischen und bürgerlichen Existenz in einer Lebens- und Berufs-Richtung, in welcher ich mich als Fremdling und durchaus aussichtslos ersehen mußte. Diese Verzweiflung, über die ich meine Freunde zu täuschen suchte, schlug nun dieser Symphonie gegenüber in helle Begeisterung aus. Es ist nicht möglich, daß je das Werk eines Meisters mit solch' verzückender Gewalt das Herz des Schülers einnahm, als wie das meinige vom ersten Satze dieser Symphonie erfaßt wurde. Wer mich vor der aufgeschlagenen Partitur, als ich sie durchging, um die Mittel der Ausführung derselben zu überlegen, überrascht, und mein tobendes Schluchzen und Weinen wahrgenommen hätte, würde allerdings verwunderungsvoll haben fragen können, ob dieß das Benehmen eines königlich sächsischen Kapellmeisters sei! Glücklicherweise blieb ich bei solcher Gelegenheit von Besuchen unserer Orchestervorsteher und ihres würdevollen ersten Kapellmeisters, sowie sonstiger in klassischer Musik bewanderter Herren verschont.

Zuerst entwarf ich nun in Form eines Programmes, wozu mir das nach Gewohnheit zu bestellende Textbuch zum Gesang der Chöre einen schicklichen Anlaß gab, eine Anleitung zum gemüthlichen Verständniß des Werkes, um damit — nicht auf die kritische Beurtheilung — sondern rein auf das Gefühl der Zuhörer zu wirken. Dieses Programm, für welches mir Hauptstellen des Goethe'schen „Faust“ eine über Alles wirksame Hülfe leisteten, fand nicht nur zu jener Zeit in Dresden, sondern auch späterhin an anderen Orten erfreuliche Beachtung. Außerdem benutzte ich in anonymer Weise den Dresdener Anzeiger, um

durch allerhand kurzbündige und enthusiastische Ergüsse das Publikum auf das, wie man mir ja versichert hatte, bis dahin in Dresden „verrufene" Werk anregend hinzuweisen. Meine Bemühungen, schon nach dieser äußerlichen Seite hin, glückten so vollständig, daß die Einnahme nicht nur in diesem Jahre alle je zuvor gewonnenen übertraf, sondern auch die Orchestervorsteher die darauf folgenden Jahre meines Verbleibens in Dresden regelmäßig dazu benutzten, durch Wieder-Vorführung dieser Symphonie sich der gleichen hohen Einkünfte zu versichern.

Was nun den künstlerischen Theil der Aufführung betraf, so arbeitete ich einer ausdrucksvollen Wiedergebung von Seiten des Orchesters dadurch vor, daß ich Alles, was zur drastischen Deutlichkeit der Vortragsnüancen mich nöthig dünkte, in die Orchesterstimmen selbst aufzeichnete. Namentlich veranlaßte mich die hier übliche doppelte Besetzung der Blasinstrumente zu einem sorgfältig überlegten Gebrauch dieses Vortheils, dessen man sich bei großen Musikaufführungen gewöhnlich nur in dem rohen Sinne bedient, daß die mit „piano" bezeichneten Stellen einfach, die Forte-Stellen dagegen doppelt besetzt vorgetragen werden. In welcher Weise ich auf diese Art für Deutlichkeit der Ausführung sorgte, sei z. B. durch eine Stelle des zweiten Satzes der Symphonie bezeichnet, in welcher, zum ersten Mal in C dur, die sämmtlichen Streichinstrumente in verdreifachter Oktave die rhythmische Hauptfigur, unausgesetzt im Unisono, gewissermaßen als Begleitung zu dem zweiten Thema, welches nur die schwachen Holzblasinstrumente vortragen, spielen: da im ganzen Orchester gleichmäßig „fortissimo" vorgezeichnet ist, so ergiebt sich hieraus bei jeder erdenklichen Aufführung, daß die Melodie der Holzblasinstrumente gegen die immerhin nur begleitenden Streichinstrumente vollständig verschwindet, und so gut wie gar nicht gehört wird. Da mich nun keinerlei Buchstaben-Pietät vermögen konnte, die vom Meister in Wahrheit beabsichtigte Wirkung der gegebenen irrigen Bezeichnung aufzuopfern, so ließ ich hier die Streichinstrumente bis dahin, wo sie wieder abwechselnd mit den Blasinstrumenten die Forführung des neuen Thema's aufnehmen, statt im wirklichen Fortissimo, mit nur angedeuteter Stärke spielen: das von den verdoppelten Blasinstrumenten dagegen mit möglichster Kraft vorgetragene Motiv war nun, wie ich glaube — zum ersten Mal seit dem Vorhandensein dieser Symphonie,

mit bestimmender Deutlichkeit zu hören. In ähnlicher Weise verfuhr ich durchgehends, um mich der größten Bestimmtheit der dynamischen Wirkung des Orchesters zu versichern. Nichts anscheinend schwer Verständliche durfte so zum Vortrag kommen, daß es nicht in bestimmender Weise das Gefühl erfaßte. Viel Kopfzerbrechen's gab von je z. B. das Fugato in $^6/_8$ Takt nach dem Chorverse: „Froh wie seine Sonnen fliegen", in dem „alla Marcia" bezeichneten Satze des Finale's: indem ich mich auf die vorangehenden ermuthigenden, wie auf Kampf und Sieg vorbereitenden Strophen bezog, faßte ich dieses Fugato wirklich als ein ernst-freudiges Kampfspiel auf, und ließ es anhaltend in äußerst feurigem Tempo und mit angespanntester Kraft spielen. Ich hatte am Tage nach der ersten Aufführung die Genugthuung, den Musikdirektor Anacker aus Freiberg bei mir zu empfangen, welcher kam, um mir reuig zu melden, daß er bisher einer meiner Antagonisten gewesen sei, seit dieser Aufführung aber zu meinen unbedingten Freunden sich zähle: was ihn — wie er sagte — gänzlich überwältigt habe, sei eben diese Auffassung und Wiedergebung jenes Fugato gewesen. — Eine große Aufmerksamkeit widmete ich ferner der so ungewöhnlichen rezitativ-artigen Stelle der Violoncelle und Kontrabässe im Beginn des letzten Satzes, welche einst in Leipzig meinem alten Freunde Pohlenz so große Demüthigungen eintrug. Bei der Vorzüglichkeit namentlich unserer Kontrabassisten konnte ich mich dazu bestimmt fühlen, auf die äußerste Vollendung hierbei auszugehen. Es gelang mir in zwölf Spezialproben, welche ich nur mit den betreffenden Instrumenten hielt, zu einem fast ganz wie frei sich ausnehmenden Vortrage derselben zu gelangen, und sowohl die gefühlvollste Zartheit, als die größte Energie zum ergreifendsten Ausdruck zu bringen. — Vom Beginne meines Unternehmens an hatte ich sogleich erkannt, daß die Möglichkeit einer hinreißend populären Wirkung dieser Symphonie darauf beruhe, daß die Überwindung der außerordentlichen Schwierigkeiten des Vortrages der Chöre in idealem Sinne gelingen müsse. Ich erkannte, daß hier Anforderungen gestellt waren, welche nur durch eine große und enthusiasmirte Masse von Sängern erfüllt werden konnten. Zunächst galt es daher, mich eines vorzüglich starken Chores zu versichern; außer der gewöhnlichen Verstärkung unseres Theaterchores durch die etwas weichliche Dreissig'sche Singakademie,

zog ich, mit Überwindung umständlicher Schwierigkeiten, den Sängerchor der Kreuzschule mit seinen tüchtigen Knabenstimmen, sowie den ebenfalls für kirchlichen Gesang gutgeübten Chor des Dresdener Seminariums herbei. Diese, zu zahlreichen Übungen oft vereinigten dreihundert Sänger, suchte ich nun auf die mir besonders eigenthümliche Weise in wahre Extase zu versetzen; es gelang mir z. B. den Bassisten zu beweisen, daß die berühmte Stelle: „Seid umschlungen Millionen", und namentlich das: „Brüder, über'm Sternenzelt muß ein guter Vater wohnen" auf gewöhnliche Weise gar nicht zu singen sei, sondern nur in höchster Entzückung gleichsam ausgerufen werden könne. Ich ging hierfür mit solcher Extase voran, daß ich wirklich Alles in einen durchaus ungewohnten Zustand versetzt zu haben glaube, und ließ nicht eher ab, als bis ich selbst, den man zuvor durch alle Stimmen hindurch gehört hatte, mich nun nicht mehr vernahm, sondern wie in dem warmen Tonmeere mich ertränkt fühlte. — Große Freude machte es mir, das Rezitativ des Barytonisten: „Freunde, nicht diese Töne", welches seiner seltsamen Schwierigkeiten wegen wohl fast unmöglich vorzutragen zu nennen ist, durch Mitterwurzer, auf dem uns bereits innig bekannt gewordenen Wege der gegenseitigen Mittheilung, zu hinreißendem Ausdrucke zu bringen. — Ich trug aber auch Sorge, durch einen gänzlichen Umbau des Lokales mir eine gute Klangwirkung des jetzt nach einem ganz neuen Systeme von mir aufgestellten Orchesters zu versichern. Die Kosten hierzu waren, wie man sich denken kann, unter besonderen Schwierigkeiten zu erwirken; doch ließ ich nicht ab, und erreichte durch eine vollständig neue Konstruktion des Podiums, daß wir das Orchester ganz nach der Mitte zu konzentriren konnten, und es dagegen amphitheatralisch auf stark erhöhten Sitzen von dem zahlreichen Sängerchor umschließen ließen, was der mächtigen Wirkung der Chöre von außerordentlichem Vortheil war, während es in den rein symphonischen Sätzen dem fein gegliederten Orchester große Präzision und Energie verlieh.

Schon zur Generalprobe war der Saal überfüllt. Mein Kollege beging hierbei die unglaubliche Thorheit, beim Publikum völlig gegen die Symphonie zu intriguiren, und auf das Bedauerliche der Verirrung Beethoven's aufmerksam zu machen; wogegen Herr Gade, welcher von Leipzig aus, wo er damals

die Gewandhauskonzerte dirigirte, uns besuchte, mir nach der Generalprobe unter Anderem versicherte, er hätte gern zweimal den Eintrittspreis bezahlt, um das Rezitativ der Bässe noch einmal zu hören. Herr Hiller fand, daß ich in der Modifizirung des Tempo's zu weit gegangen sei; wie er dieß verstand, erfuhr ich später durch seine eigene Leitung geistvoller Orchesterwerke. Ganz unbestreitbar war aber der allgemeine Erfolg über jede Erwartung groß, und dieses namentlich auch bei Nichtmusikern; unter solchen entsinne ich mich des Philologen Dr. Köchly, welcher bei dieser Gelegenheit sich mir näherte, um mir zu bekennen, daß er jetzt zum ersten Male einem symphonischen Werke vom Anfang bis zum Ende mit verständnißvoller Theilnahme habe folgen können.

In mir bestärkte sich bei dieser Gelegenheit das wohlthuende Gefühl der Fähigkeit und Kraft, das, was ich ernstlich wollte, mit glücklichem Gelingen durchzuführen.

Programm.

Bei der großen Schwierigkeit, die Demjenigen, der zu einem genaueren und innigen Bekanntwerden mit diesem wundervoll bedeutsamen Tonwerke noch nicht gelangen konnte, bei seiner ersten Anhörung für das Verständniß desselben entsteht, dürfte das Bestreben wohl erlaubt erscheinen, einem wahrscheinlich nicht ganz geringen Theile der Zuhörer, der sich in der bezeichneten Lage befindet, nicht etwa zu einem absoluten Verständnisse des Beethoven'schen Meisterwerkes verhelfen zu wollen — da dieß wohl nur aus eigener innerer Anschauung hervorgehen kann —, sondern durch Hindeutungen wenigstens die Erkenntniß der künstlerischen Anordnungen desselben zu erleichtern, die bei ihrer großen Eigenthümlichkeit und noch gänzlich unnachgeahmten Neuheit dem weniger vorbereiteten, und somit leicht verwirrbaren, Zuhörer zu entgehen im Stande sein könnte. Muß nun zunächst zugestanden werden, daß das Wesen der höheren Instrumentalmusik namentlich darin besteht, in Tönen das auszusprechen, was in Worten unaussprechbar ist, so glauben wir uns hier auch nur andeutungsweise der Lösung einer unerreichbaren Aufgabe selbst dadurch zu nähern, daß wir Worte unsres großen Dichters Goethe zur Hülfe

nehmen, die, wenn sie auch keineswegs mit Beethoven's Werke in einem unmittelbaren Zusammenhange stehen, und auf keine Weise die Bedeutung seiner rein musikalischen Schöpfung irgendwie durchdringend zu bezeichnen vermögen, dennoch die ihr zu Grunde liegenden höheren menschlichen Seelenstimmungen so erhaben ausdrücken, daß man im schlimmsten Falle des Unvermögens eines weiteren Verständnisses sich wohl mit der Festhaltung dieser Stimmungen begnügen dürfte, um wenigstens nicht gänzlich ohne Ergriffenheit von der Anhörung des Musikwerkes scheiden zu müssen.

Erster Satz.

Ein im großartigsten Sinne aufgefaßter Kampf der nach Freude ringenden Seele gegen den Druck jener feindlichen Gewalt, die sich zwischen uns und das Glück der Erde stellt, scheint dem ersten Satze zu Grunde zu liegen. Das große Hauptthema, das gleich Anfangs wie aus einem unheimlich bergenden Schleier nackt und mächtig heraustritt, könnte dem Sinne der ganzen Tondichtung nicht durchaus unangemessen vielleicht übersetzt werden durch Goethe's Worte:

„Entbehren sollst du! Sollst entbehren!"

Diesem gewaltigen Feinde gegenüber erkennen wir einen edlen Trotz, eine männliche Energie des Widerstandes, der bis in die Mitte des Satzes sich zu einem offenen Kampfe mit dem Gegner steigert, in welchem wir zwei mächtige Ringer zu erblicken glauben, von denen jeder als unüberwindlich vom Kampfe wieder nachläßt. In einzelnen Lichtblicken vermögen wir das wehmüthig süße Lächeln des Glückes zu erkennen, das uns zu suchen scheint, nach dessen Besitz wir ringen und von dessen Erreichen uns jener tückisch mächtige Feind zurückhält, mit seinem nächtigen Flügel uns umschattend, so daß uns selbst der Blick auf jene ferne Huld getrübt wird, und wir in finsteres Brüten zurücksinken, das sich nur wieder zum trotzigen Widerstand, zu neuem Ringen gegen den freuderaubenden Dämon zu erheben vermag. So bilden Gewalt, Widerstand, Aufringen, Sehnen, Hoffen, Fast-Erreichen, neues Verschwinden, neues Suchen, neues Kämpfen die Elemente der rastlosen Bewegung dieses wunderbaren Tonstückes, welche jedoch einige Male zu jenem anhaltenderen Zustande gänzlicher Freudlosigkeit herabsinkt, die Goethe mit den Worten bezeichnet:

„Nur mit Entsetzen wach' ich Morgens auf,
Ich möchte bittre Thränen weinen,
Den Tag zu sehn, der mir in seinem Lauf
Nicht Einen Wunsch erfüllen wird, nicht Einen,
Der selbst die Ahnung jeder Lust
Mit eigensinn'gem Krittel mindert,
Die Schöpfung meiner regen Brust
Mit tausend Lebensfratzen hindert.
Auch muß ich, wenn die Nacht sich niedersenkt,
Mich ängstlich auf das Lager strecken;
Auch da wird keine Rast geschenkt,
Mich werden wilde Träume schrecken." U. s. w.

Am Schlusse des Satzes scheint diese düstere, freudlose Stimmung, zu riesenhafter Größe anwachsend, das All zu umspannen, um in furchtbar erhabener Majestät Besitz von dieser Welt nehmen zu wollen, die Gott — zur Freude schuf.

Zweiter Satz.

Eine wilde Lust ergreift uns sogleich mit den ersten Rhythmen dieses zweiten Satzes: eine neue Welt, in die wir eintreten, in der wir fortgerissen werden zum Taumel, zur Betäubung; es ist, als ob wir, von der Verzweiflung getrieben, vor dieser flöhen, um in steten, rastlosen Anstrengungen ein neues, unbekanntes Glück zu erjagen, da das alte, das uns sonst mit seinem fernen Lächeln bestrahlte, uns gänzlich entrückt und verloren gegangen zu sein scheint. Goethe spricht diesen Drang, auch für hier vielleicht nicht unbezeichnend, durch die Worte aus:

„Von Freude sei nicht mehr die Rede,
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuß:
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen!
In undurchdrungenen Zauberhüllen
Sei jedes Wunder gleich bereit!
Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
In's Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß
Gelingen, und Verdruß,
Mit einander wechseln, wie es kann,
Nur rastlos bethätigt sich der Mann!"

Mit dem jähen Eintritte des Mittelsatzes eröffnet sich uns plötzlich eine jener Scenen irdischer Lust und vergnüglichen Behagens:

eine gewisse derbe Fröhlichkeit scheint in dem einfachen, oft wiederholten Thema sich auszusprechen, Naivität, selbstzufriedene Heiterkeit, und wir sind versucht an Goethe's Bezeichnung solch' bescheidener Vergnüglichkeit zu denken:

„Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest.
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz."

Solch' eng beschränkte Heiterkeit als das Ziel unseres rastlosen Jagens nach Glück und edelster Freude anzuerkennen, sind wir aber nicht gestimmt; unser Blick auf diese Scene umwölkt sich, wir wenden uns ab, um uns von Neuem jenem rastlosen Antriebe zu überlassen, der uns mit dem Drängen der Verzweiflung unaufhaltsam vorwärts jagt, um das Glück anzutreffen, das wir, ach! so nicht antreffen sollen; denn wiederum werden wir am Schlusse des Satzes nur auf jene Scene vergnüglichen Behagens hingetrieben, der wir vorher schon begegneten, und die wir dießmal sogleich bei ihrem ersten Wiedergewahrwerden in unmuthiger Hast von uns stoßen.

Dritter Satz.

Wie anders sprechen diese Töne zu unserem Herzen! Wie rein, wie himmlisch besänftigend lösen sie den Trotz, den wilden Drang der von Verzweiflung geängsteten Seele in weiche, wehmüthige Empfindung auf! Es ist, als ob uns Erinnerung erwache, Erinnerung an ein früh genossenes reinstes Glück:

„Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernster Sabathstille,
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß."

Mit dieser Erinnerung kommt uns auch wieder jene süße Sehnsucht an, die sich so schön in dem zweiten Thema dieses Satzes ausspricht, welchem wir nicht ungeeignet Goethe's Worte unterlegen könnten:

„Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugeh'n,
Und unter tausend heißen Thränen
Fühlt' ich mir eine Welt entsteh'n."

Es erscheint wie das Sehnen der Liebe, dem wiederum, nur im bewegteren Schmucke des Ausdruckes, jenes Hoffen verheißende und süß beruhigende erste Thema antwortet, so daß es bei der Wiederkehr des zweiten uns dünkt, als ob Liebe und Hoffnung sich umschlängen, um ganz wieder ihre sanfte Gewalt über unser gemartertes Gemüth zu erringen.

„Was sucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind.“

So scheint das noch zuckende Herz mit sanftem Widerstreben sie von sich abwehren zu wollen: aber ihre süße Macht ist größer, als unser bereits erweichter Trotz; wir werfen uns diesen holden Boten reinsten Glückes überwältigt in die Arme:

„O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder,
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder.“

Ja, das wunde Herz scheint zu genesen, sich zu erkräftigen, und zu muthiger Erhebung zu ermannen, die wir in dem fast triumphirenden Gange, gegen das Ende des Satzes hin, zu erkennen glauben: noch ist aber diese Erhebung nicht frei von der Rückwirkung der durchlebten Stürme; jeder Anwandlung des alten Schmerzes drängt sich aber sogleich neu besänftigend jene holde, zauberische Macht entgegen, vor der sich endlich, wie in letztem erlöschenden Wetterleuchten, das zertheilte Gewitter verzieht.

Vierter Satz.

Den Übergang vom dritten zum vierten Satze, der wie mit einem grellen Aufschrei beginnt, können wir ziemlich bezeichnend noch durch Goethe's Worte deuten:

„Aber ach! schon fühl' ich bei dem besten Willen
Befriedigung noch nicht aus dem Busen quillen!
Welch' holder Wahn, — doch ach, ein Wähnen nur!
Wo fass' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel sowie Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt. —
Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?“

Mit diesem Beginne des letzten Satzes nimmt Beethoven's Musik einen entschieden sprechenderen Charakter an: sie verläßt den in

den drei ersten Sätzen festgehaltenen Charakter der reinen Instrumentalmusik, der sich im unendlichen und unentschiedenen Ausdrucke kundgiebt*); der Fortgang der musikalischen Dichtung dringt auf Entscheidung, auf eine Entscheidung, wie sie nur in der menschlichen Sprache ausgesprochen werden kann. Bewundern wir, wie der Meister das Hinzutreten der Sprache und Stimme des Menschen als eine zu erwartende Nothwendigkeit mit diesem erschütternden Rezitativ der Instrumentalbässe vorbereitet, welches, die Schranken der absoluten Musik fast schon verlassend, wie mit kräftiger, gefühlvoller Rede den übrigen Instrumenten, auf Entscheidung dringend, entgegentritt, und endlich selbst zu einem Gesangsthema übergeht, das in seinem einfachen, wie in feierlicher Freude bewegten Strome, die übrigen Instrumente mit sich fortzieht und so zu einer mächtigen Höhe anschwillt. Es erscheint dieß wie der letzte Versuch, durch Instrumentalmusik allein ein sicheres, festbegränztes und untrübbares freudiges Glück auszudrücken: das unbändige Element scheint aber dieser Beschränkung nicht fähig zu sein; wie zum brausenden Meere schäumt es auf, sinkt wieder zurück, und stärker noch als vorher dringt der wilde, chaotische Aufschrei der unbefriedigten Leidenschaft an unser Ohr. Da tritt eine menschliche Stimme mit dem klaren, sicheren Ausdruck der Sprache dem Toben der Instrumente entgegen, und wir wissen nicht, ob wir mehr die kühne Eingebung oder die große Naivität des Meisters bewundern sollen, wenn er diese Stimme den Instrumenten zurufen läßt:

„Ihr Freunde, nicht diese Töne! Sondern laßt uns angenehmere anstimmen und freudenvollere!“

Mit diesen Worten wird es Licht in dem Chaos; ein be-

---

*) Tieck wurde, von seinem Standpunkte aus diesen Charakter der Instrumentalmusik betrachtend, zu folgendem Ausspruche bewogen: „In diesen Symphonien vernehmen wir aus dem tiefsten Grunde heraus das unersättliche, aus sich verirrende und in sich zurückkehrende Sehnen, jenes unaussprechliche Verlangen, das nirgend Erfüllung findet, und in verzehrender Leidenschaft sich in den Strom des Wahnsinns wirft, nun mit allen Tönen kämpft, bald überwältigt, bald siegend aus den Wogen ruft, und Rettung suchend tiefer und tiefer sinkt.“ — Fast scheint es, als ob Beethoven bei der Konzeption dieser Symphonie von einem ähnlichen Bewußtsein über das Wesen der Instrumentalmusik gedrängt gewesen sei.

stimmter, sicherer Ausdruck ist gewonnen, in dem wir, von dem beherrschten Elemente der Instrumentalmusik getragen, klar und deutlich das ausgesprochen hören dürfen, was dem gequälten Streben nach Freude als festzuhaltendes höchstes Glück erscheinen muß.

„Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt,
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja, — wer auch nur Eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund!

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur;
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur!
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod!
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott! —"

Muthige, kriegerische Klänge nähern sich: wir glauben eine Schaar von Jünglingen daherziehend zu gewahren, deren freudiger Heldenmuth sich in den Worten ausspricht:

„Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen."

Dieß führt, wie zu einem freudigen Kampfe, durch Instrumente allein ausgedrückt; wir sehen die Jünglinge muthig sich in eine Schlacht stürzen, deren Siegesfrucht die Freude sein soll; und noch einmal fühlen wir uns gedrungen, Worte Goethe's anzuführen:

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß."

Der Sieg, an dem wir nicht zweifelten, ist erkämpft; den Anstrengungen der Kraft lohnt das Lächeln der Freude, die jauchzend im Bewußtsein neu errungenen Glückes ausbricht:

„Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt,
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt!"

Nun dringt im Hochgefühl der Freude der Ausspruch allgemeiner Menschenliebe aus der hochgeschwellten Brust hervor; in erhabener Begeisterung wenden wir aus der Umarmung des ganzen Menschengeschlechtes uns zu dem großen Schöpfer der Natur, dessen beseligendes Dasein wir mit klarem Bewußtsein ausrufen, ja — den wir in einem Augenblicke erhabensten Entrücktseins durch den sich theilenden blauen Äther zu erblicken wähnen:

„Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder, über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen!
Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn über'm Sternenzelt!
Über Sternen muß er wohnen!"

Es ist, als ob wir nun durch Offenbarung zu dem beseligenden Glauben berechtigt worden wären: jeder Mensch sei zur Freude geschaffen. In kräftigster Überzeugung rufen wir uns gegenseitig zu:

„Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!"

und:

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische dein Heiligthum."

Denn im Bunde mit, von Gott geweihter, allgemeiner Menschenliebe, dürfen wir die reinste Freude genießen. Nicht mehr bloß in Schauern der erhabensten Ergriffenheit, sondern auch im Ausdrucke einer uns geoffenbarten, süß beglückenden Wahrheit dürfen wir die Frage:

„Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?"

beantworten mit:

„Such' ihn über'm Sternenzelt!
Brüder über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen!"

Im traulichsten Besitze des verliehenen Glückes, des wiedergewonnenen kindlichsten Sinnes für die Freude, geben wir uns nun ihrem Genusse hin: ach, uns ist die Unschuld des Herzens wiedergegeben, und segnend breitet sich der Freude sanfter Flügel über uns aus:

„Freude, Tochter aus Elysium,
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt,
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt."

Dem milden Glücke der Freude folgt nun ihr Jubel: — so schließen wir die Welt an unsere Brust, Jauchzen und Frohlocken erfüllt die Luft wie Donner des Gewölkes, wie Brausen des Meeres, die in ewiger Bewegung und wohlthätiger Erschütterung die Erde beleben und erhalten zur Freude der Menschen, denen Gott sie gab, um glücklich darauf zu sein.

„Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder, über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen!
Freude! Freude, schöner Götterfunken!"

Lohengrin.

Personen.

Heinrich der Vogler, deutscher König.
Lohengrin.
Elsa von Brabant.
Herzog Gottfried, ihr Bruder.
Friedrich von Telramund, brabantischer Graf.
Ortrud, seine Gemahlin.
Der Heerrufer des Königs.
Sächsische und thüringische Grafen und Edle.
Brabantische Grafen und Edle.
Edelfrauen.
Edelknaben.
Mannen. Frauen. Knechte.

(Antwerpen: erste Hälfte des zehnten Jahrhunderts.)

Erster Aufzug.

Erste Scene.

(Eine Aue am Ufer der Schelde bei Antwerpen: der Fluß macht dem Hintergrunde zu eine Biegung, so daß rechts durch einige Bäume der Blick auf ihn unterbrochen wird, und man erst in weiterer Entfernung ihn wiedersehen kann.)

(Im Vordergrunde links sitzt König Heinrich unter einer mächtigen alten Eiche; ihm zunächst stehen sächsische und thüringische Grafen, Edle und Reisige, welche des Königs Heerbann bilden. Gegenüber stehen die brabantischen Grafen und Edlen, Reisige und Volk, an ihrer Spitze Friedrich von Telramund, zu dessen Seite Ortrud. Mannen und Knechte füllen die Räume im Hintergrunde. Die Mitte bildet einen offenen Kreis. Der Heerrufer des Königs und vier Heerhornbläser schreiten in die Mitte. Die Bläser blasen den Königsruf.)

Der Heerrufer.

Hört! Fürsten, Edle, Freie von Brabant!
Heinrich, der Deutschen König, kam zur Statt
mit euch zu dingen nach des Reiches Recht.
Gebt ihr nun Fried' und Folge dem Gebot?

Die Brabanter.

Wir geben Fried' und Folge dem Gebot.
Willkommen! Willkommen, König, in Brabant!

König Heinrich (erhebt sich).

Gott grüß' euch, liebe Männer von Brabant!
Nicht müßig that zu euch ich diese Fahrt;
der Noth des Reiches seid von mir gemahnt.
Soll ich euch erst der Drangsal Kunde sagen,
die deutsches Land so oft aus Osten traf?
In fernster Mark hieß't Weib und Kind ihr beten:
Herr Gott, bewahr' uns vor der Ungarn Wuth!
Doch mir, des Reiches Haupt, mußt' es geziemen
so wilder Schmach ein Ende zu ersinnen:
als Kampfes Preis gewann ich Frieden auf
neun Jahr', ihn nützt' ich zu des Reiches Wehr;
beschirmte Städt' und Burgen ließ ich bau'n,
den Heerbann übte ich zum Widerstand.
Zu End' ist nun die Frist, der Zins versagt, —
mit wildem Drohen rüstet sich der Feind.
Nun ist es Zeit des Reiches Ehr' zu wahren;
ob Ost, ob West, das gelte Allen gleich!
Was deutsches Land heißt, stelle Kampfesschaaren,
dann schmäht wohl Niemand mehr das deutsche Reich!

Die Sachsen und Thüringer
(an die Waffen schlagend).

Mit Gott wohlauf für deutschen Reiches Ehr'!

König (nachdem er sich wieder gesetzt).

Komm' ich zu euch nun, Männer von Brabant,
zur Heeresfolg' nach Mainz euch zu entbieten,
wie muß mit Schmerz und Klagen ich erseh'n,
daß ohne Fürsten ihr in Zwietracht lebt!

Verwirrung, wilde Fehde wird mir kund; —
drum frag' ich dich, Friedrich von Telramund:
ich kenne dich als aller Tugend Preis,
jetzt rede, daß der Drangsal Grund ich weiß.

Friedrich.

Dank, König, dir, daß du zu richten kamst!
Die Wahrheit künd' ich, Untreu' ist mir fremd. —
Zum Sterben kam der Herzog von Brabant,
und meinem Schutz empfahl er seine Kinder,
Elsa, die Jungfrau, und Gottfried, den Knaben:
mit Treue pflag ich seiner großen Jugend,
sein Leben war das Kleinod meiner Ehre.
Ermiß nun, König, meinen grimmen Schmerz,
als meiner Ehre Kleinod mir geraubt!
Lustwandelnd führte Elsa einst den Knaben
zum Wald, doch ohne ihn kehrte sie zurück;
mit falscher Sorge frug sie nach dem Bruder,
da sie, von ohngefähr von ihm verirrt,
bald seine Spur — so sprach sie — nicht mehr fand.
Fruchtlos war all' Bemüh'n um den Verlor'nen;
als ich mit Drohen nun in Elsa drang,
da ließ in bleichem Zagen und Erbeben
der gräßlichen Schuld Bekenntniß sie uns seh'n.
Es faßte mich Entsetzen vor der Magd:
dem Recht auf ihre Hand, vom Vater mir
verlieh'n, entsagt' ich willig da und gern, —
und nahm ein Weib, das meinem Sinn gefiel,
Ortrud, Radbod's des Friesenfürsten Sproß.

(Ortrud verneigt sich vor dem König.)

Nun führ' ich Klage gegen Elsa von
Brabant: des Brudermordes zeih' ich sie.
Dieß Land doch sprech' ich für mich an mit Recht,
da ich der Nächste von des Herzog's Blut,
mein Weib jedoch aus dem Geschlecht, das einst
auch diesem Lande seine Fürsten gab. —
Du hörst die Klage! König, richte recht!

Alle Männer (in feierlichem Grauen).

Ha, schwerer Schuld zeiht Telramund!
Mit Grau'n werd' ich der Klage kund.

König.

Welch' fürchterliche Klage sprichst du aus!
Wie wäre möglich solche große Schuld?

Friedrich.

O Herr, traumselig ist die eitle Magd,
die meine Hand voll Hochmuth von sich stieß.
Geheimer Buhlschaft klag' ich sie drum an:
sie wähnte wohl, wenn sie des Bruders ledig,
dann könnte sie als Herrin von Brabant
mit Recht dem Lehnsmann ihre Hand verwehren,
und offen des geheimen Buhlen pflegen.

König.

Ruft die Beklagte her! — Beginnen soll
nun das Gericht! Gott lass' mich weise sein!

(Er hängt mit Feierlichkeit seinen Schild an der Eiche auf. Die Sachsen und Thüringer stoßen ihre entblößten Schwerter vor sich in die Erde; die Brabanter strecken die Waffen vor sich nieder.)

Der Heerrufer (in die Mitte tretend).

Soll hier nach Recht und Macht Gericht gehalten sein?

König.

Nicht eh'r soll bergen mich der Schild
bis ich gerichtet streng und mild!

Alle Männer.

Nicht eh'r zur Scheide kehr' das Schwert
bis Recht durch Urtheil hier gewährt!

Heerrufer.

Wo ihr des Königs Schild gewahrt,
dort Recht durch Urtheil nun erfahrt!
Drum ruf' ich klagend laut und hell:
Elsa, erscheine hier zur Stell'!

Zweite Scene.

(Elsa tritt auf, in einem weißen, sehr einfachen Gewande; ein langer Zug ihrer Frauen, sehr einfach weiß gekleidet, folgt ihr. Die Frauen bleiben im Hintergrunde an der äußersten Gränze des Kreises stehen, während Elsa langsam und verschämt in die Mitte des Vordergrundes vorschreitet.)

Die Männer.

Seht hin! Sie naht, die hart Beklagte!
Ha, wie erscheint sie licht und rein!

Der sie so schwer zu zeihen wagte,
gar sicher muß der Schuld er sein.

König.

Bist du es, Elsa von Brabant?
(Elsa macht eine bejahende Bewegung.)
Erkennst
du mich als deinen Richter an?
(Elsa blickt dem König in das Auge und bejaht dann wiederum.)
So frage
ich weiter: ist die Klage dir bekannt,
die schwer hier wider dich erhoben?
(Elsa erblickt Friedrich, erbebt, wendet schüchtern das Haupt und bejaht traurig.)
Was
entgegnest du der Klage?

Elsa
(durch eine Gebärde sprechend: „nichts!").

König.
So bekennst
du deine Schuld?

Elsa
(nachdem sie eine Zeit lang schweigend vor sich hingeblickt).
Mein armer Bruder!

Alle Männer (flüsternd).
Wie wunderbar! Welch' seltsames Gebaren!

König.
Sag', Elsa! Was hast du mir zu vertrau'n?
(Langes Schweigen.)

Elsa
(in ruhiger Verklärung vor sich hinblickend).
Einsam in trüben Tagen
hab' ich zu Gott gefleht,
des Herzens tiefstes Klagen
ergoß ich in Gebet.
Da drang aus meinem Stöhnen
ein Laut so klagevoll,
der zu gewalt'gem Tönen
weit in die Lüfte schwoll:

ich hört' ihn fern hin hallen,
bis kaum mein Ohr er traf;
mein Aug' ist zugefallen,
ich sank in süßen Schlaf. —

Alle Männer (leise).

Wie sonderbar! Träumt sie? Ist sie entrückt?

König.

Elsa, vertheid'ge jetzt dich vor Gericht!

Elsa
(ununterbrochen in der vorigen Stellung).

In lichter Waffen Scheine
ein Ritter nahte da,
so tugendlicher Reine
ich keinen noch ersah.
Ein golden Horn zur Hüften,
gelehnet auf sein Schwert,
so trat er aus den Lüften
zu mir, der Recke werth.
Mit züchtigem Gebaren
gab Tröstung er mir ein:
des Ritters will ich wahren,
er soll mein Streiter sein!

Der König und **alle Männer**
(mit Rührung).

Bewahre uns des Himmels Huld,
daß klar wir sehen, wer hier schuld!

König.

Friedrich, du ehrenwerther Mann,
bedenke wohl, wen klagst du an?

Friedrich.

Mich irret nicht ihr träumerischer Muth;
ihr hört, sie schwärmt von einem Buhlen!
Wess' ich sie zeih', dess' hab' ich sich'ren Grund:
glaubwürdig ward ihr Frevel mir bezeugt.
Doch eurem Zweifel durch ein Zeugniß wehren,
das stünde wahrlich übel meinem Stolz!

Hier steh' ich, hier mein Schwert! Wer wagt's von euch
zu streiten wider meiner Ehre Preis?

Die brabantischen Edlen.

Keiner von uns! Wir streiten nur für dich.

Friedrich.

Und, König, du! Gedenkst du meiner Dienste,
wie ich im Kampf den wilden Dänen schlug?

König.

Wie schlimm, ließ' ich von dir daran mich mahnen!
Gern geb' ich dir der höchsten Tugend Preis;
in keiner and'ren Huth, als in der deinen
möcht' ich die Lande wissen. — Gott allein
soll jetzt in dieser Sache noch entscheiden!

Alle Männer.

Zum Gottesgericht! Zum Gottesgericht! Wohlan!

König
(entblößt sein Schwert und stößt es feierlich vor sich in die Erde).

Dich frag' ich, Friedrich, Graf von Telramund!
Willst du durch Kampf auf Leben und auf Tod
im Gottesgericht vertreten deine Klage?

Friedrich.

Ja!

König.

Und dich nun frag' ich, Elsa von Brabant!
Willst du, daß hier auf Leben und auf Tod
im Gottesgericht ein Kämpe für dich streite?

Elsa.

Ja!

König.

Wen kiesest du zum Streiter?

Friedrich (hastig).

Vernehmet jetzt
den Namen ihres Buhlen!

Die brabantischen Edlen.

Merket auf!

Elsa.

. . . Des Ritters will ich wahren,
er soll mein Streiter sein! —
Hört, was dem Gottgesandten
ich biete für Gewähr:
in meines Vaters Landen
die Krone trage er;
mich glücklich soll ich preisen,
nimmt er mein Gut dahin, —
will er Gemahl mich heißen,
geb' ich ihm was ich bin!

Die Männer.

Ein hoher Preis, stünd' er in Gottes Hand!
Wer um ihn stritt', wohl setzt' er schweres Pfand.

König.

Im Mittag hoch steht schon die Sonne:
so ist es Zeit, daß nun der Ruf ergeh'.

(Der Heerrufer tritt mit den vier Heerhornbläsern vor, die er den vier Himmelsgegenden zugewendet an die äußersten Enden des Gerichtskreises vorschreiten läßt; in dieser Stellung blasen diese den Aufruf.)

Der Heerrufer.

Wer hier im Gotteskampf zu streiten kam
für Elsa von Brabant, der trete vor!

(Langes Stillschweigen.)

Alle Männer.

Ohn' Antwort ist der Ruf verhallt:
um ihre Sache steht es schlecht.

Friedrich
(auf Elsa's entstehende Beunruhigung deutend).

Gewahrt, ob ich sie fälschlich schalt:
auf meiner Seite bleibt das Recht.

Elsa (näher zum König tretend).

Mein lieber König, laß dich bitten,
noch einen Ruf an meinen Ritter!
Wohl weilt er fern und hört ihn nicht.

König (zum Heerrufer).

Noch einmal rufe zum Gericht!

(Die Heerhornbläser blasen abermals auf die vorige Weise; der Heerrufer wiederholt den Aufruf: — wiederum langes, gespanntes Stillschweigen.)

Alle Männer.

In düst'rem Schweigen richtet Gott.

Elsa (auf die Kniee sinkend).

Du trugest zu ihm meine Klage,
zu mir trat er auf dein Gebot;
o Herr, nun meinem Ritter sage,
daß er mir helf' in meiner Noth!
Laß mich ihn seh'n wie ich ihn sah,
wie ich ihn sah sei er mir nah'!

(Die auf einer Erhöhung dem Ufer am nächsten Stehenden gewahren in der Ferne einen Nachen, von einem Schwane gezogen, auf dem Flusse allmählich sich nähern; in dem Nachen steht ein Ritter.)

Die Männer

(erst einige, dann immer mehre, je nachdem sie dem Ufer näher sind oder sich allmählich ihm nähern).

Seht! seht! welch' seltsam Wunder! Wie? Ein Schwan,
ein Schwan zieht einen Nachen dort heran! —
Ein Ritter drin hoch aufgerichtet steht; —
wie glänzt sein Waffenschmuck! Das Aug' vergeht
vor solchem Licht! — Seht näher kommt er an!
An einer gold'nen Kette zieht der Schwan!

(Die Theilnahme ist immer allgemeiner geworden; Alles hat den Vordergrund verlassen und ist dem Ufer zugeeilt. Der König, von seinem erhöhten Standpunkte aus das Vorgehende überblickend, Friedrich, verwunderungsvoll zuhörend, Ortrud, mit finsterem Unmuthe dem Hintergrunde zugewandt, bleiben allein im Vordergrunde zurück; ebenso Elsa, die mit immer freudiger gespannter Miene der Schilderung des Volkes lauscht und, wie festgezaubert, sich gleichsam nicht umzusehen wagt.)

Dritte Scene.

(Während des Folgenden kommt der Schwan mit dem Nachen vollends am Ufer an: Lohengrin steht darin in silberner Waffenrüstung, den Helm auf dem Haupte, den Schild im Rücken, ein kleines goldenes Horn zur Seite, auf sein Schwert gestützt.)

Alle Männer und Frauen

(im stärksten Ausbruche der Ergriffenheit nach vorn sich wendend).

Ein Wunder! Ein Wunder! Ein Wunder ist gekommen!
Ha, unerhörtes, nie geseh'nes Wunder!
Gegrüßt! Gegrüßt, du gottgesandter Held!

(Elsa hat sich umgewandt und bei Lohengrin's Anblick einen hellen Schrei des Entzückens ausgestoßen. Friedrich blickt sprachlos auf Lohengrin hin. Ortrud, die während des ganzen Gerichtes in kalter, stolzer Haltung verblieben, geräth bei Lohengrin's und des Schwanes Anblick in tödtlichen Schreck, und heftet während des Folgenden starr den Blick auf den Ankömmling.)

(Als Lohengrin sich anläßt den Kahn zu verlassen, geht plötzlich der laute Jubel des Volkes in das gespannteste Schweigen über.)

Lohengrin

(mit einem Fuße noch im Nachen, neigt sich zum Schwane).

Nun sei bedankt, mein lieber Schwan!
Zieh' durch die weite Fluth zurück
dahin, woher mich trug dein Kahn,
kehr' wieder nur zu unserm Glück!
Drum sei getreu dein Dienst gethan!
Leb' wohl, leb' wohl, mein lieber Schwan!

(Der Schwan wendet den Nachen und schwimmt den Fluß zurück; Lohengrin sieht ihm eine Weile wehmüthig nach.)

Die Männer und Frauen

(voll Rührung und im leisesten Flüstern).

Wie faßt uns selig süßes Grauen!
Welch' holde Macht hält uns gebannt! —
Wie ist er schön und hehr zu schauen,
den solch' ein Wunder trug an's Land!

Lohengrin

(ist langsam und feierlich in den Vordergrund vorgeschritten, wo er sich vor dem König verneigt).

Heil König Heinrich! Segenvoll
mög' Gott bei deinem Schwerte steh'n!
Ruhmreich und groß dein Name soll
von dieser Erde nie vergeh'n!

König.

Hab' Dank! Erkenn' ich recht die Macht,
die dich in dieses Land gebracht,
so kommst du uns von Gott gesandt?

Lohengrin

(mehr in die Mitte tretend).

Zum Kampf für eine Magd zu steh'n,
der schwere Klage angethan,
bin ich gesandt: nun laßt mich seh'n,
ob ich zurecht sie treffe an! —
So sprich denn, Elsa von Brabant!
Wenn ich zum Streiter dir ernannt,
willst du wohl ohne Bang' und Grau'n
dich meinem Schutze anvertrau'n?

Elsa
(die, seit sie Lohengrin erblickte, regungslos, wie von süßem Zauber festgebannt, ihr Auge auf ihn geheftet hatte, sinkt, gleichsam durch seine Ansprache erweckt, von wonnigem Gefühle überwältigt, zu seinen Füßen hin).

Mein Held, mein Retter! Nimm mich hin!
Dir geb' ich alles was ich bin!

Lohengrin.

Wenn ich im Kampfe für dich siege,
willst du, daß ich dein Gatte sei?

Elsa.

Wie ich zu deinen Füßen liege,
geb' ich dir Leib und Seele frei.

Lohengrin.

Elsa, soll ich dein Gatte heißen,
soll Land und Leut' ich schirmen dir,
soll nichts mich wieder von dir reißen,
mußt Eines du geloben mir: —
nie sollst du mich befragen,
noch Wissen's Sorge tragen,
woher ich kam der Fahrt,
noch wie mein Nam' und Art!

Elsa.

Nie, Herr, soll mir die Frage kommen.

Lohengrin.

Elsa! Hast du mich wohl vernommen?
Nie sollst du mich befragen,
noch Wissen's Sorge tragen,
woher ich kam der Fahrt,
noch wie mein Nam' und Art!

Elsa
(mit großer Innigkeit zu ihm aufblickend).

Mein Schirm! Mein Engel! Mein Erlöser!
der fest an meine Unschuld glaubt!
Wie gäb' es Zweifels Schuld, die größer,
als die an dich den Glauben raubt?
Wie du mich schirmst in meiner Noth,
so halt' in Treu ich dein Gebot.

Lohengrin
(ergriffen und entzückt Elsa an seine Brust erhebend).

Elsa, ich liebe dich!

Der König. Die Männer und Frauen
(leise und gerührt).

Welch' holde Wunder muß ich seh'n?
Ist's Zauber, der mir angethan?
Ich fühl' das Herze mir vergeh'n,
schau' ich den wonniglichen Mann.

Lohengrin
(nachdem er Elsa der Huth des Königs übergeben, feierlich in die Mitte tretend).

Nun hört! Euch Volk und Edlen mach' ich kund:
frei aller Schuld ist Elsa von Brabant.
Daß falsch dein Klagen, Graf von Telramund,
durch Gottes Urtheil werd' es dir bekannt!

Brabantische Edle
(erst einige, dann immer mehre, leise zu Friedrich).

Steh' ab vom Kampf! wenn du ihn wagst,
zu siegen nimmer du vermagst!
Ist er von höchster Macht geschützt,
sag', was dein tapf'res Schwert dir nützt?
Steh' ab! Wir mahnen dich in Treu'!
Dein harret Unsieg, bitt're Reu'!

Friedrich
(der bisher unverwandt und forschend seinen Blick auf Lohengrin geheftet, mit leidenschaftlich schwankendem und endlich sich entscheidendem, innerem Kampfe).

Viel lieber todt als feig! —
Welch' Zaubern dich auch hergeführt,
Fremdling, der mir so kühn erscheint,
dein stolzes Droh'n mich nimmer rührt,
da ich zu lügen nie vermeint.
Den Kampf mit dir drum nehm' ich auf,
und hoffe Sieg nach Rechtes Lauf!

Lohengrin.

Nun, König, ord'ne unsern Kampf!

König.

So tretet vor, zu drei für jeden Kämpfer,
und messet wohl den Ring zum Streite ab!

(Drei sächsische Edle treten für Lohengrin, drei brabantische für Friedrich vor: sie messen mit feierlichem Schritte den Kampfplatz aus und stecken ihn durch ihre Speere ab.)

Der Heerrufer
(von der Mitte aus zu den Versammelten).

Nun höret mich, und achtet wohl:
den Kampf hier keiner stören soll!
Dem Hage bleibet abgewandt,
denn wer nicht wahrt des Friedens Recht,
der Freie büß' es mit der Hand,
mit seinem Haupt büß' es der Knecht!

Alle Männer.

Der Freie büß' es mit der Hand,
mit seinem Haupt büß' es der Knecht!

Der Heerrufer
(zu Lohengrin und Friedrich).

Hört auch, ihr Streiter vor Gericht!
Gewahrt in Treue Kampfespflicht!
Durch bösen Zaubers List und Trug
stört nicht des Urtheils Eigenschaft!
Gott richtet euch nach Recht und Fug,
drum trauet ihm, nicht eurer Kraft!

Lohengrin und Friedrich.

Gott richte mich nach Recht und Fug,
drum trau' ich ihm, nicht meiner Kraft!

Der König
(der feierlich in die Mitte geschritten ist).

Mein Herr und Gott, nun ruf' ich dich,
daß du dem Kampf zugegen sei'st!
Durch Schwertes Sieg ein Urtheil sprich,
das Trug und Wahrheit klar erweis't.
Des Reinen Arm gieb Heldenkraft,
des Falschen Stärke sei erschlafft:
so hilf uns, Gott, zu dieser Frist,
weil uns're Weisheit Einfalt ist!

Elsa und Lohengrin.

Du kündest nun dein wahr Gericht,
mein Herr und Gott, drum zag' ich nicht.

*

Friedrich.

Ich geh' in Treu' vor dein Gericht:
Herr Gott, verlass' mein' Ehre nicht!

Ortrud.

Ich baue fest auf seine Kraft,
die, wo er kämpft, ihm Sieg verschafft.

Alle Männer.

Des Reinen Arm gieb Heldenkraft,
des Falschen Stärke sei erschlafft:
so künde uns dein wahr Gericht,
du Herr und Gott, nun zög're nicht!

(Auf das Zeichen des Heerrufers fallen die Heerhörner mit einem langen Kampfrufe ein. Der König zieht sein Schwert aus der Erde und schlägt damit dreimal an seinen aufgehängten Schild: beim ersten Schlage nehmen Lohengrin und Friedrich die Kampfstellung ein; beim zweiten ziehen sie die Schwerter und legen sich aus; beim dritten Schlage beginnen sie den Kampf. Nach mehreren ungestümen Gängen streckt Lohengrin seinen Gegner mit einem Streiche zu Boden.)

Lohengrin

(sein Schwert auf Friedrich's Hals setzend).

Durch Gottes Sieg ist jetzt dein Leben mein: —
ich schenk' es dir! mög'st du der Reu' es weih'n!

(Der König führt Elsa Lohengrin zu, die ihm im höchsten Entzücken an die Brust sinkt. Mit Friedrich's Fall haben die Sachsen und Thüringer ihre Schwerter aus der Erde gezogen, die Brabanter die ihrigen aufgenommen. Jubelnd brechen alle Edlen und Männer in den Kreis, so daß dieser von der Masse dicht erfüllt wird.)

Elsa.

O fänd' ich Jubelweisen,
die deinem Ruhme gleich,
die, würdig dich zu preisen,
an höchstem Lobe reich!
In dir muß ich vergehen,
vor dir schwind' ich dahin!
Soll ich mich selig sehen,
nimm alles was ich bin!

Lohengrin.

Den Sieg hab' ich erstritten
durch deine Rein' allein!
nun soll, was du gelitten,
dir reich vergolten sein!

Friedrich
(sich am Boden qualvoll windend).

Weh'! mich hat Gott geschlagen,
durch ihn ich sieglos bin!
Am Heil muß ich verzagen,
mein' Ehr' und Ruhm ist hin!

Ortrud
(die Friedrich's Fall mit Wuth gesehen).

Wer ist's, der ihn geschlagen,
durch den ich machtlos bin?
Sollt' ich vor ihm verzagen,
wär' all' mein Hoffen hin?

Der König. Die Männer und Frauen.

Ertöne, Siegesweise,
dem Helden laut zum Preise!
Ruhm deiner Fahrt!
Preis deinem Kommen!
Heil deiner Art,
Schützer der Frommen!
Dich nur besingen wir,
dir schallen unsre Lieder!
Nie kehrt ein Held gleich dir
in diese Lande wieder!

(Die Sachsen erheben Lohengrin auf seinem Schilde, die Brabanter Elsa auf dem Schilde des Königs, auf den sie ihre Mäntel geworfen: beide werden so unter Jauchzen davon getragen.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

(In der Burg von Antwerpen. In der Mitte des Hintergrundes der Palas [Ritterwohnung], die Kemenate [Frauenwohnung] im Vordergrunde links; rechts im Vordergrunde die Pforte des Münsters; ebenda im Hintergrunde das Thurmthor.)

(Es ist Nacht; die Fenster des Palas sind hell erleuchtet; Hörner und Posaunen klingen lustig daraus her.)

(Auf den Stufen zur Münsterpforte sitzen Friedrich und Ortrud, in düst'rer ärmlicher Kleidung. Ortrud, die Arme auf die Kniee gestützt, heftet unverwandt ihr Auge auf die leuchtenden Fenster des Palas. Friedrich blickt finster zur Erde. Langes, düst'res Schweigen.)

Friedrich
(indem er hastig aufsteht).

Erhebe dich, Genossin meiner Schmach!
Der junge Tag darf hier uns nicht mehr seh'n.

Ortrud
(ohne ihre Stellung zu verlassen).

Ich kann nicht fort: hierher bin ich gebannt.
Aus diesem Glanz des Festes unsrer Feinde
laß saugen mich ein furchtbar tödtlich Gift,
daß unsre Schmach und ihre Freuden ende!

Friedrich
(finsteren Blickes vor Ortrud hintretend).

Du fürchterliches Weib! Was bannt mich noch
in deine Näh'? Warum lass' ich dich nicht
allein, und fliehe fort, dahin, dahin, —
wo mein Gewissen Ruhe wieder fände?
Durch dich mußt' ich verlieren
mein' Ehr', all' meinen Ruhm:
nie soll mich Lob mehr zieren,
Schmach ist mein Heldenthum!
Die Acht ist mir gesprochen,
zertrümmert liegt mein Schwert;
mein Wappen ist zerbrochen,
verflucht mein Vaterherd!
Wohin ich nun mich wende,
gefehmt, gefloh'n bin ich:
daß ihn mein Blick nicht schände,
flieht selbst der Räuber mich.
O hätt' ich Tod erkoren,
da ich so elend bin!
mein' Ehr' hab' ich verloren,
mein' Ehr', mein' Ehr' ist hin!

(Von wüthendem Schmerze erfaßt stürzt er auf den Boden zusammen. Hörner und Posaunen tönen von Neuem vom Palas her.)

Ortrud
(immer in ihrer vorigen Stellung, nach längerem Schweigen und ohne auf Friedrich zu blicken, welcher sich langsam wieder vom Boden erhebt).

Was macht dich in so wilder Klage doch
vergeh'n?

Friedrich
(mit einer heftigen Bewegung gegen Ortrud).

Daß mir die Waffe selbst geraubt,
mit der ich dich erschlüg'!

Ortrud (mit ruhigem Hohne).

Friedreicher Graf
von Telramund! Warum mistrau'st du mir?

Friedrich.

Du fragst? War's nicht dein Zeugniß, deine Kunde,
die mich bestrickt, die Reine zu verklagen?
Die du im düst'ren Wald zu Haus, log'st du
mir nicht, von deinem wilden Schlosse aus
die Unthat habest du verüben seh'n?
Mit eig'nen Augen, wie Elsa selbst den Bruder
im Weiher dort ertränkt? — Umstricktest du
mein stolzes Herz durch die Weissagung nicht,
bald würde Radbod's alter Fürstenstamm
von Neuem grünen und herrschen in Brabant?
Bewog'st du so mich nicht, von Elsa's Hand,
der reinen, abzusteh'n, und dich zum Weib
zu nehmen, weil du Radbod's letzter Spross'?

Ortrud (leise).

Ha, wie tödtlich du mich kränkst! —
(Laut.)
Dieß alles, ja! ich sagt' und zeugt' es dir.

Friedrich.

Und machtest mich, dess' Name hochgeehrt,
dess' Leben aller höchsten Tugend Preis,
zu deiner Lüge schändlichem Genossen?

Ortrud (trotzig.)

Wer log?

Friedrich.

Du! — Hat nicht durch sein Gericht
Gott mich dafür geschlagen?

Ortrud
(mit fürchterlichem Hohne).

Gott?

Friedrich.

Entsetzlich!
Wie tönt aus deinem Mund furchtbar der Name!

Ortrud.

Ha, nennst du deine Feigheit Gott?

Friedrich.

Ortrud!

Ortrud.

Willst du mir droh'n? Mir, einem Weibe — drohn?
O Feiger! Hättest du so grimmig ihm
gedroht, der jetzt dich in das Elend schickt,
Wohl hättest Sieg statt Schande du erkauft! —
Ha, wer ihm zu entgegnen wüßt', der fänd'
ihn schwächer als ein Kind!

Friedrich.

Je schwächer er,
desto gewalt'ger kämpfte Gottes Kraft.

Ortrud.

Gottes Kraft? Ha! ha! — Nur einen Tag
gieb hier mir Macht, und sicher zeig' ich dir,
welch' schwacher Gott es ist, der ihn beschützt.

Friedrich
(vor heimlichem Schauer erbebend).

Du wilde Seherin! Wie willst du doch
geheimnißvoll den Geist mir neu berücken?

Ortrud
(auf den Palas deutend, in dem es finster geworden ist).

Die Schwelger streckten sich zur üpp'gen Ruh'.
Setz' dich zur Seite mir: die Stund' ist da,
wo dir mein Seherauge leuchten soll.

(Während des Folgenden nähert sich Friedrich, wie unheimlich von ihr angezogen, Ortrud immer mehr, und beugt sein Ohr tief zu ihr hinab.)

Ortrud.

Weißt du, wer dieser Held, den hier
ein Schwan gezogen an das Land?

Friedrich.

Nein!

Ortrud.

Was gäbst du drum, es zu erfahren,
wenn ich dir sag': ist er gezwungen
zu nennen wie sein Nam' und Art,
all' seine Macht zu Ende ist,
die mühvoll ihm ein Zauber leiht?

Friedrich.

Ha! Dann begriff ich sein Verbot!

Ortrud.

Nun hör'! Niemand hat hier Gewalt
ihm das Geheimniß zu entreißen,
als die, der er so streng verbot
die Frage je an ihn zu thun.

Friedrich.

So gält' es, Elsa zu verleiten,
daß sie die Frag' ihm nicht erließ'?

Ortrud.

Ha, wie begreifst du schnell und wohl!

Friedrich.

Doch wie soll das gelingen?

Ortrud.

Hör'!
Vor allem gilt's, von hinnen nicht
zu flieh'n: drum schärfe deinen Witz!
Gerechten Argwohn ihr zu wecken,
tritt vor, klag ihn des Zaubers an,
durch den er das Gericht getäuscht!

Friedrich
(mit immer mehr belebter Wuth).

Ha! Trug und Zauber's List!

Ortrud.

Misglückt's,
so bleibt ein Mittel der Gewalt.

Friedrich.

Gewalt?

Ortrud.

Umsonst nicht bin ich in
geheimsten Künsten tief erfahren;
drum achte wohl, was ich dir sage!
Jed' Wesen, das durch Zauber stark,
wird ihm des Leibes kleinstes Glied
entrissen nur, muß sich alsbald
ohnmächtig zeigen, wie es ist.

Friedrich.

Ha, spräch'st du wahr!

Ortrud.

O hättest du
im Kampf nur einen Finger ihm,
ja, eines Fingers Glied entschlagen,
der Held, er war in deiner Macht!

Friedrich (außer sich).

Entsetzlich, ha! Was lässest du mich hören?
Durch Gottes Arm geschlagen wähnt ich mich, —
nun ließ durch Trug sich das Gericht bethören,
durch Zauber's List verlor mein' Ehre ich!
Doch meine Schande könnt' ich rächen?
Bezeugen könnt' ich meine Treu'?
Des Buhlen Trug, ich könnt' ihn brechen,
Und meine Ehr' gewänn' ich neu? —
O Weib, das in der Nacht ich vor mir seh'!
Betrügst du jetzt mich noch, dann weh' dir, weh'!

Ortrud.

Ha, wie du rasest! — Ruhig und besonnen!
So lehr' ich dich der Rache süße Wonnen.
(Friedrich setzt sich zu Ortrud auf die Stufen.)

Ortrud und Friedrich.

Der Rache Werk sei nun beschworen
aus meines Busens wilder Nacht.
Die ihr in süßem Schlaf verloren,
wißt, daß für euch das Unheil wacht!

Zweite Scene.

(Elsa, in weißem Gewande, ist auf dem Söller der Kemenate erschienen, und lehnt jetzt über die Brüstung hinaus. — Friedrich und Ortrud sitzen noch auf den Stufen des Münster's, Elsa gegenüber gekehrt.)

Elsa.

Euch Lüften, die mein Klagen
so traurig oft erfüllt,
euch muß ich dankend sagen,
wie sich mein Glück enthüllt.
Durch euch kam er gezogen,
ihr lächeltet der Fahrt;
auf wilden Meereswogen
habt ihr ihn treu bewahrt.
Zu trock'nen meine Zähren
hab' ich euch oft gemüht:
wollt' Kühlung nun gewähren
der Wang', in Lieb' erglüht!

Ortrud.

Sie ist es!

Friedrich.

Elsa.

Ortrud.

Der Stunde soll sie fluchen,
in der sie jetzt mein Blick gewahrt! — Hinweg!
Entfern' ein Kleines dich von mir!

Friedrich.

Warum?

Ortrud.

Sie ist für mich, — ihr Held gehöre dir!

(Friedrich entfernt sich in den Hintergrund.)

Ortrud
(in ihrer bisherigen Stellung verbleibend, laut, doch mit klagender Stimme).

Elsa!

Elsa
(nach einem Schweigen).

Wer ruft? — Wie schauerlich und klagend
ertönt mein Name durch die Nacht!

Ortrud.

Elsa! —
Ist meine Stimme dir so fremd? —
Willst du die Arme ganz verläugnen,
die du in's fernste Elend schick'st?

Elsa.

Ortrud! Bist du's? — Was machst du hier,
unglücklich Weib?

Ortrud.

. . . Unglücklich Weib?
Wohl hast du recht mich so zu nennen! —
In ferner Einsamkeit des Waldes,
wo still und friedsam ich gelebt, —
was that ich dir? Was that ich dir?
Freudlos, das Unglück nur beweinend,
das lang' belastet meinen Stamm, —
was that ich dir? Was that ich dir?

Elsa.

Um Gott, was klagest du mich an?
War ich es, die dir Leid gebracht?

Ortrud.

Wie könntest du fürwahr mir neiden
das Glück, daß mich zum Weib erwählt
der Mann, den du so gern verschmäht?

Elsa.

Allgüt'ger Gott, was soll mir das?

Ortrud.

Mußt' ihn unsel'ger Wahn bethören,
dich Reine einer Schuld zu zeih'n, —
von Reu' ist nun sein Herz zerrissen,
zu grimmer Buß' ist er verdammt.

Elsa.

Gerechter Gott!

Ortrud.

O du bist glücklich! —
Nach kurzem, unschuldsüßem Leiden

siehst lächelnd du das Leben nur;
von mir darfst selig du dich scheiden,
mich schickst du auf des Todes Spur, —
daß meines Jammer's trüber Schein
nie kehr' in deine Feste ein.

Elsa.

Wie schlecht ich deine Güte priese,
Allmächt'ger, der mich so beglückt,
wenn ich das Unglück von mir stieße,
das sich vor mir im Staube bückt! —
O nimmer! — Ortrud! Harre mein!
Ich selber lass' dich zu mir ein.
(Sie geht eilig in die Kemenate zurück.)

Ortrud
(in wilder Begeisterung von den Stufen springend).

Entweihte Götter! Helft jetzt meiner Rache!
Bestraft die Schmach, die hier euch angethan!
Stärkt mich im Dienste eurer heil'gen Sache,
vernichtet der Abtrünnigen schnöden Wahn!
Wodan! Dich Starken rufe ich!
Freia! Erhab'ne, höre mich!
Segnet mir Trug und Heuchelei,
daß glücklich meine Rache sei!

(Elsa und zwei Mägde, welche Lichte tragen, treten aus der unteren Thüre der Kemenate auf.)

Elsa.

Ortrud! Wo bist du?

Ortrud
(sich demüthig vor Elsa niederwerfend).

Hier, zu deinen Füßen!

Elsa (erschreckt zurücktretend).

Hilf Gott! So muß ich dich erblicken,
die ich in Stolz und Pracht nur sah!
Es will das Herze mir ersticken,
seh' ich so niedrig dich mir nah'. —
Steh' auf! O spare mir dein Bitten!
Trug'st du mir Haß, verzieh ich dir;
Was du schon jetzt durch mich gelitten,
das bitt' ich dich, verzeih' auch mir!

Ortrud.

O habe Lohn für so viel Güte!

Elsa.

Der morgen nun mein Gatte heißt,
an fleh' ich sein liebreich Gemüthe,
daß Friedrich auch er Gnad' erweist.

Ortrud.

Du fesselst mich in Dankes Banden!

Elsa.

In Früh'n laß mich bereit dich seh'n!
Geschmückt mit prächtigen Gewanden,
sollst du mit mir zum Münster geh'n:
dort harre ich des Helden mein,
vor Gott sein Eh'gemahl zu sein.

Ortrud.

Wie kann ich solche Huld dir lohnen,
da machtlos ich und elend bin?
Soll ich in Gnaden bei dir wohnen,
stets bleib' ich nur die Bettlerin.
Nur eine Kraft ist mir gegeben,
sie raubte mir kein Machtgebot;
durch sie vielleicht schütz' ich dein Leben,
bewahr' es vor der Reue Noth.

Elsa.

Wie meinst du?

Ortrud.

Wohl daß ich dich warne,
zu blind nicht deinem Glück zu trau'n;
daß nicht ein Unheil dich umgarne,
laß mich für dich zur Zukunft schau'n.

Elsa.

Welch' Unheil?

Ortrud.

Könntest du erfassen,
wie dessen Art so wundersam,
der nie dich möge so verlassen,
wie er durch Zauber zu dir kam!

Elsa
(zuckt erbebend vor Ortrud zurück, und wendet sich ihr dann zögernd, mit mitleidvoller Trauer wieder zu).

Du Ärmste kannst wohl nie ermessen,
Wie zweifellos mein Herze liebt!
Du hast wohl nie das Glück besessen,
das sich uns nur durch Glauben giebt! —
Kehr' bei mir ein, laß mich dich lehren
wie süß die Wonne reinster Treu'!
Laß zu dem Glauben dich bekehren:
Es giebt ein Glück, das ohne Reu'.

Ortrud (für sich).

Ha! Dieser Stolz, er soll mich lehren,
wie ich bekämpfe ihre Treu':
gen ihn will ich die Waffen kehren,
durch ihren Hochmuth werd' ihr Reu'!

(Elsa führt Ortrud in die Kemenate, die Mägde leuchten voran. — Der Tag hat bereits begonnen zu grauen. — Friedrich tritt aus dem Hintergrunde hervor.)

Friedrich.

So zieht das Unheil in dies Haus! —
Vollführe, Weib, was deine List ersonnen; —
dein Werk zu hemmen fühl' ich keine Macht.
Das Unheil hat mit meinem Fall begonnen, —
nun stürzet nach, die mich dahin gebracht!
Nur eines seh' ich mahnend vor mir steh'n:
der Räuber meiner Ehre soll vergeh'n!

Dritte Scene.

(Der Tag bricht vollends an. Thürmer blasen ein Morgenlied, von einem entfernteren Thurme wird geantwortet. — Knechte treten aus dem Inneren der Burg auf: sie schwenken Eimer in einem Brunnen und tragen sie in den Palas. Die Thürmer öffnen das Thurmthor. — Dann schreiten die vier Heerhornbläser aus dem Palas und blasen den Königsruf, worauf sie wieder zurückkehren.)

(Friedrich hat sich hinter einem Mauervorsprung am Münster verborgen. — Aus dem Burghofe und durch das Thurmthor kommen nun immer zahlreicher brabantische Edle und Mannen vor dem Münster zusammen; sie begrüßen sich in heiterer Erregtheit.)

Die Edlen und Mannen.

In Früh'n versammelt uns der Ruf:
gar viel verheißet wohl der Tag.
Der hier so hehre Wunder schuf,
manch' neue That vollbringen mag.

(Der Heerrufer schreitet mit den vier Heerhornbläsern aus dem Palas auf die Erhöhung vor dessen Pforte heraus. Der Königsruf wird wiederum geblasen: Alles wendet sich dem Heerrufer zu.)

Der Heerrufer.

Des Königs Wort und Will' thu' ich euch kund:
drum achtet wohl, was euch durch mich er sagt! —
In Bann und Acht ist Friedrich Telramund,
weil untreu er den Gotteskampf gewagt:
wer sein noch pflegt, wer sich zu ihm gesellt,
nach Reiches Recht derselben Acht verfällt.

Die Männer.

Fluch ihm, dem Ungetreuen,
den Gottes Urtheil traf!
Ihn soll der Reine scheuen,
es flieh' ihn Ruh' und Schlaf!

(Neuer Ruf der Heerhornbläser.)

Der Heerrufer.

Und weiter kündet euch der König an,
daß er den fremden gottgesandten Mann,
den Elsa zum Gemahle sich ersehnt,
mit Land und Krone von Brabant belehnt.
Doch will der Held nicht Herzog sein genannt,
ihr sollt ihn heißen: Schützer von Brabant!

Die Männer.

Hoch der ersehnte Mann!
Heil ihm, den Gott gesandt!
Treu sind wir unterthan
dem Schützer von Brabant.

(Neuer Ruf der Heerhornbläser.)

Der Heerrufer.

Nun hört, was er durch mich euch künden läßt!
Heut' feiert er mit euch sein Hochzeitsfest:
doch morgen sollt ihr kampfgerüstet nah'n,
zur Heeresfolg' dem König unterthan.
Er selbst verschmäht der süßen Ruh' zu pflegen,
er führt euch an zu hehren Ruhmes Segen!

Die Männer (begeistert).

Zum Streite säumet nicht,
führt euch der Hehre an!
Wer muthig mit ihm ficht,
dem lacht des Ruhmes Bahn.
Von Gott ist er gesandt
zur Größe von Brabant!

(Während die Männer begeistert sich durch einander drängen und der Heerrufer wieder in den Palas zurückgeht, treten im Vordergrunde vier Edle zusammen.)

Der erste Edle.

Nun hört! Dem Lande will er uns entführen?

Der Zweite.

Gen einen Feind, der uns noch nie bedroht?

Der Dritte.

Solch' kühn Beginnen sollt' ihm nicht gebühren!

Der Vierte.

Wer wehret ihm, wenn er die Fahrt gebot?

Friedrich

(unter sie tretend und seine Kopfverhüllung etwas lüftend).

Ich.

Die vier Edlen.

Ha! Wer bist du? — Friedrich! Seh' ich recht?
Du wagst dich her, zur Beute jedem Knecht?

Friedrich.

Gar bald will ich wohl weiter noch mich wagen!
Vor euren Augen soll es leuchtend tagen!
Der euch so kühn die Heerfahrt angesagt,
der sei von mir des Gottestrug's beklagt!

Die vier Edlen.

Was hör' ich! Rasender, was hast du vor?
Verlor'ner du, hört dich des Volkes Ohr!

(Sie drängen Friedrich beiseite und verbergen ihn unter sich mit großer Scheu vor dem Volke.)

(Edelknaben treten auf dem Söller aus der Kemenate auf, schreiten nach dem Palas herab und rufen die Männer an.)

Edelknaben.

Macht Platz für Elsa, unsre Frau!
Die will in Gott zum Münster geh'n.

(Sie machen eine breite Gasse durch die Männer, die ihnen gern weichen, und räumen die Stufen zum Münster, wo sie sich aufstellen.)

Vierte Scene.

(Ein langer Zug von Frauen in reichen Gewändern schreitet aus der Kemenate auf den Söller, und von da nach dem Palas herab, wo er sich wieder dem Vordergrunde zuwendet, um den Münster zu erreichen.)

Die Edlen und Mannen
(während des Aufzuges).

Gesegnet soll sie schreiten,
die lang in Demuth litt!
Gott möge sie geleiten
und hüten ihren Schritt! —
Sie naht, die Engelgleiche,
von keuscher Gluth entbrannt!
Heil dir, du Tugendreiche!
Heil Elsa von Brabant!

(Elsa ist, prächtig geschmückt, im Zuge aufgetreten; unter den Frauen, welche ihr noch folgen und den Zug schließen, geht Ortrud, ebenfalls reich gekleidet; die Frauen, die dieser zunächst gehen, halten sich voll Scheu und wenig verhaltenem Unwillen von ihr entfernt, so daß sie sehr einzeln erscheint: in ihren Mienen drückt sich immer steigender Ingrimm aus. Als Elsa unter dem lauten Zurufe des Volkes eben den Fuß auf die erste Stufe zum Münster setzen will, tritt Ortrud wüthend aus dem Zuge heraus, schreitet auf Elsa zu, stellt sich auf derselben Stufe ihr entgegen und zwingt sie so vor ihr wieder zurückzutreten.)

Ortrud.

Zurück, Elsa! Nicht länger will ich dulden,
daß ich gleich einer Magd dir folgen soll!
Den Vortritt sollst du überall mir schulden,
vor mir dich beugen sollst du demuthvoll!

Die Edelknaben und die Männer.

Was will das Weib?

Elsa
(heftig erschrocken).

Um Gott! Was muß ich seh'n?
Welch' jäher Wechsel ist mit dir gescheh'n?

Ortrud.

Weil eine Stund' ich meines Werth's vergessen,
glaub'st du, ich müßte dir nur kriechend nah'n?

Mein Leid zu rächen will ich mich vermessen,
was mir gebührt, das will ich nun empfah'n.

Elsa.

Weh'! Ließ ich durch dein Heucheln mich verleiten,
die diese Nacht sich jammernd zu mir stahl?
Wie willst du nun in Hochmuth vor mir schreiten,
du, eines Gottgerichteten Gemahl?

Ortrud.

Wenn falsch Gericht mir den Gemahl verbannte,
war doch sein Nam' im Lande hochgeehrt;
als aller Tugend Preis man ihn nur nannte,
gekannt, gefürchtet war sein tapf'res Schwert.
Der deine, sag', wer sollte hier ihn kennen,
vermagst du selbst den Namen nicht zu nennen?

Männer und Frauen
(in großer Bewegung).

Was sagt sie? Ha! Was thut sie kund? —
Sie lästert! Wehret ihrem Mund!

Ortrud.

Kannst du ihn nennen? Kannst du uns es sagen,
ob sein Geschlecht, sein Adel wohl bewährt?
Woher die Fluthen ihn zu dir getragen,
wann und wohin er wieder von dir fährt?
Ha, nein! Wohl brächte ihm es schlimme Noth;
der kluge Held die Frage drum verbot!

Männer und Frauen.

Ha, spricht sie wahr? Welch' schwere Klagen! —
Sie schmähet ihn! Darf sie es wagen?

Elsa
(von großer Betroffenheit sich ermannend).

Du Lästerin! Ruchlose Frau!
Hör', ob ich Antwort mir getrau'! —
So rein und edel ist sein Wesen,
so tugendreich der hehre Mann,
daß nie des Unheil's soll genesen,
wer seiner Sendung zweifeln kann!

*

Hat nicht durch Gott im Kampf geschlagen
mein theurer Held den Gatten dein?
Nun sollt nach Recht ihr alle sagen,
wer kann da nur der Reine sein?

Männer und Frauen.

Nur er! Nur er! Dein Held allein!

Ortrud.

Ha! Diese Reine deines Helden,
wie wäre sie so bald getrübt,
müßt' er des Zaubers Wesen melden,
durch den hier solche Macht er übt!
Wagst du ihn nicht darum zu fragen,
so glauben alle wir mit Recht,
du müssest selbst in Sorge zagen,
um seine Reine steh' es schlecht!

Die Frauen (Elsa unterstützend).

Helft ihr vor der Verruchten Haß!

Männer
(nach dem Hintergrunde).

Macht Platz! Macht Platz! Der König naht!

Fünfte Scene.

(Der König, Lohengrin, die sächsischen und brabantischen Grafen und Edlen, alle prächtig gekleidet, sind aus dem Palas herausgeschritten. Lohengrin und der König dringen durch die verwirrten Haufen des Vordergrundes lebhaft vor.)

Die Männer.

Heil! Heil dem König!
Heil dem Schützer von Brabant!

König.

Was für ein Streit?

Elsa
(Lohengrin an die Brust stürzend).

Mein Herr! O mein Gebieter!

Lohengrin.

Was giebt's?

König.

Wer wagt es hier, den Kirchengang
zu stören?

Des Königs Gefolge.

Welcher Streit, den wir vernahmen?

Lohengrin.

Was seh' ich? Das unsel'ge Weib bei dir?

Elsa.

Mein Retter! Schütze mich vor dieser Frau!
Schilt mich, wenn ich dir ungehorsam war!
In Jammer sah ich sie vor dieser Pforte,
aus ihrer Noth nahm ich sie bei mir auf:
nun sieh', wie furchtbar sie mir lohnt die Güte, —
sie schilt mich, daß ich dir zu sehr vertrau'!

Lohengrin

(seinen Blick fest und bannend auf Ortrud heftend).

Du fürchterliches Weib! Steh' ab von ihr!
Hier wird dir nimmer Sieg! —
Sag', Elsa, mir!
Vermocht' ihr Gift sie in dein Herz zu gießen?

Elsa

(birgt weinend ihr Gesicht an seiner Brust).

Lohengrin

(sie aufrichtend und auf den Münster deutend).

Komm'! Laß in Freude dort die Thränen fließen!

(Als Lohengrin mit Elsa dem Zuge voran sich feierlich nach dem Münster wendet, tritt Friedrich auf den Stufen desselben unter den Frauen und Edelknaben hervor, welche, als sie ihn erkennen, entsetzt von ihm weichen.)

Friedrich.

O König! Trugbethörte Fürsten! Haltet ein!

Die Männer.

Was will der hier? Verfluchter, weich' von hinnen!

König.

Wag'st du zu trotzen meinem Zorn?

Friedrich.

O hört
mich an!

Die Männer.

Hinweg! Du bist des Todes, Mann!

Friedrich.

Hört mich, dem grimmes Unrecht ihr gethan!
Gottes Gericht, es ward entehrt, betrogen,
durch eines Zaubrer's List seid ihr belogen!

Die Männer.

Greift den Verruchten! Hört, er lästert Gott!

(Sie dringen auf ihn ein: vor Friedrich's, von höchster Kraft der Verzweiflung erbebender, Stimme halten sie erschreckt an, und hören endlich aufmerksam zu.)

Friedrich.

Den dort im Glanz ich vor mir sehe,
den klag' ich des Betruges an!
Wie Staub vor Gottes Hauch verwehe
die Macht, die er durch List gewann! —
Wie schlecht ihr des Gerichtes wahrtet,
das doch die Ehre mir benahm,
da eine Frag' ihr ihm erspartet,
als er zum Gotteskampfe kam!
Die Frage nun sollt ihr nicht wehren,
daß sie ihm jetzt von mir gestellt: —
nach Namen, Heimath, Stand und Ehren
frag' ich ihn laut vor aller Welt.

(Starke Bewegung großer Betroffenheit unter allen Anwesenden gibt sich kund.)

Wer ist er, der an's Land geschwommen,
geführt von einem wilden Schwan?
Wem solche Zauberthiere frommen,
deß' Reinheit achte ich für Wahn.
Nun soll der Klag' er Rede stehen:
vermag er's, so geschah mir Recht, —
wenn nicht, so sollet ihr ersehen,
um seine Tugend steh' es schlecht!

Der König und die Männer.

Welch' harte Klage! Was wird er entgegnen?

Lohengrin.

Nicht dir, der so vergaß der Ehren,
hab' Noth ich Rede hier zu steh'n!

Des Bösen Zweifel darf ich wehren,
vor ihm wird Reine nicht vergeh'n.

Friedrich.

Darf ich ihm nicht als würdig gelten,
dich ruf' ich, König hochgeehrt!
Wird er auch dich unadlig schelten,
daß er die Frage dir verwehrt?

Lohengrin.

Ja, selbst dem König darf ich wehren,
und aller Fürsten höchstem Rath!
Nicht darf sie Zweifels Last beschweren,
sie sahen meine gute That. —
Nur Eine ist's, — der muß ich Antwort geben:
Elsa —

(Als er sich zu Elsa wendet, hält er betroffen an, da er sie, mit heftig wogender Brust, in wildem inneren Kampfe vor sich hinstarrend erblickt.)

Elsa! — Wie seh' ich sie erbeben! —
In wildem Brüten muß ich sie gewahren!
Hat sie bethört des Hasses Lügenmund?
O Himmel! Schirme sie vor den Gefahren!
Nie werde Zweifel dieser Reinen kund!

Friedrich und Ortrud.

In wildem Brüten darf ich sie gewahren,
der Zweifel keimt in ihres Herzens Grund; —
der mir zur Noth in dieses Land gefahren,
er ist besiegt, wird ihm die Frage kund!

Der König und alle Männer.

Welch' ein Geheimniß muß der Held bewahren?
Bringt es ihm Noth, so wahr' es treu sein Mund!
Wir schirmen ihn, den Edlen, vor Gefahren;
durch seine That ward uns sein Adel kund.

Elsa.

Was er verbirgt, wohl brächt' es ihm Gefahren,
vor aller Welt spräch' es hier aus sein Mund: —
die er errettet, weh' mir Undankbaren!
verrieth' ich ihn, daß hier es werde kund. —
Wüßt' ich sein Loos, ich wollt' es treu bewahren;
im Zweifel doch erbebt des Herzens Grund!

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Der König.

Mein Held! Entgegne kühn dem Ungetreuen!
Du bist zu hehr, um, was er klagt, zu scheuen!

Die Männer
(sich um Lohengrin drängend).

Wir steh'n zu dir, es soll uns nie gereuen,
daß wir der Helden Preis in dir erkannt.
Reich' uns die Hand; wir glauben dir in Treuen,
daß hehr dein Nam', auch wenn er nicht genannt.

Lohengrin.

Euch Helden soll der Glaube nimmer reuen,
werd' euch mein Nam' und Art auch nie genannt!

(Während Lohengrin, von den Männern, in deren dargereichte Hand er jedem einschlägt, umringt, etwas tiefer im Hintergrunde verweilt, — neigt Friedrich sich unbeachtet zu Elsa, welche bisher vor Unruhe, Verwirrung und Scham noch nicht vermocht hat auf Lohengrin zu blicken, und so, mit sich kämpfend, noch einsam im Vordergrunde steht.)

Friedrich (heimlich).

Vertraue mir! Laß dir ein Mittel heißen,
das dir Gewißheit schafft.

Elsa (erschrocken, doch leise).

Hinweg von mir!

Friedrich.

Laß mich das kleinste Glied ihm nur entreißen,
des Fingers Spitze, und ich schwöre dir,
was er dir hehlt, sollst frei du vor dir seh'n, —
dir treu, soll nie er dir von hinnen geh'n.

Elsa.

Ha, nimmermehr!

Friedrich.

Ich bin dir nah' zur Nacht, —
ruf'st du, oh'n' Schaden ist es schnell vollbracht.

Lohengrin
(schnell in den Vordergrund tretend).

Elsa, mit wem verkehrest du?

(Elsa wendet sich mit einem zweifelvoll schmerzlichen Blicke von Friedrich ab, und sinkt tief erschüttert zu Lohengrin's Füßen.)

Lohengrin
(mit fürchterlicher Stimme zu Friedrich und Ortrud).

Zurück von ihr, Verfluchte!
Daß nie mein Auge je
euch wieder bei ihr seh'!

(Friedrich macht eine Gebärde der schmerzlichsten Wuth.)

Lohengrin.

Elsa, erhebe dich! — In deiner Hand,
in deiner Treu' liegt alles Glückes Pfand. —
Läßt nicht des Zweifels Macht dich ruh'n?
Willst du die Frage an mich thun?

Elsa
(in der heftigsten inneren Aufregung und Scham).

Mein Retter, der mir Heil gebracht!
Mein Held, in dem ich muß vergeh'n!
Hoch über alles Zweifels Macht
. . . soll meine Liebe steh'n!

(Sie sinkt an seine Brust.)
(Die Orgel ertönt aus dem Münster; Glockengeläute.)

Lohengrin.

Heil dir, Elsa! Nun laß vor Gott uns geh'n!

Die Männer und Frauen
(in begeisterter Rührung).

Seht, seht! Er ist von Gott gesandt! —
Heil ihm! Heil Elsa von Brabant!

(Unter feierlichem Geleite führt der König Lohengrin an der linken und Elsa an der rechten Hand die Stufen des Münsters hinauf: Elsa's Blick fällt von der Höhe auf Ortrud herab, welche die Hand drohend zu ihr empor streckt; entsetzt wendet sich Elsa ab und schmiegt sich ängstlich an Lohengrin: als dieser sie weiter zum Münster geleitet, fällt der Vorhang.)

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

(Eine einleitende Musik schildert das prächtige Rauschen des Hochzeitsfestes. Als der Vorhang aufgeht, stellt die Bühne das Brautgemach dar, in der Mitte des Hintergrundes das reichgeschmückte Brautbett; an einem offenen Erkerfenster ein niedriges Ruhebett. — Zu beiden Seiten des Hintergrundes führen offene Thüren in das Gemach. Der Brautzug nähert sich unter Musik und dem Gesange des Brautliedes dem Gemache, welches er in folgender Ordnung betritt:

Zur Thüre rechts herein treten die Frauen auf, welche Elsa, — zur Thüre links die Männer mit dem König, welche Lohengrin geleiten: Edelknaben mit Lichten gehen jedem der Züge voraus. Als sich die beiden Züge in der Mitte begegnen, führt der König Lohengrin Elsa zu; diese umfassen sich und bleiben in der Mitte stehen.)

Brautlied

(der Männer und Frauen).

Treulich geführt ziehet dahin,
wo euch der Segen der Liebe bewahr'!
Siegreicher Muth, Minnegewinn
eint euch durch Treue zum seligsten Paar.
Streiter der Tugend, ziehe voran!
Zierde der Jugend, schreite voran!
Rauschen des Festes seid nun entronnen,
Wonne des Herzens sei euch gewonnen!
Duftender Raum, zur Liebe geschmückt,
nehm' euch nun auf, dem Glanze entrückt.
Treulich geführt ziehet nun ein,
wo euch der Segen der Liebe bewahr'!
Siegreicher Muth, Minne so rein
eint euch in Treue zum seligsten Paar.

(Edelknaben entkleiden Lohengrin des reichen Obergewandes, gürten ihm das Schwert ab und legen dieses am Ruhebette nieder; Frauen entkleiden Elsa ebenfalls ihres kostbaren Obergewandes.)

(Acht Frauen umschreiten während dessen dreimal langsam Lohengrin und Elsa.)

Acht Frauen.

Wie Gott euch selig weihte,
zu Freuden weih'n euch wir;
in Liebesglück's Geleite
denkt lang' der Stunde hier!

(Der König umarmt Lohengrin und Elsa. Die Edelknaben mahnen zum Aufbruch. Die Züge schreiten an dem Paare vorüber, so daß die Männer durch die Thüre rechts, die Frauen links das Gemach verlassen.)

Brautlied

(gesungen während des Fortgehens).

Treulich bewacht bleibet zurück,
wo euch der Segen der Liebe bewahr'!
Siegreicher Muth, Minne und Glück
eint euch in Treue zum seligsten Paar.
Streiter der Tugend, bleibe daheim!
Zierde der Jugend, bleibe daheim!
Rauschen des Festes seid nun entronnen,
Wonne des Herzens sei euch gewonnen!

Duftender Raum, zur Liebe geschmückt,
nahm euch nun auf, dem Glanze entrückt.
Treulich bewacht bleibet zurück,
wo euch der Segen der Liebe bewahr'!
Siegreicher Muth, Minne und Glück
eint euch in Treue zum seligsten Paar.

(Als Alle das Gemach verlassen haben, werden die Thüren von außen geschlossen. In immer weiterer Ferne verhallt der Gesang.)

Zweite Scene.

(Elsa ist wie überselig an Lohengrin's Brust gesunken. Lohengrin geleitet dann Elsa sanft nach dem Ruhebette, auf dem sich beide, an einander geschmiegt, niederlassen.)

Lohengrin.

Das süße Lied verhallt; wir sind allein,
zum ersten Mal allein, seit wir uns sah'n;
nun sollen wir der Welt entronnen sein,
kein Lauscher darf des Herzens Grüßen nah'n. —
Elsa, mein Weib! Du süße, reine Braut!
Ob glücklich du, das sei mir nun vertraut!

Elsa.

Wie wär' ich kalt, mich glücklich nur zu nennen,
besitz' ich aller Himmel Seligkeit!
Fühl' ich zu dir so süß mein Herz entbrennen,
athme ich Wonnen, die nur Gott verleiht.

Lohengrin.

Vermagst du, Holde, glücklich dich zu nennen,
giebst du auch mir des Himmels Seligkeit!
Fühl' ich zu dir so süß mein Herz entbrennen,
athme ich Wonnen, die nur Gott verleiht. —
Wie hehr erkenn' ich uns'rer Liebe Wesen!
Die nie sich sah'n, wir hatten uns geahnt:
war ich zu deinem Streiter auserlesen,
hat Liebe mir zu dir den Weg gebahnt.
Dein Auge sagte mir dich rein von Schuld,
mich zwang dein Blick zu dienen deiner Huld.

Elsa.

Doch ich zuvor schon hatte dich geseh'n,
in sel'gem Traume warst du mir genaht:

als ich nun wachend dich sah vor mir steh'n,
erkannt' ich, daß du kamst auf Gottes Rath.
Da wollte ich vor deinem Blick zerfließen,
gleich einem Bach umwinden deinen Schritt,
als eine Blume, duftend auf der Wiesen,
wollt' ich entzückt mich beugen deinem Tritt.
Ist dieß nur Liebe? — Wie soll ich es nennen,
dieß Wort, so unaussprechlich wonnevoll,
wie, ach! — dein Name, den ich nie darf nennen,
bei dem ich nie mein Höchstes nennen soll!

Lohengrin (zärtlich).

Elsa!

Elsa.

Wie süß mein Name deinem Mund' entgleitet:
Gönnst du des deinen holden Klang mir nicht?
Nur, wenn zur Liebesstille wir geleitet,
sollst du gestatten, daß mein Mund ihn spricht.

Lohengrin.

Mein süßes Weib!

Elsa.

— Einsam, wenn Niemand wacht;
nie sei der Welt er zu Gehör gebracht!

Lohengrin
(sie freundlich umfassend und aus dem Fenster deutend).

Athmest du nicht mit mir die süßen Düfte?
O wie so hold berauschen sie den Sinn!
Geheimnißvoll sie nahen durch die Lüfte, —
fraglos geb' ihrem Zauber ich mich hin. —
So ist der Zauber, der mich dir verbunden,
als ich zuerst, du Süße, dich ersah;
nicht brauchte deine Art ich zu erkunden,
dich sah mein Aug' — mein Herz begriff dich da.
Wie mir die Düfte hold den Sinn berücken,
nah'n sie mir gleich aus räthselvoller Nacht:
so mußte deine Reine mich entzücken,
traf ich dich auch in schwerer Schuld Verdacht.

Elsa.

Ach! Könnt' ich deiner werth erscheinen!
Müßt' ich nicht bloß vor dir vergeh'n!
Könnt' ein Verdienst mich dir vereinen,
dürft' ich in Pein für dich mich seh'n!
Wie du mich trafst vor schwerer Klage,
o! wüßte ich auch dich in Noth!
Daß muthvoll ich ein Mühen trage,
kennt' ich ein Sorgen, das dir droht! —
Wär' das Geheimniß so geartet,
das aller Welt verschweigt dein Mund?
Vielleicht, daß Unheil dich erwartet,
würd' es den Menschen offen kund?
O, wär' es so, und dürft' ich's wissen,
dürft' ich in meiner Macht es seh'n,
durch Keines Droh'n sei mir's entrissen,
für dich wollt' ich zum Tode geh'n!

Lohengrin.

Geliebte!

Elsa.

O mach' mich stolz durch dein Vertrauen,
daß ich in Unwerth nicht vergeh'!
Laß dein Geheimniß mich erschauen,
daß, wer du bist, ich offen seh'!

Lohengrin.

Ach, schweige, Elsa!

Elsa.

Meiner Treue
enthülle deines Adels Werth!
Woher du kamst, sag' ohne Reue: —
durch mich sei Schweigens Kraft bewährt!

Lohengrin (ernst).

Höchstes Vertrau'n hast du mir schon zu danken,
da deinem Schwur ich Glauben gern gewährt:
wirst nimmer du vor dem Gebote wanken,
hoch über alle Frau'n dünkst du mich werth! —
(Er zieht mit beruhigender Gebärde Elsa wieder sanft an sich.)

An meine Brust, du Süße, Reine!
Sei meines Herzens Glühen nah',
daß mich dein Auge sanft bescheine,
in dem ich all' mein Glück ersah!
O, gönne mir, daß mit Entzücken
ich deinen Athem sauge ein!
Laß fest, ach! fest an mich dich drücken,
daß ich in dir mög' glücklich sein!
Dein Lieben muß mir hoch entgelten
für das, was ich um dich verließ;
kein Loos in Gottes weiten Welten
wohl edler als das meine hieß'.
Böt' mir ein König seine Krone,
ich dürfte sie mit Recht verschmäh'n:
das einz'ge, was mein Opfer lohne,
muß ich in deiner Lieb' erseh'n!
Drum wolle stets den Zweifel meiden,
dein Lieben sei mein stolz Gewähr;
denn nicht komm' ich aus Nacht und Leiden,
aus Glanz und Wonne komm' ich her.

Elsa.

Hilf Gott! Was muß ich hören!
Welch' Zeugniß gab dein Mund!
Du wolltest mich bethören, —
nun wird mir Jammer kund!
Das Loos, dem du entronnen,
es war dein höchstes Glück:
du kamst zu mir aus Wonnen,
und sehnest dich zurück!
Wie soll ich Ärmste glauben,
dir g'nüge meine Treu'?
Ein Tag wird dich mir rauben
durch deiner Liebe Reu'!

Lohengrin.

Halt' ein, dich so zu quälen!

Elsa.

Was quälest du mich doch?
Soll ich die Tage zählen,

die du mir bleibest noch?
In Sorg' um dein Verweilen
verblüht die Wange mir;
dann wirst du mir enteilen,
im Elend bleib' ich hier!

Lohengrin.

Nie soll dein Reiz entschwinden,
bleibst du von Zweifel rein.

Elsa.

Ach! Dich an mich zu binden,
wie sollt' ich mächtig sein?
Voll Zauber ist dein Wesen,
durch Wunder kamst du her: —
wie sollt' ich da genesen?
wo fänd' ich dein Gewähr?

(In heftigster Aufregung zusammenschreckend und wie lauschend.)

Hörtest du nichts? Vernahmest du kein Kommen?

Lohengrin.

Elsa!

Elsa
(vor sich hinstarrend).

Ach nein! — — Doch dort! Der Schwan, der Schwan!
Dort kommt er auf der Wasserfluth geschwommen . . .
Du rufest ihn, — er zieht herbei den Kahn! —

Lohengrin.

Elsa, halt' ein! Beruh'ge deinen Wahn!

Elsa.

Nichts kann mir Ruhe geben,
dem Wahn mich nichts entreißt,
als — gelt' es auch mein Leben! —
zu wissen — wer du sei'st?

Lohengrin.

Elsa, was willst du wagen?

Elsa.

Unselig holder Mann,
hör', was ich dich muß fragen
Den Namen sag' mir an!

Lohengrin.

Halt' ein!

Elsa.

Woher die Fahrt?

Lohengrin.

Weh' dir!

Elsa.

Wie deine Art?

Lohengrin.

Weh' uns, was thatest du!

(Elsa, die vor Lohengrin steht, welcher den Hintergrund im Rücken hat, erblickt durch die hintere Thüre Friedrich und die vier brabantischen Edlen, wie sie mit gezücktem Schwerte hereinbrechen.)

Elsa
(nach einem fürchterlichen Schrei).

Rette dich! Dein Schwert! Dein Schwert!

(Sie hat das am Ruhebett angelehnte Schwert hastig Lohengrin gereicht, so daß dieser schnell es der Scheide entziehen konnte. Lohengrin streckt Friedrich, da er nach ihm ausholt, mit einem Streiche todt zu Boden. Den entsetzten Edlen entfallen die Schwerter, sie stürzen zu Lohengrin's Füßen auf die Kniee. Elsa, die sich vor Lohengrin's Brust geworfen hatte, sinkt ohnmächtig langsam an ihm zu Boden. — Lange athemlose Stille.)

Lohengrin.

Weh'! Nun ist all' unser Glück dahin!

(Er neigt sich zu Elsa, erhebt sie sanft und lehnt sie auf das Ruhebett.)

Elsa
(matt die Augen aufschlagend).

Allewiger! Erbarm' dich mein!

(Der Tag ist in allmählichem Anbruche begriffen; die tief herab gebrannten Kerzen drohen zu verlöschen. Auf Lohengrin's Wink erheben sich die vier Edlen.)

Lohengrin.

Tragt den Erschlag'nen vor des König's Gericht!

(Die Edlen nehmen Friedrich's Leiche auf und entfernen sich mit ihr durch eine Thüre des Hintergrundes. Lohengrin läutet an einem Glockenzuge: vier Frauen treten ein.)

Lohengrin (zu den Frauen).

Sie vor den König zu geleiten,
schmückt Elsa, meine süße Frau!
Dort will ich Antwort ihr bereiten,
daß sie des Gatten Art erschau'.

(Er entfernt sich mit traurig feierlicher Haltung durch die Thüre rechts. Die Frauen geleiten Elsa, die kaum der Bewegung mächtig ist, nach links ab.)

(Ein zusammenfallender Vorhang schließt im Vordergrunde die ganze Scene. Wie aus dem Burghofe herauf hört man Heerhörner einen Aufruf blasen.)

Dritte Scene.

(Als der Vorhang in die Höhe gezogen wird, stellt die Bühne wieder die Aue am Ufer der Schelde, wie im ersten Aufzuge, dar. Morgenröthe und endlich voller Tag. Von verschiedenen Seiten gelangt nach und nach der brabantische Heerbann auf die Scene: die einzelnen Haufen werden von Grafen geführt, deren Bannerträger nach der Ankunft das Wappen in den Boden pflanzen, um welches sich der jedesmalige Haufe schaart: Knaben tragen Schild und Speer des Grafen, Knechte führen die Rosse bei Seite. Als die Brabanter alle eingetroffen sind, zieht von links König Heinrich mit seinem Heerbann ein: alle sind in voller kriegerischer Rüstung.)

Die Brabanter
(den Einzug des Königs begrüßend).

Hoch König Heinrich!
König Heinrich Heil!

Der König
(unter der Eiche stehend).

Habt Dank, ihr Lieben von Brabant!
Wie fühl' ich stolz mein Herz entbrannt,
find' ich in jedem deutschen Land
so kräftig reichen Heerverband!
Nun soll des Reiches Feind sich nah'n,
wir wollen tapfer ihn empfah'n:
aus seinem öden Ost daher
soll er sich nimmer wagen mehr!
Für deutsches Land das deutsche Schwert!
So sei des Reiches Kraft bewährt!

Alle Männer.

Für deutsches Land das deutsche Schwert!
So sei des Reiches Kraft bewährt!

König.

Wo weilt nun der, den Gott gesandt
zum Ruhm, zur Größe von Brabant?

(Ein scheues Gedränge ist entstanden: die vier brabantischen Edlen bringen auf einer Bahre Friedrich's verhüllte Leiche getragen und setzen sie in der Mitte der Bühne nieder. Alles blickt sich unheimlich fragend an.)

Alle.

Was bringen die? Was thun sie kund?
Die Mannen sind's des Telramund.

König.

Wen führt ihr her? Was soll ich schau'n?
Mich faßt bei eurem Anblick Grau'n!

Die vier Edlen.

So will's der Schützer von Brabant:
wer dieser ist, macht er bekannt.

(Elsa, mit großem Gefolge von Frauen, tritt auf und schreitet langsam, wankenden Schrittes, in den Vordergrund.)

Die Männer

Seht! Elsa naht, die tugendreiche:
wie ist ihr Antlitz trüb' und bleiche!

Der König

(der Elsa entgegen gegangen ist und sie nach einem hohen Sitze, ihm gegenüber, geleitet).

Wie soll ich dich so traurig seh'n!
Muß dir so nah' die Trennung geh'n?

(Elsa wagt nicht vor ihm aufzublicken. Großes Gedränge entsteht im Hintergrunde; man vernimmt)

Stimmen.

Macht Platz dem Helden von Brabant!

Alle Männer.

Heil! Heil dem Helden von Brabant!

(Der König hat seinen Platz unter der Eiche wieder eingenommen. — Lohengrin, ganz so gewaffnet, wie im ersten Aufzuge, ist ohne Gefolge, feierlich und traurig, aufgetreten.)

König.

Heil deinem Kommen, theurer Held!
Die du so treulich riefst in's Feld,
die harren dein in Streites Lust,
von dir geführt, des Sieg's bewußt.

Die Brabanter.

Wir harren dein in Streites Lust,
von dir geführt, des Sieg's bewußt.

Lohengrin.

Mein Herr und König, laß dir melden:
die ich berief, die kühnen Helden,
zum Streit sie führen darf ich nicht!

Alle Männer

(in größter Betroffenheit).

Hilf Gott! welch hartes Wort er spricht!

Lohengrin.

Als Streitgenoß bin nicht ich hergekommen,
als Kläger sei ich jetzt von euch vernommen! —

Zum ersten klage laut ich vor euch Allen,
und frag' um Spruch nach Recht und Fug:
da dieser Mann mich nächtens überfallen,
sagt, ob ich ihn mit Recht erschlug?
(Er hat Friedrich's Leiche aufgedeckt: Alle wenden sich mit Abscheu davon ab.)

Der König und alle Männer
(die Hand nach der Leiche ausstreckend).

Wie deine Hand ihn schlug auf Erden,
soll dort ihm Gottes Strafe werden!

Lohengrin.

Zum and'ren aber sollt ihr Klage hören:
denn aller Welt nun klag' ich laut,
daß zum Verrath an mir sich ließ bethören
die Frau, die Gott mir angetraut.

Alle Männer.

Elsa! Wie mochte das gescheh'n?
Wie konntest so du dich vergeh'n?

Lohengrin.

Ihr hörtet Alle, wie sie mir versprochen,
daß nie sie woll' erfragen, wer ich bin?
Nun hat sie ihren theuern Schwur gebrochen,
treulosem Rath gab sie ihr Herz dahin!
Zu lohnen ihres Zweifels wildem Fragen,
sei nun die Antwort länger nicht gespart:
des Feindes Drängen durft' ich sie versagen, —
nun muß ich künden wie mein Nam' und Art. —
Jetzt merket wohl, ob ich den Tag muß scheuen:
vor aller Welt, vor König und vor Reich
enthülle mein Geheimniß ich in Treuen.
So hört, ob ich an Adel euch nicht gleich!

Alle Männer und Frauen.

Welch' Unerhörtes muß ich nun erfahren;
O könnt' er die erzwung'ne Kunde sparen!

Lohengrin
(in feierlicher Verklärung vor sich hinblickend).

In fernem Land, unnahbar euren Schritten,
liegt eine Burg, die Monsalvat genannt;

ein lichter Tempel stehet dort in Mitten,
so kostbar, wie auf Erden nichts bekannt:
drinn ein Gefäß von wunderthät'gem Segen
wird dort als höchstes Heiligthum bewacht,
es ward, daß sein der Menschen reinste pflegen,
herab von einer Engelschaar gebracht;
alljährlich naht vom Himmel eine Taube,
um neu zu stärken seine Wunderkraft:
es heißt der Gral, und selig reinster Glaube
ertheilt durch ihn sich seiner Ritterschaft.
Wer nun dem Gral zu dienen ist erkoren,
den rüstet er mit überird'scher Macht;
an ihm ist jedes Bösen Trug verloren,
wenn ihn er sieht, weicht dem des Todes Nacht.
Selbst wer von ihm in ferne Land' entsendet,
zum Streiter für der Tugend Recht ernannt,
dem wird nicht seine heil'ge Kraft entwendet,
bleibt als sein Ritter dort er unerkannt:
so hehrer Art doch ist des Grales Segen,
enthüllt — muß er des Laien Auge flieh'n;
des Ritters drum sollt Zweifel ihr nicht hegen,
erkennt ihr ihn, dann muß er von euch zieh'n. —
Nun hört, wie ich verbot'ner Frage lohne!
Vom Gral ward ich zu euch daher gesandt:
mein Vater Parzival trägt seine Krone,
sein Ritter ich — bin Lohengrin genannt.

Alle Männer und Frauen
(voll Staunen's und in höchster Rührung auf ihn hinblickend).

Hör' ich so seine höchste Art bewähren,
entbrennt mein Aug' in heil'gen Wonnezähren.

Elsa (wie vernichtet).

Mir schwankt der Boden! Welche Nacht!
O Luft! Luft der Unglücksel'gen!
(Sie droht umzusinken; Lohengrin faßt sie in seine Arme.)

Lohengrin (in schmerzlichster Ergriffenheit).

O Elsa! Was hast du mir angethan?
Als meine Augen dich zuerst ersah'n,
zu dir fühlt' ich in Liebe mich entbrannt,
und schnell hatt' ich ein neues Glück erkannt:

die hehre Macht, die Wunder meiner Art,
die Kraft, die mein Geheimniß mir bewahrt, —
wollt' ich dem Dienst des reinsten Herzens weih'n: —
was rissest du nun mein Geheimniß ein?
Jetzt muß ich, ach! von dir geschieden sein!

Der König. Alle Männer.

Weh'! Wehe! Mußt du von uns zieh'n?
Du hehrer, gottgesandter Mann!
Soll uns des Himmels Segen flieh'n,
wo fänden dein wir Tröstung dann?

Elsa
(in heftige Verzweiflung ausbrechend).

Mein Gatte, nein! Ich laß' dich nicht von hinnen!
Als Zeuge meiner Buße bleibe hier!
Nicht darfst du meiner bittern Reu' entrinnen;
daß du mich züchtigst liege ich vor dir!

Lohengrin.

Ich muß, ich muß, ich muß, mein süßes Weib!
Schon zürnt der Gral, daß ich ihm ferne bleib'!

Elsa.

Verstoß' mich nicht, wie groß auch mein Verbrechen!

Lohengrin.

O schweig', an mir ja selber muß ich's rächen!

Elsa.

Bist du so göttlich, als ich dich erkannt,
sei Gottes Gnade nicht aus dir verbannt!
Büßt sie in Jammer ihre schwere Schuld,
nicht flieh' die Ärmste deiner Nähe Huld!

Lohengrin.

Nur eine Strafe giebt's für dein Vergehen, —
ach, mich wie dich trifft ihre herbe Pein!
Getrennt, geschieden sollen wir uns sehen, —
dieß muß die Strafe, dieß die Buße sein!
(Elsa sinkt mit einem Schrei zu Boden.)

Der König und die Edlen
(Lohengrin umringend).

O bleib'! O zieh' uns nicht von dannen!
Des Führers harren deine Mannen.

Lohengrin.

O König, hör'! Ich darf dich nicht geleiten!
Des Grales Ritter, habt ihr ihn erkannt,
wollt' er in Ungehorsam mit euch streiten,
ihm wäre jede Manneskraft entwandt!
Doch, großer König, laß mich dir weissagen:
dir Reinem ist ein großer Sieg verlieh'n.
Nach Deutschland sollen noch in fernsten Tagen
des Ostens Horden siegreich niemals zieh'n!

(Vom Hintergrunde her verbreitet sich der Ruf:)

Der Schwan! Der Schwan!

Man sieht auf dem Flusse den Schwan mit dem Nachen, auf dieselbe Weise wie bei Lohengrin's erstem Erscheinen, anlangen.)

Die Männer und Frauen.

Der Schwan! Der Schwan!
Seht dort ihn wieder nah'n!

Elsa.

Entsetzlich! Ha, der Schwan! Der Schwan!

Lohengrin.

Schon sendet nach dem Säumigen der Gral.

(Unter der gespanntesten Erwartung der Übrigen tritt Lohengrin dem Ufer näher und betrachtet wehmüthig den Schwan.)

Lohengrin.

Mein lieber Schwan! —
Ach, diese letzte, traurige Fahrt,
wie gern hätt' ich sie dir erspart!
In einem Jahr, wenn deine Zeit
im Dienst zu Ende sollte geh'n, —
dann durch des Grales Macht befreit,
wollt' ich dich anders wieder seh'n!

(Er wendet sich mit heftigem Schmerze in den Vordergrund zu Elsa.)

O Elsa! Nur ein Jahr an deiner Seite
hätt' ich als Zeuge deines Glück's ersehnt!

Dann kehrte, selig in des Grals Geleite,
dein Bruder wieder, den du todt gewähnt. —
Kommt er dann heim, wenn ich ihm fern im Leben,
dieß Horn, dieß Schwert, den Ring sollst du ihm geben.
Dieß Horn soll in Gefahr ihm Hülfe schenken,
in wildem Kampf dieß Schwert ihm Sieg verleiht:
doch bei dem Ringe soll er mein gedenken,
der einstens dich aus Schmach und Noth befreit!

(Während er Elsa wiederholt küßt.)

Leb' wohl! Leb' wohl! Leb' wohl, mein süßes Weib!
Leb' wohl! Mir zürnt der Gral, wenn ich noch bleib'!

(Elsa hat sich krampfhaft an ihm fest gehalten; endlich verläßt sie die Kraft, sie sinkt ihren Frauen in die Arme, denen sie Lohengrin übergiebt, wonach dieser schnell dem Ufer zueilt.)

König, Männer und Frauen
(die Hände nach Lohengrin ausstreckend).

Weh', weh'! Du edler, holder Mann!
Welch' herbe Noth thust du uns an!

(Ortrud tritt im Vordergrunde rechts auf und stellt sich mit wild jubelnder Gebärde vor Elsa hin.)

Ortrud.

Fahr' heim! Fahr' heim, du stolzer Helde,
daß jubelnd ich der Thörin melde,
wer dich gezogen in dem Kahn!
Das Kettlein hab' ich wohl erkannt,
mit dem das Kind ich schuf zum Schwan:
das war der Erbe von Brabant!

Alle.

Ha!

Ortrud (zu Elsa).

Dank, daß den Ritter du vertrieben!
Nun giebt der Schwan ihm Heimgeleit:
der Held, wär' länger er geblieben,
den Bruder hätt' er auch befreit.

Alle.

Abscheulich Weib! Ha, welch' Verbrechen
hast du in frechem Hohn bekannt!

Ortrud.

Erfahrt, wie sich die Götter rächen,
von deren Huld ihr euch gewandt!

(Lohengrin, schon bereit in den Nachen zu steigen, hat, Ortrud's Stimme vernehmend, eingehalten, und ihr vom Ufer aus aufmerksam zugehört. Jetzt senkt er sich, dicht am Strande, zu einem stummen Gebete feierlich auf die Kniee. Plötzlich erblickt er eine weiße Taube sich über dem Nachen senken: mit lebhafter Freude springt er auf, und lös't dem Schwane die Kette, worauf dieser sogleich untertaucht: an seiner Stelle erscheint ein Jüngling — Gottfried. —)

Lohengrin.

Seht da den Herzog von Brabant!
Zum Führer sei er euch ernannt!

(Er springt schnell in den Nachen, welchen die Taube an der Kette faßt und sogleich fortführt. — Ortrud ist beim Anblicke der Entzauberung Gottfried's mit einem Schrei zusammengesunken. — Elsa blickt mit letzter freudiger Verklärung auf Gottfried, welcher nach vorn geschritten ist und sich vor dem Könige verneigt. Alle brabantischen Edlen senken sich vor ihm auf die Kniee. — Dann wendet Elsa ihren Blick wieder nach dem Flusse.)

Elsa.

Mein Gatte! Mein Gatte!

(Sie erblickt Lohengrin bereits in der Ferne, von der Taube im Nachen gezogen. Alles bricht bei diesem Anblicke in einen jähen Wehruf aus. Elsa gleitet in Gottfried's Armen entseelt langsam zu Boden. —)

Der Vorhang fällt.

Die Wibelungen.

Weltgeschichte aus der Sage.

(Sommer 1848.)

---

*
* *

Auch mich beschäftigte in der anregungsvollen letzten Vergangenheit die von so Vielen ersehnte Wiedererweckung Friedrich des Rothbarts, und drängte mich mit verstärktem Eifer zur Befriedigung eines bereits früher von mir gehegten Wunsches, den kaiserlichen Helden durch meinen schwachen dichterischen Athem von Neuem für unsre Schaubühne zu beleben. Das Ergebniß der Studien, durch die ich mich meines Stoffes mächtig zu machen suchte, legte ich in der vorliegenden Arbeit nieder: enthält diese nun in ihren Einzelnheiten für den Forscher, wie für den mit dem Zweige der hierher gehörigen Litteratur vertrauten Leser, nichts Neues, so dünkte die Zusammenfügung und Verwendung dieser Einzelnheiten einigen meiner Freunde doch interessant genug, um die Veröffentlichung der kleinen Schrift zu rechtfertigen. Hierzu entschließe ich mich nun um so eher, als diese Vorarbeit die einzige Ausbeute meiner Bemühungen um den betreffenden Stoff bleiben wird, da durch sie selbst ich zum Aufgeben meines dramatischen Planes vermocht worden bin, und zwar aus Gründen, die dem aufmerksamen Leser nicht entgehen werden.

Das Urkönigthum.

Ihre Herkunft aus Osten ist den europäischen Völkern bis in die fernsten Zeiten im Gedächtniß geblieben: in der Sage, wenn

auch noch so entstellt, bewahrte sich dieses Andenken. Die bei den verschiedenen Völkern bestehende königliche Gewalt, das Verbleiben derselben bei einem bestimmten Geschlechte, die Treue, mit der selbst bei tiefster Entartung dieses Geschlechtes die königliche Gewalt doch einzig nur ihm zuerkannt wurde, — mußten im Bewußtsein der Völker eine tiefe Begründung haben: sie beruhte auf der Erinnerung an die asiatische Urheimath, an die Entstehung der Völkerstämme aus der Familie, und an die Macht des Hauptes der Familie, des „von den Göttern entsprossenen" Stammvaters.

Um hiervon zu einer sinnlichen Vorstellung zu gelangen, haben wir uns dieß Urvölkerverhältniß ungefähr folgendermaßen zu denken. —

Zu der Zeit, welche die meisten Sagen unter der Sint- oder großen Fluth begreifen, als die nördliche Halbkugel unsrer Erde ungefähr so mit Wasser bedeckt war, wie es jetzt die südliche ist*), mochte die größte Insel dieses nördlichen Weltmeeres durch das höchste Gebirge Asiens, den sogenannten indischen Kaukasus, gebildet werden: auf dieser Insel, d. h. auf diesem Gebirge, haben wir die Urheimath der jetzigen Völker Asiens und aller der Völker zu suchen, welche in Europa einwanderten. Hier ist der Ursitz aller Religionen, aller Sprachen, alles Königthumes dieser Völker.

Das Urkönigthum ist aber das Patriarchat: der Vater war der Erzieher und Lehrer seiner Kinder; seine Zucht, seine Lehre dünkte den Kindern die Gewalt und die Weisheit eines höheren Wesens, und je zahlreicher die Familie anwuchs, in je mannichfaltigere Nebenzweige sie auslief, desto besonderer und göttlicherer Art mußte ihr das Stammeshaupt erscheinen, dem ihre Leiber nicht nur sämmtlich entsprossen waren, sondern dem sie auch ihr geistiges Leben in der Sitte verdankten. Übte dieses Haupt nun Zucht und Lehre zugleich, so vereinigte sich in ihm von selbst die königliche und die priesterliche Gewalt, und sein Ansehen mußte in dem Verhältnisse wachsen, als die Familie zum Stamme sich ausdehnte, und namentlich auch in dem Grade, als die Macht des ursprünglichen Familienhauptes an seine unmittelbaren Lei-

*) Diese Hypothese soll, wie mir bald versichert wurde, nicht ganz stichhaltig sein. D. H.

besssprossen, als Erbe überging: gewöhnte sich der Stamm in diesen seine Oberhäupter zu erkennen, so mußte endlich der längst dahin geschiedene Stammvater, von dem dieses unbestrittene Ansehen ausging, als ein Gott selbst erscheinen, mindestens als die irdische Wiedergeburt eines idealen Gottes, und diese je älter desto heiliger werdende Vorstellung konnte wiederum nur dazu dienen, das Ansehen jenes Urgeschlechtes, dessen nächste Sprossen die jedesmaligen Oberhäupter abgaben, auf das Nachhaltigste zu vermehren.

Als nun die Erde durch Zurücktreten der Gewässer von der nördlichen und durch neue Überschwemmung der südlichen Halbkugel ihr jetziges Äußere annahm, drang die überreiche Bevölkerung jener Gebirgsinsel in die neuen Thäler und allmählich getrockneten Ebenen hinab. Welche Verhältnisse dahin wirkten, in den weiten Fruchtebenen Asiens unter den sie bevölkernden Stämmen das Patriarchat in der Weise fortzubilden, daß es sich zum monarchischen Despotismus verhärtete, ist genugsam dargethan: die, in weiter Wanderung nach Westen, endlich nach Europa gelangenden Stämme gingen einer bewegteren und freieren Entwickelung entgegen. Steter Kampf und Entbehrung in rauheren Gegenden und Klimaten brachten zeitig bei den Stammesgenossen das Gefühl und das Bewußtsein der Selbstständigkeit des Einzelnen hervor, und als nächster Erfolg in dieser Richtung erweist sich die Gestaltung der Gemeinde. Jedes Familienhaupt äußerte seine Macht über seine nächsten Angehörigen in ähnlicher Weise, als das Stammeshaupt uraltem Herkommen gemäß sie über den ganzen Stamm ansprach: in der Gemeinde sämmtlicher Familienhäupter fand also der König seinen Gegensatz und endlich seine Beschränkung. Das Wichtigste aber war, daß dem Könige das priesterliche Amt, d. h. zunächst die Deutung des Gottesausspruches — die Gottesschau — verloren ging, indem dieses mit derselben Befugniß, wie vom Urvater für seine Familie, nun von jedem einzelnen Familienhaupte für seine nächste Sippe ausgeübt ward. Dem Könige verblieb somit hauptsächlich die Anwendung und Ausführung des von den Gliedern der Gemeinde erkannten Gottesausspruches im gleich betheiligten Interesse Aller und im Sinne der Stammessitte. Je mehr sich nun die Aussprüche der Gemeinde auf weltliche Rechtsbegriffe, nämlich auf den Besitz, und das Recht des Einzelnen auf den Genuß

desselben, zu beziehen hatten, desto mehr mochte jene Gottesschau, die ursprünglich als eine wesentlich höhere Machtbefähigung des Stammvaters gegolten hatte, in ein persönliches Dafürhalten in weltlichen Streitfällen übergehen, das religiöse Element des Patriarchates somit sich immer mehr verflüchtigen. Nur in der Person des Königs und in seiner unmittelbaren Sippe mußte es für die Gemeinde des Stammes haften: er war der sichtbare Vereinigungspunkt für alle Glieder derselben; in ihm ersah man den Nachfolger des Urvaters der weit verzweigten Genossenschaft, und in jedem Gliede seiner Familie erkannte man am reinsten das Blut, dem das ganze Volk entsprossen. Mochte nun auch diese Vorstellung mit der Zeit sich immer mehr verwischen, so blieb in dem Herzen des Volkes doch um so tiefer die Scheu und Ehrfurcht vor dem königlichen Stamme, je unfaßlicher ihm der ursprüngliche Grund der Auszeichnung dieses Geschlechtes werden mochte, von dem eben nur als altes unverändertes Herkommen galt, daß aus keinem andern als aus diesem die Stammkönige zu wählen seien. Finden wir dieß Verhältniß bei fast allen nach Europa gewanderten Stämmen wieder, und erkennen wir es namentlich auch deutlich in Bezug auf die Stammkönige der griechischen Vorgeschichte, so erweist es sich uns am allerersichtlichsten unter den deutschen Stämmen, und hier vor allem in dem alten Königsgeschlechte der Franken, in welchem sich unter dem Namen der „Wibelingen“ oder „Gibelinen“ ein uralter Königsanspruch bis zum Anspruch der Weltherrschaft steigerte.

Das fränkische Königsgeschlecht tritt in der Geschichte zunächst unter dem Namen der „Merwingen“ auf: uns ist bekannt, wie bei der tiefsten Entartung dieses Geschlechtes doch nie den Franken es einfiel, aus einem andern als diesem sich Könige zu wählen; jedes männliche Mitglied dieser Familie war zum Herrschen berechtigt; ertrug man die Nichtswürdigkeit des Einen nicht, so schlug man sich zu dem andern, nie aber wich man von der Familie selbst, und dieß zu einer Zeit der Verwilderung der Volkssitte, wo, bei williger Annahme der romanischen Verderbtheit fast alles ursprüngliche edle Band dieser Sitte sich löste, so daß allerdings das Volk ohne sein Königsgeschlecht kaum wieder zu erkennen gewesen wäre. Es war demnach, als ob das Volk wüßte, daß ohne diesen Königsstamm es aufhören würde, das

Volk der Franken zu sein. Der Begriff von der unverwüstlichen Befugniß dieses Geschlechtes muß demnach ebenso tief gewurzelt haben, als er noch in fernster Zeit erst nach den furchtbarsten Kämpfen, und nachdem er sich zu seiner höchsten idealen Bedeutung erhoben, in der Weise ausgerottet ward, daß sein Erlöschen zugleich den Beginn einer völlig neuen Weltordnung herbeiführt. Wir meinen hiermit den Untergang der „Gibelinen“.

Die Nibelungen.

Der Menschen und Geschlechter rastloses Streben und Drängen nach nie erreichten Zielen erhält aus ihren Ur- und Stammsagen meist eine deutlichere Erklärung, als sie aus ihrem Auftreten in der nackten Geschichte, welche uns nur die Consequenzen ihrer wesenhaften Eigenthümlichkeit überliefert, zu erlangen ist. Erfassen wir die Stammsage des fränkischen Königsgeschlechtes recht, so finden wir in ihr eine so merkwürdige Erklärung seines geschichtlichen Gebahrens, wie keine andere Anschauungsweise sie uns zu geben vermag.

Unbestritten ist die Sage von den Nibelungen das Erbeigenthum des fränkischen Stammes. Dem Forscher ist erwiesen, daß der Urgrund auch dieser Sage religiös-mythischer Natur ist: ihre tiefste Bedeutung war das Urbewußtsein des fränkischen Stammes, die Seele seines Königsgeschlechtes, unter welchem Namen es auch jenes urheimathliche Hochgebirge Asiens zuerst erwachsen gesehen haben möge. —

Von der ältesten Bedeutung des Mythus, in welcher wir Siegfried als Licht- oder Sonnengott zu erkennen haben, wollen wir für jetzt absehen: zur vorläufigen Hindeutung auf seinen Zusammenhang mit der Geschichte, gedenken wir der Sage hier erst von da an, wo sie das menschlichere Gewand des Urheldenthumes umwirft. Hier erkennen wir Siegfried, wie er den Hort der Nibelungen und durch ihn unermeßliche Macht gewinnt. Dieser Hort, und die in ihm liegende Macht, bleibt der Kern, zu dem sich alle weitere Gestaltung der Sage wie zu ihrem unverrückbaren Mittelpunkte verhält: alles Streben und alles Ringen geht nach diesem Horte der Nibelungen, als dem Inbegriffe aller irdischen Macht, und wer ihn besitzt, wer durch ihn gebietet, ist oder wird Nibelung.

Die Franken, welche wir in der Geschichte zuerst in der Gegend des Niederrheins kennen lernen, haben nun ein königliches Geschlecht, in welchem der Name „Nibelung“ vorkommt, und namentlich unter den ächtesten Gliedern dieses Geschlechtes, welche noch vor Chlodwig von einem Verwandten, Merwig, verdrängt wurden, später als Pipingen oder Karlingen die königliche Gewalt aber wieder gewannen. Dieß genüge für jetzt, um auf die, wenn nicht genealogische, doch gewiß mythische Identität des fränkischen Königsgeschlechtes mit jenen Nibelungen der Sage hinzuweisen, welche in ihrer späteren, mehr historischen Ausbildung unverkennbare Züge aus der Geschichte dieses Stammes angenommen hat, und deren Mittelpunkt wiederum stets der Besitz jenes Hortes, des Inbegriffes der Herrschergewalt, bleibt. —

Die fränkischen Könige bekämpften und unterwarfen nun nach der Gründung ihres Reiches im römischen Gallien auch die übrigen deutschen Volksstämme der Alemannen, Baiern, Thüringer und Sachsen: diese verhielten sich also zu den Franken fortan als Untergebene, und ward ihnen auch meistens ihre Stammessitte gelassen, so wurden sie doch am empfindlichsten dadurch betroffen, daß sie ihrer königlichen Stammesgeschlechter soweit sie nicht bereits schon untergegangen waren, vollends beraubt wurden: dieser Verlust ließ sie ihrer Abhängigkeit erst vollkommen inne werden, und in ihm beklagten sie den Untergang ihrer Volksfreiheit, da sie des Symboles derselben beraubt waren. Mochte nun der Heldenglanz Karls des Großen, in dessen Macht der Keim des Nibelungenhortes zu vollster Kraft zu gelangen schien, eine Zeit lang den tiefen Unmuth der deutschen Stämme zertheilen, und namentlich den Glanz der eigenen Königsgeschlechter sie allmählich vergessen machen, nie doch verschwand die Abneigung gänzlich, und unter Karls Nachfolgern lebte sie so stark wieder auf, daß dem Streben der unterdrückten deutschen Stämme nach Befreiung von der fränkischen Herrschaft hauptsächlich die Theilung des großen Reiches und das Losreißen des eigentlichen Deutschlands aus ihm mit beizumessen ist. Ein gänzliches Losreißen auch von jenem königlichen Herrscherstamme sollte jedoch erst in späterer Zeit vor sich gehen; denn waren nun die rein deutschen Stämme zu einem unabhängigen Königreiche vereinigt, so lag das Band dieser Vereinigung früher ganz selbstständiger und von einander getrennter Volksstämme doch immer

nur in der Königswürde, welche einzig von einem Gliede jenes fränkischen Urgeschlechtes eingenommen werden konnte. Alle innere Bewegung Deutschlands ging daher auf Unabhängigkeit der einzelnen Stämme unter neu hervorgetretenen alten Stammgeschlechtern durch Vernichtung der einigenden königlichen Gewalt, ausgeübt von jenem verhaßten fremden Geschlechte.

Als die männlichen Karlingen in Deutschland gänzlich ausgestorben, erkennen wir daher den Zeitpunkt, wo die völlige Trennung der deutschen Stämme fast schon eingetreten war, und gewiß vollständig eingetreten sein würde, wenn die uralten Königsgeschlechter der einzelnen Stämme in irgend welcher Kenntlichkeit noch vorhanden gewesen wären. Die deutsche Kirche, namentlich ihr eigentlicher Patriarch, der Erzbischof von Mainz, rettete damals die (stets mühsam behauptete) Einheit des Reiches durch Übertragung der königlichen Gewalt an Herzog Konrad von Franken, der weiblicherseits ebenfalls von dem alten Königsgeschlechte herstammte: nur gegen die Schwäche auch seiner Regierung trat endlich die nothwendig erscheinende Reaktion ein, welche sich im Versuche der Wahl eines Königs aus dem mächtigsten der früher unterworfenen, jetzt aber nicht mehr zu bewältigenden, deutschen Volksstämme kundgab.

Zu der Wahl des Sachsenherzogs Heinrich mochte dennoch, gleichsam zur Heiligung derselben, die Rücksicht mitwirken, daß auch sein Geschlecht weiblicherseits mit den Karlingen verwandt geworden war. Welche Widersetzlichkeit aber das ganze neue sächsische Königshaus durchweg zu bekämpfen hatte, wird schon daraus erklärlich, daß Franken und Lothringer, d. h. die zu dem ursprünglich herrschenden Stamme sich zählenden Völker, den Sprossen eines früher von ihnen unterworfenen Volkes nie als rechtmäßigen König anzuerkennen geneigt sein konnten, die übrigen deutschen Stämme aber zur Anerkennung eines über sie alle gesetzten Königs aus einem Stamme, der ihresgleichen und früher gleich ihnen von den Franken unterworfen worden war, sich ebenso wenig durch irgend welchen rechtlichen Grund genöthigt erachten konnten. Erst Otto I. gelang es, sich Deutschland völlig zu erobern, und namentlich dadurch, daß er gegen die heftigste und hochmüthigste Feindschaft der eigentlichen fränkischen Stämme das Nationalgefühl der von diesen einst unterdrückten deutschen Stämme der Alemannen und Baiern in der Art auf-

regte, daß er in der Vereinigung ihres Interesses mit seinem königlichen Interesse die Kraft zur Niederhaltung der alten fränkischen Ansprüche gewann. Zur vollkommenen Befestigung seiner Königsgewalt scheint endlich aber auch die Erlangung der römischen Kaiserwürde, wie sie Karl der Große erneuert hatte, gewiß nicht wenig beigetragen zu haben, indem namentlich hierdurch der Glanz des alten fränkischen Herrscherstammes, eine noch unerloschene Scheu gebietend, auf ihn überzugehen schien: als ob sein Geschlecht dieß sehr deutlich erkannt hätte, trieb seine Nachfolger es rastlos nach Rom und Italien, um von dorther mit dem ehrfurchterweckenden Heiligenscheine zurückzukehren, der daheim ihre heimische Abkunft gleichsam vergessen machen und sie in die Reihe jenes zur Herrschaft allein befähigten Urgeschlechtes versetzen sollte. Sie hatten somit den „Hort" gewonnen und waren „Nibelungen" geworden.

Das Jahrhundert des Königthumes des sächsischen Hauses bildet verhältnißmäßig aber doch nur eine kurze Unterbrechung der ungleich längeren Andauer der Herrschaft des fränkischen Stammes, denn an einen Sprossen dieses Stammes, Konrad den Salier, — bei welchem wiederum weibliche Verwandtschaft mit den Karlingen nachgewiesen und in das Auge gefaßt wurde, kam nach dem Erlöschen des sächsischen Hauses wieder die Königsgewalt, und verblieb nun bis zum Untergange der „Gibelinen" bei ihm. Die Wahl Lothars von Sachsen zwischen dem Erlöschen des männlichen fränkischen Stammes und der Fortsetzung desselben durch dessen Nachkommen weiblicherseits, die Hohenstaufen, ist nur als ein neuer, dießmal aber minder dauerhafter Reaktionsversuch zu betrachten; noch mehr die spätere Wahl des Welfen Otto IV. Erst mit der Enthauptung des jungen Konrad in Neapel ist das uralte Königsgeschlecht der „Wibelingen" als gänzlich erloschen zu betrachten, und streng genommen müssen wir erkennen, daß nach ihm es keine deutschen Könige, viel weniger noch Kaiser nach dem den Wibelingen inwohnenden hohen, idealen Begriffe von dieser Würde, mehr gegeben hat.

Wibelingen oder Wibelungen.

Betrachten wir den Namen W i b e l i n g e n, wie er uns im Gegensatze zu den W e l f e n zur Bezeichnung der kaiserlichen

Partei — namentlich in Italien, wo die beiden streitenden Gegner ihre ideale Bedeutung erhielten — so häufig vorkommt, so erkennen wir bei näherer Untersuchung die vollständige Unmöglichkeit, durch uns überlieferte geschichtliche Denkmäler diesen gleichwohl höchst bedeutungsvollen Namen zu erklären. Und dieß ist natürlich: die nackte Geschichte an und für sich bietet uns überhaupt nur selten, stets aber unvollkommen das für die Beurtheilung der innersten (gleichsam instinktmäßigen) Beweggründe des rastlosen Drängens und Strebens ganzer Geschlechter und Völker genügende Material dar: wir müssen dieß in der Religion und Sage suchen, wo wir es dann auch in den meisten Fällen mit überzeugender Bestimmtheit zu entdecken vermögen.

Religion und Sage sind die ergebnißreichen Gestaltungen der Volksanschauung vom Wesen der Dinge und Menschen. Das Volk hat von jeher die unnachahmliche Befähigung gehabt, sein eigenes Wesen nach dem Gattungsbegriffe zu erfassen und in plastischer Personifizirung deutlich sich vorzustellen. Die Götter und Helden seiner Religion und Sage sind die sinnlich erkennbaren Persönlichkeiten, in welchen der Volksgeist sich sein Wesen darstellt: bei der treffenden Individualität dieser Persönlichkeiten ist ihr Inhalt dennoch von allgemeinster, umfassendster Art, und verleiht eben deßhalb diesen Gestalten eine ungemein andauernde Lebensfähigkeit, weil jede neue Richtung des Volkswesens sich unmerklich auch ihnen mitzutheilen vermag, sie daher diesem Wesen immer zu entsprechen im Stande sind. Das Volk ist somit in seinem Dichten und Schaffen durchaus genial und wahrhaftig, wogegen der gelehrte Geschichtsschreiber, der sich nur an die pragmatische Oberfläche der Vorfallenheiten hält, ohne das Band der wesenhaften Volksallgemeinheit nach dem unmittelbaren Ausdrucke desselben zu erfassen, pedantisch unwahrhaftig ist, weil er den Gegenstand seiner eigenen Arbeit selbst nicht mit Geist und Herz zu verstehen vermag und daher, ohne es zu wissen, zu willkürlicher, subjektiver Spekulation hingetrieben wird. Nur das Volk versteht sich selbst, weil es selbst täglich und stündlich das in Wahrheit thut und vollbringt, was es seinem Wesen nach kann und soll, während der gelehrte Schulmeister des Volkes sich vergeblich den Kopf zerbricht, um das, was das Volk eben ganz von selbst thut, zu begreifen.

Hätten wir — um die Wahrhaftigkeit der Volksanschauung

auch in Bezug auf unseren vorliegenden Stoff zu erhellen — statt einer Herren- und Fürstengeschichte eine Volksgeschichte, so würden wir in ihr jedenfalls auch finden, wie den deutschen Völkern von jeher für jenes wunderbare, Scheu erregende und von Allen als von höherer Art betrachtete fränkische Königsgeschlecht ein Name bekannt war, den wir endlich geschichtlich in italienischer Entstellung als „Ghibelini“ wiederfinden. Daß dieser Name nicht nur die Hohenstaufen in Italien, sondern in Deutschland schon deren Vorgänger, die fränkischen Kaiser bezeichnete, ist durch Otto von Freisingen historisch bezeugt: die zu seiner Zeit in Ober-Deutschland geläufige Form dieses Namens war „Wibelingen“ oder „Wibelungen“. Diese Benennung träfe nun vollständig mit dem Namen der Haupthelden der urfränkischen Stammsage, sowie mit dem bei den Franken nachweislich häufigen Familiennamen: Nibeling, überein, wenn die Veränderung des Anfangsbuchstabens N in W erklärt würde. Die linguistische Schwierigkeit dieser Erklärung löst sich mit Leichtigkeit, sobald wir eben den Ursprung jener Buchstabenverwechselung richtig erwägen; dieser lag im Volksmunde, welcher sich die Namen der beiden streitenden Parteien der Welfen und Nibelungen nach der, der deutschen Sprache inwohnenden Neigung zum Stabreime geläufig machte, und zwar im bevorzugenden Sinne der Partei der deutschen Volksstämme, indem er den Namen der „Welfen“ voranstellte, und den der Feinde ihrer Unabhängigkeit als Reim ihm nachfolgen ließ. „Welfen und Wibelungen“ wird das Volk lange gekannt und genannt haben, ehe gelehrten Chronisten es beikam, sich mit der Erklärung dieser ihnen unbegreiflich gewordenen populären Benennungen zu befassen. Die italienischen Völker aber, in ihren Kämpfen gegen die Kaiser den Welfen ebenfalls näher stehend, nahmen aus dem deutschen Volksmunde ihrer Aussprache gemäß die Namen ganz richtig als „Guelphi“ und „Ghibelini“ auf. Der Bischof Otto von Freisingen gerieth in gelehrter Verlegenheit auf den Einfall, die Benennung der kaiserlichen Partei von dem Namen eines ganz gleichgiltigen Dorfes, Waiblingen, herzuleiten — ein köstlicher Zug, der uns recht deutlich macht, wie kluge Leute Erscheinungen von weltgeschichtlicher Bedeutsamkeit, wie diesen im Volksmunde unsterblichen Namen, zu verstehen im Stande sind! Das schwäbische Volk wußte es aber besser, wer die „Wibelungen“

waren, denn es nannte die Nibelungen so, und zwar von der Zeit des Aufkommens der ihm blutsverwandten einheimischen Welfen an.

Gewinnen wir nun, und zwar namentlich im Sinne der Volksanschauung, die Überzeugung von der Identität jenes Namens mit dem des uralten fränkischen Königsgeschlechtes, so sind die Folgerungen und Ergebnisse hieraus für ein genaues und inniges Verständniß des wunderbaren Aufstrebens, Drängens und Handelns dieses Geschlechtes, sowie der ihnen widerstrebenden physischen und geistigen Gegensätze im Volke und in der Kirche, so wichtig und erläuternd, daß man sich eben nur diese Überzeugung zu verschaffen hat, um heller und mit vollerem Herzen in eine der einflußreichsten Perioden weltgeschichtlicher Entwickelung und die Haupttriebfedern derselben zu blicken, als unsere trockene Chronikengeschichte es uns je zu gewähren vermag; denn in jener gewaltigen Nibelungensage zeigt sich uns gleichsam der Urkeim einer Pflanze, der für den aufmerksamen Beobachter die naturgesetzlichen Bedingungen, nach denen sich ihr Wachsthum, ihre Blüthe und ihr Tod gestaltet, in sich klar erkennen läßt.

Fassen wir also diese Überzeugung, und zwar nicht stärker und zuversichtlicher als sie bereits im Volksbewußtsein des Mittelalters gleichzeitig mit den Thaten jenes Geschlechtes lebte und selbst in der poetischen Litteratur der hohenstaufischen Periode sich aussprach, wo wir in den christlich ritterlichen Dichtungen sehr deutlich das endlich kirchlich gewordene welfische Element, in den neu gefügten und gestalteten Nibelungenliedern aber ebenso ersichtlich das, jenem schroff gegenüberstehende, oft noch urheidnisch sich gebahrende, wibelingische Prinzip unterscheiden dürfen.

Die Welfen.

Ehe wir an die genauere Betrachtung des zuletzt Angedeuteten gehen, ist es wichtig, die unmittelbare Gegenpartei der Wibelingen, die der Welfen, näher zu bezeichnen. Auch dieser Name ist bedeutungsvoll. In der deutschen Sprache heißen „Welfe“ in gesteigerter Anwendung: Säuglinge, nämlich zunächst der Hunde, dann vierfüßiger Thiere überhaupt. Der Begriff ächter Abstammung durch Nährung von der Mutterbrust

verband sich hiermit leicht, und ein „Welfe“ mochte im dichterischen Volksmunde bald so viel bedeuten als: ein ächter Sohn, von der ächten Mutter geboren und genährt.

In den Zeiten der Karlingen tritt auf seinem alten schwäbischen Stammsitze geschichtlich ein Geschlecht auf, in welchem der Name Welf sich bis in die spätesten Zeiten erblich erhielt. Ein Welf ist es, der zunächst die geschichtliche Aufmerksamkeit dadurch auf sich zieht, daß er verschmäht, Belehnungen der fränkischen Könige zu empfangen; als er es nicht verhindern konnte, daß seine Söhne theils in Familienverbindungen, theils in Lehensabhängigkeit zu den Karlingen traten, verließ der alte Vater in tiefem Kummer Erbe und Eigen, und zog sich in wilde Einsamkeit zurück, um nicht Zeuge der Schmach seines Geschlechtes zu sein.

Wenn uns die trockene Geschichtsbeschreibung der damaligen Zeit diesen für sie unwichtigen Zug aufzuzeichnen für gut hielt, dürfen wir mit Gewißheit annehmen, daß er vom Volke der unterdrückten deutschen Stämme ungleich lebhafter aufgefaßt und verbreitet worden sei, denn dieser Zug, der ähnlich wohl schon oft vorgekommen sein mochte, sprach mit Energie das von allen deutschen Stämmen empfundene stolze, und doch leidende Bewußtsein von sich dem herrschenden Stamme gegenüber aus. Welf mochte als ein „ächter Welfe“, ein ächter Sohn der ächten Stammesmutter gepriesen werden, und bei dem immer wachsenden Reichthume und Ansehen seines Geschlechtes mochte es endlich leicht kommen, daß das Volk im Namen Welf den Vertreter der deutschen Stammesunabhängigkeit gegen die gescheu'te, nie aber geliebte fränkische Königsgewalt erblickte.

In Schwaben, ihrem Stammsitze, ersahen endlich die Welfen in der Erhebung der geringen Hohenstaufen durch Verschwägerung mit den fränkischen Kaisern und durch ihr Gelangen zur schwäbischen, dann auch fränkischen Herzogswürde, eine neue ihnen angethane Schmach, und ihre natürliche Erbitterung gegen dieses Geschlecht benutzte König Lothar als Hauptmittel des Widerstandes gegen die Wibelungen, die seine Königsmacht offen bestritten: er vermehrte die Macht der Welfen in einem bis dahin unerhörten Maaße durch die gleichzeitige Verleihung der beiden Herzogthümer Sachsen und Baiern an sie, und nur durch den so ihm erwachsenen mächtigen Beistand wurde es ihm möglich, sein in den Augen der Wibelungen angemaßtes Königthum gegen

diese zu behaupten, ja sie selbst so zu demüthigen, daß sie es für nicht ungerathen hielten, durch Verschwägerung mit den Welfen sich eine zukünftige Stütze unter den deutschen Stämmen zu schaffen. Wiederholt fiel der Besitz fast des größten Theiles von Deutschland den Welfen zu, und Friedrich I. schien in der Anerkennung eines solchen Besitzes, nachdem sein wibelingischer Vorgänger es für nöthig erachtet, durch Entziehung desselben die Welfen wieder zu schwächen, selbst die beste Versöhnung mit einer unbesiegbaren Nationalpartei und das Mittel einer dauernden Beschwichtigung des uralten Hasses zu finden, indem er sie gewissermaßen durch den realen Besitz befriedigte, um desto ungestörter das von ihm, wie von keinem vorher erkannte, ideale Wesen des Kaiserthumes zu verwirklichen.

Welcher Antheil am endlichen Untergange der Wibelungen, und mit ihm des eigentlichen Königthumes über die Deutschen, den Welfen zuzuschreiben ist, liegt in der Geschichte deutlich vor: die letzte Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zeigt uns die vollständig durchgesetzte Reaktion des nach Unabhängigkeit verlangenden engeren Nationalgeistes der deutschen Stämme gegen die von den Franken ursprünglich ihnen aufgezwungene königliche Gewalt über sie alle. Daß die Stämme bis dahin endlich selbst fast aufgelöst und in einzelne Theile zerstückt waren, wird unter Anderem auch dadurch erklärlich, daß sie bereits in Folge ihrer ersten Unterwerfung unter die Franken ihre königlichen Stammgeschlechter verloren hatten; ihre sonstigen, diesen am nächsten stehenden adeligen Geschlechter konnten daher um so leichter unter dem Schutze und Vorwande erblich gewordener kaiserlicher Belehnungen sich selbstständig (reichsunmittelbar) machen, und so die gründliche Zertrümmerung der Stämme herbeiführen, in deren großartigerem Nationalinteresse ursprünglich der Kampf gegen die Obergewalt der Wibelungen geführt worden war. Die endlich erfolgreiche Reaktion gründete sich daher weniger auf einen wirklichen Sieg der Stämme, als auf den Zusammensturz der von jeher durch diesen Kampf untergrabenen königlichen Centralgewalt. Daß sie somit nicht im Sinne des Volkes vor sich ging, sondern im Interesse der die Volksstämme zersplitternden Herren, ist das Widerliche in dieser geschichtlichen Erscheinung, so sehr auch dieser Ausgang im Wesen der vorhandenen historischen Elemente selbst begründet lag. Alles, was hierauf Bezug hat, können

wir aber das (einer Stammsage gänzlich bare) „welfische“ Prinzip nennen, dem gegenüber das der Wibelungen zu nichts Geringerem, als einem Anspruch auf die Weltherrschaft heranwuchs.

Der Nibelungenhort im fränkischen Königsgeschlechte.

Um das Wesen der Nibelungensage in seinem innigen Bezuge zur geschichtlichen Bedeutsamkeit des fränkischen Königthumes klar zu erfassen, wenden wir uns nun nochmals, und etwas ausführlicher zur Betrachtung des geschichtlichen Gebahrens dieses alten Fürstengeschlechtes zurück.

In welchem Zustande von Auflösung der inneren Geschlechtsverfassung die fränkischen Stämme endlich in ihrem geschichtlichen Wohnsitze, den heutigen Niederlanden, anlangten, ist nicht genau zu erkennen. Wir unterscheiden zunächst salische und ripuarische Franken, und nicht nur diese Trennung, sondern auch der Umstand, daß größere Gaue ihre selbstständigen Fürsten hatten, macht es uns einleuchtend, daß das ursprüngliche Stammkönigthum durch die Wanderung und die mannigfaltigste Losreißung, auch wohl spätere Wiedervereinigung der Zweiggeschlechter, eine stark demokratische Zersetzung erlitten hatte. Sicher sind wir aber darüber, daß nur aus den Gliedern des ältesten Geschlechtes des ganzen großen Stammes Könige oder Heerführer gewählt wurden: erblich war ihre Gewalt wohl über die einzelnen Theile des ganzen, ein Haupt aller vereinigten Stämme für besondere gemeinschaftliche Unternehmungen wurde gewählt, aber, wie gesagt, immer nur aus den Zweigen des uralten Königsgeschlechtes.

Im „Nibelgau“ sehen wir das jedenfalls älteste und ächteste Glied des Geschlechtes sitzen: Chlojo, oder Chlodio, dürfen wir in der Geschichte als den ältesten Inhaber der eigentlichen königlichen Gewalt, d. i. des Hortes der Nibelungen ansehen. Siegreich waren die Franken bereits in die römische Welt eingedrungen, wohnten unter dem Namen von Bundesgenossen im ehemals römischen Belgien, und Chlojo verwaltete gewissermaßen mit römischer Machtvollkommenheit eine ihm untergebene Provinz. Sehr vermuthlich war dieser endlichen Besitznahme auch ein entscheidender Kampf mit römischen Legionen vorausgegangen,

und unter der Beute mochten sich außer den Kriegskassen auch die Machtzeichen römischer Imperatorengewalt befunden haben. An diesen Schätzen, diesen Zeichen mochte die Stammsage vom Nibelungenhorte neuen, realen Stoff zur Auffrischung finden, und ihre ideale Bedeutung sich an der, mit jenem Gewinn zusammenhängenden, neu und fester begründeten königlichen Gewalt des alten Stammherrschergeschlechtes ebenfalls erneuert haben. Die zersplitterte königliche Gewalt gewann hiermit wieder einen sicheren, realen und idealen Vereinigungspunkt, an dem sich die Willkür des entarteten Wesens der Geschlechtsverfassung brach. Den weit verzweigten unmittelbaren Verwandten des Königsgeschlechtes mochte der Vorzug dieser neu entstandenen Gewalt ebenso stark einleuchten, als sie selbst dem Streben, sie an sich zu reißen, sich hingaben. Ein solcher unmittelbarer Geschlechtsverwandter war Merwig, Häuptling des Merwegaues, in dessen Schutz der sterbende Chlojo seine drei unmündigen Söhne übergab; der ungetreue Vetter, statt den Pfleglingen ihr Erbe zu theilen, riß es selbst an sich und vertrieb die Hilflosen: diesem Zuge begegnen wir in der weiter entwickelten Nibelungensage, als Siegfried von Morungen, d. i. Merwungen, den Söhnen Nibelungs den ererbten Hort theilen soll, wogegen er ihn ebenfalls für sich behält. Die in dem Horte liegende Befähigung und Berechtigung war nun auf die, den Nibelungen blutsverwandten, Merwingen übergegangen: sie dehnten namentlich seine reale Machtbedeutung zu immer vollerem Maaße aus durch fortgesetzte Eroberung und Vermehrung der königlichen Macht, letztere aber vorzüglich auch dadurch, daß sie ebenso sorglich als gewaltsam auf die Ausrottung aller Blutsverwandten ihres königlichen Geschlechtes bedacht waren.

Einer der Söhne Chlojo's und dessen Nachkommenschaft waren jedoch erhalten worden; diese rettete sich in Austrasien, gewann wieder den Nibelgau, saß in Nivella und ging in das geschichtlich endlich wieder hervortretende Geschlecht der „Pipingen“ aus, welchen populären Namen es unstreitig der innigen Theilnahme des Volkes an dem Schicksal jener unmündigen kleinen Söhne Chlojo's verdankte, und aus richtigem Dankgefühl gegen die schützende und helfende Liebe desselben Volkes erblich annahm. Diesen war es nun aufbehalten, nach Wiedererlangung des Nibelungenhortes den realen Werth der auf ihn begründeten

weltlichen Macht zur äußersten Spitze der Geltung zu bringen. Karl der Große, dessen Vorgänger das durch immer angeschwollene Macht verderbte und tief entartete Geschlecht der Merwingen endlich ganz beseitigt hatten, gewann und beherrschte die ganze deutsche Welt und das ehemalige weströmische Reich, so weit deutsche Völker es inne hatten; er konnte sich somit durch den thatsächlichen Besitz als in das Recht der römischen Kaiser eingetreten betrachten, und die Bestätigung desselben durch den römischen Oberpriester sich zuertheilen lassen.

Von diesem hohen Standpunkte aus müssen wir uns nun, und zwar im Sinne des gewaltigen Nibelungen selbst, zu einer Betrachtung der damaligen Weltlage anhalten; denn dies ist zugleich der Punkt, von dem aus die historische Bedeutung der oft angezogenen fränkischen Stammsage genauer in das Auge zu fassen ist.

Wenn Karl der Große von der Höhe seines weströmischen Kaiserthrones über die ihm bekannte Welt hinblickte, so mußte er zunächst inne werden, daß in ihm und seinem Geschlechte das deutsche Urkönigthum einzig und allein erhalten war: alle Königsgeschlechter der ihm blutsverwandten deutschen Stämme, so weit die Sprache ihre gemeinschaftliche Herkunft bezeugte, waren vergangen oder bei der Unterwerfung vernichtet worden, und er durfte sich somit als den alleinigen Vertreter und blutsberechtigten Inhaber deutschen Urkönigthumes betrachten. Dieser thatsächliche Bestand konnte ihn und die ihm zunächst verwandten Stämme der Franken sehr natürlich zu dem Bedünken führen, in sich das besonders begünstigte älteste und unvergänglichste Stammgeschlecht des ganzen deutschen Volkes zu erkennen, und endlich eine ideelle Berechtigung zu dieser Annahme in ihrer uralten Stammsage selbst zu finden. In dieser Stammsage ist, wie in jeder uralten Sage ähnlicher Art, ein ursprünglich religiöser Kern deutlich erkennbar. Ließen wir die Beachtung desselben bei seiner ersten Erwähnung zur Seite liegen, so ist er jetzt näher hervorzuziehen.

Ursprung und Entwickelung des Nibelungenmythus.

Den ersten Eindruck empfängt der Mensch von der ihn umgebenden Natur, und keine Erscheinung in ihr wird von Anfang

an so mächtig auf ihn gewirkt haben, als diejenige, welche ihm die Bedingung des Vorhandenseins oder doch Erkennens alles in der Schöpfung Enthaltenen auszumachen schien: das ist das Licht, der Tag, die Sonne. Dank, und endlich Anbetung, mußte diesem Elemente sich zunächst zuwenden, um so mehr als sein Gegensatz, die Finsterniß, die Nacht, unerfreulich, daher unfreundlich und grauenerregend erschien. Ging dem Menschen nun alles Erfreuende und Belebende vom Lichte aus, so konnte es ihm auch als der Grund des Daseins selbst gelten: es ward das Erzeugende, der Vater, der Gott; das Hervorbrechen des Tages aus der Nacht erschien ihm endlich als der Sieg des Lichtes über die Finsterniß, der Wärme über die Kälte u. s. w., und an dieser Vorstellung mag sich zunächst ein sittliches Bewußtsein des Menschen ausgebildet und zu dem Innewerden des Nützlichen und Schädlichen, des Freundlichen und Feindlichen, des Guten und Bösen gesteigert haben.

So weit ist jedenfalls dieser erste Natureindruck als gemeinschaftliche Grundlage der Religion aller Völker zu betrachten. In der Individualisirung dieser aus allgemein sinnlichen Wahrnehmungen entstandenen Begriffe, ist aber die dem besonderen Charakter der Völker angemessene, allmählich immer mehr heraustretende Scheidung der Religionen zu finden. Die hierher bezügliche Stammsage der Franken hat nun den hohen eigenthümlichen Vorzug, daß sie, der Besonderheit des Stammes angemessen, sich fort und fort bis zum geschichtlichen Leben entwickelt hat, während wir ein ähnliches Wachsen des religiösen Mythus bis zur historisch gestalteten Stammsage nirgends bei den übrigen deutschen Stämmen wahrzunehmen vermögen: ganz in dem Verhältniß, als diese in thätiger Geschichtsentwickelung zurückblieben, blieb auch ihre Stammsage im religiösen Mythus haften (wie vorzüglich bei den Skandinaven), oder sie ging unvollständig entwickelt beim Anstoß mit lebhafteren Geschichtsvölkern in unselbstständige Trümmer verloren.

Die fränkische Stammsage zeigt uns nun in ihrer fernsten Erkennbarkeit den individualisirten Licht- oder Sonnengott, wie er das Ungethüm der chaotischen Urnacht besiegt und erlegt: — dieß ist die ursprüngliche Bedeutung von Siegfried's Drachenkampf, einem Kampfe, wie ihn Apollon gegen den Drachen Python stritt. Wie nun der Tag endlich doch der Nacht wieder

erliegt, wie der Sommer endlich doch dem Winter wieder weichen muß, ist aber Siegfried endlich auch wieder erlegt worden; der Gott ward also Mensch, und als ein dahingeschiedener Mensch erfüllt er unser Gemüth mit neuer, gesteigerter Theilnahme, indem er, als ein Opfer seiner uns beseligenden That, namentlich auch das sittliche Motiv der Rache, d. h. das Verlangen nach Vergeltung seines Todes an seinem Mörder, somit nach Erneuerung seiner That, erregt. Der uralte Kampf wird daher von uns fortgesetzt, und sein wechselvoller Erfolg ist gerade derselbe, wie der beständig wiederkehrende Wechsel des Tages und der Nacht, des Sommers und des Winters, — endlich des menschlichen Geschlechtes selbst, welches von Leben zu Tod, von Sieg zu Niederlage, von Freude zu Leid sich fort und fort bewegt, und so in steter Verjüngung das ewige Wesen des Menschen und der Natur an sich und durch sich thatvoll sich zum Bewußtsein bringt. Der Inbegriff dieser ewigen Bewegung, also des Lebens, fand endlich selbst im „Wuotan“ (Zeus), als dem obersten Gotte, dem Vater und Durchdringer des All's, seinen Ausdruck, und mußte er seinem Wesen nach als höchster Gott gelten, als solcher auch die Stellung eines Vaters zu den übrigen Gottheiten einnehmen, so war er doch keinesweges wirklich ein geschichtlich älterer Gott, sondern einem neueren, erhöhteren Bewußtsein der Menschen von sich selbst entsprang erst sein Dasein; er ist somit abstrakter als der alte Naturgott, dieser dagegen körperlicher und den Menschen gleichsam persönlich angeborener.

Ist hier im Allgemeinen der Weg der Entwickelung der Sage, und endlich der Geschichte, aus dem Urmythus bezeichnet worden, so kommt es nun darauf an, denjenigen wichtigen Punkt in der Gestaltung der fränkischen Stammsage zu erfassen, der diesem Geschlechte seine ganz besondere Physiognomie gegeben hat, — nämlich: den Hort.

Im religiösen Mythus der Skandinaven ist uns die Benennung: Nifelheim, d. i. Nibel-Nebelheim, zur Bezeichnung des (unterirdischen) Aufenthaltes der Nachtgeister, „Schwarzalben“, im Gegensatz zu dem himmlischen Wohnorte der „Asen“ und „Lichtalben“, aufbewahrt worden. Diese Schwarzalben „Niflungar“, Kinder der Nacht und des Todes, durchwühlen die Erde, finden ihre inneren Schätze, schmelzen und schmieden die

Erze: goldener Schmuck und scharfe Waffen sind ihr Werk. Den Namen der „Nibelungen“, ihre Schätze, Waffen und Kleinode, finden wir nun in der fränkischen Stammsage wieder, und zwar mit dem Vorzuge, daß die, ursprünglich allen deutschen Stämmen gemeinschaftliche Vorstellung davon, in ihr zu sittlicher Bedeutung geschichtlich sich ausgebildet hat.

Als das Licht die Finsterniß besiegte, als Siegfried den Nibelungendrachen erschlug, gewann er als gute Beute auch den vom Drachen bewachten Nibelungenhort. Der Besitz dieses Hortes, dessen er sich nun erfreut, und dessen Eigenschaften seine Macht bis in das Unermeßliche erheben, da er durch ihn den Nibelungen gebietet, ist aber auch der Grund seines Todes: denn ihn wieder zu gewinnen, strebt der Erbe des Drachen, — dieser erlegt ihn tückisch, wie die Nacht den Tag, und zieht ihn zu sich in das finstere Reich des Todes: Siegfried wird somit selbst Nibelung. Durch den Gewinn des Hortes dem Tode geweiht, strebt aber doch jedes neue Geschlecht, ihn zu erkämpfen: sein innerstes Wesen treibt es wie mit Naturnothwendigkeit dazu an, wie der Tag stets von Neuem die Nacht zu besiegen hat, denn in dem Horte beruht zugleich der Inbegriff aller irdischen Macht: er ist die Erde mit all' ihrer Herrlichkeit selbst, die wir beim Anbruche des Tages, beim frohen Leuchten der Sonne als unser Eigenthum erkennen und genießen, nachdem die Nacht verjagt, die ihre düsteren Drachenflügel über die reichen Schätze der Welt gespenstisch grauenhaft ausgebreitet hielt.

Betrachten wir nun aber den Hort, das besondere Werk der Nibelungen, näher, so erkennen wir in ihm zunächst die metallenen Eingeweide der Erde, dann was aus ihnen bereitet wird: Waffen, Herrscherreif und die Schätze des Goldes. Die Mittel, Herrschaft zu gewinnen und sich ihrer zu versichern, sowie das Wahrzeichen der Herrschaft selbst, schloß also jener Hort in sich: der Gottheld, der ihn zuerst gewann und so selbst, theils durch seine Macht, theils durch seinen Tod, zum Nibelungen ward, hinterließ seinem Geschlecht als Erbtheil den auf seine That begründeten Anspruch auf den Hort: den Gefallenen rächen und den Hort von Neuem zu gewinnen oder sich zu erhalten, dieser Drang macht die Seele des ganzen Geschlechtes aus; an ihm läßt es sich zu jeder Zeit in der Sage, wie namentlich auch

in der Geschichte, wieder erkennen, dieses Geschlecht der Nibelungen-Franken.

Sollte nun die Vermuthung zu gewagt sein, daß schon in der Urheimath der deutschen Völker über sie alle einmal jenes wunderbare Geschlecht geherrscht, oder wenn von ihm alle übrigen deutschen Stämme ausgegangen, an ihrer Spitze es bereits über alle übrigen Völker auf jener asiatischen Gebirgsinsel einmal geboten habe, so ist doch der eine spätere Erfolg unwiderlegbar, daß es in Europa wirklich alle deutschen Stämme beherrscht und, wie wir sehen werden, an ihrer Spitze die Herrschaft über alle Völker der Welt wirklich angesprochen und angestrebt hat. Dieses tief innerlichen Dranges scheint sich dieses Königsgeschlecht zu jeder Zeit, wenn auch bald stärker bald schwächer, im Hinblick auf seine uralte Herkunft bewußt gewesen zu sein, und Karl der Große, zum wirklichen Besitze der Herrschaft über alle deutschen Völker gelangt, wußte recht wohl, was und warum er es that, als er sorgfältig alle Lieder der Stammsage sammeln und aufschreiben ließ: durch sie wußte er den Volksglauben an die uralte Berechtigung seines Königsstammes von Neuem zu befestigen.

Die römische Kaiserwürde und die römische Stammsage.

Der bis dahin jedoch mehr roh und sinnlich befriedigte Herrschertrieb der Nibelungen sollte von Karl dem Großen aus aber endlich auch in den Drang nach idealer Befriedigung hingeleitet werden: der hierzu anregende Moment ist in der von Karl angenommenen römischen Kaiserwürde zu suchen.

Werfen wir einen prüfenden Blick auf die außerdeutsche Welt, so weit sie Karl dem Großen offen lag, so bietet sie dasselbe königslose Aussehen dar, wie die unterworfenen deutschen Stämme. Die romanischen Völker, denen Karl gebot, hatten längst durch die Römer ihre Königsgeschlechter verloren; die an sich gering geschätzten slavischen Völker, einer mehr oder minder vollständigen Germanisirung vorbehalten, gewannen für ihre ebenfalls der Ausrottung verfallenden herrschenden Geschlechter nie eine den Deutschen sie gleich berechtigende Anerkennung. Rom allein bewahrte in seiner Geschichte einen Herrscheranspruch,

und zwar den Anspruch auf Weltherrschaft; diese Weltherrschaft war im Namen eines Volkes, nicht aus der Berechtigung eines etwa uralten Königsgeschlechtes, dennoch aber in der Form der Monarchie, von Kaisern ausgeübt worden. Diese Kaiser, in letzter Zeit willkürlich bald aus diesem, bald aus jenem Stamme der wüst durch einander gewürfelten Nationen ernannt, hatten nie ein geschlechtliches Anrecht auf die höchste Herrscherwürde der Welt zu begründen gehabt. Die tiefe Verworfenheit, Ohnmacht, und der schmachvolle Untergang dieser römischen Kaiserwirthschaft, schließlich nur noch durch die deutschen Söldnerschaaren aufrecht erhalten, welche lange vor dem Erlöschen des Römerreiches dieses thatsächlich schon inne hatten, war den fränkischen Eroberern noch sehr wohl im Gedächtniß geblieben. Bei aller persönlichen Schwäche und Nichtigkeit der von den Deutschen gekannten Imperatoren, war den barbarischen Eindringlingen aber doch eine tiefe Scheu und Ehrfurcht vor jener Würde, unter deren Berechtigung diese hoch gebildete Römerwelt beherrscht wurde, selbst eingepflanzt und bis in die ferneren Zeiten haften geblieben. Hierin aber mochte sich nicht nur die Achtung vor der höheren Bildung, sondern auch eine alte Erinnerung an die erste Berührung deutscher Völker mit den Römern kundgeben, welche einst zuerst unter Julius Cäsar ihren rastlosen kriegerischen Wanderungen einen gebietenden und nachhaltigen Damm entgegensetzten.

Bereits hatten deutsche Krieger gallische und keltische Völker fast widerstandslos über die Alpen und den Rhein vor sich her gejagt; die Eroberung des ganzen Galliens stand ihnen als leichter Gewinn bevor, als plötzlich in Julius Cäsar ihnen eine bis dahin fremde, unbezwingbare Gewalt entgegentrat: sie zurückwerfend, besiegend und zum Theil unterjochend, muß dieser hoch überlegene Kriegsheld einen unauslöschlichen Eindruck auf die Deutschen hervorgebracht und unterhalten haben, und gerechtfertigt schien ihre tiefe Scheu vor ihm, als sie später erfuhren, die ganze römische Welt habe sich ihm unterworfen, sein Name „Kaisar" sei zur Bezeichnung der höchsten irdischen Machtwürde geheiligt, er selbst aber unter die Götter, denen sein Geschlecht entsprossen, versetzt worden.

Diese göttliche Abkunft fand ihre Begründung in einer uralten römischen Stammsage, nach welcher die Römer von einem

Urgeschlechte entsprossen waren, welches einst aus Asien herkommend am Tiber und Arno sich niedergelassen. Der ernste und streng bindende Kern des religiösen Heiligthumes, welches den Nachkommen dieses Geschlechtes überliefert ward, machte durch lange Zeiten unstreitig das wichtigste Erbtheil des römischen Volkes aus: in ihm lag die Kraft, welche dieses lebhafte Volk band und einigte; die „Sacra“ in den Händen der alten, sich urverwandten patrizischen Familien, zwangen die zusammengelaufenen Massen der Plebejer zum Gehorsam. Tiefe Scheu und Ehrfurcht vor den religiösen Heiligthümern, welche in ihrem Inhalte eine entbehrungsvolle Thätigkeit (wie der viel geprüfte Urvater sie geübt hatte) geboten, machen die ältesten, unbegreiflich wirksamen Gesetze aus, nach denen das gewaltige Volk beherrscht wurde, und der „pontifex maximus“ — dieser sich stets gleiche Nachkomme Numa's, des geistigen Gründers des römischen Staates, — war der eigentliche (geistliche) König der Römer. Wirkliche Könige, d. h. erbliche Inhaber der höchsten weltlichen Herrschergewalt, kennt die römische Geschichte nicht: die verjagten Tarquinier waren etruskische Eroberer; in ihrer Vertreibung haben wir weniger den politischen Akt einer Aufhebung der königlichen Gewalt, als vielmehr den nationalen der Abschüttelung eines fremden Joches durch die alten Stammgeschlechter zu erkennen.

Wie nun das von diesen uralten, mit höchster geistlicher Gewalt begabten Geschlechtern hart gebundene Volk endlich nicht mehr zu bändigen war, wie es sich durch steten Kampf und Entbehrung so unwiderstehlich gekräftigt hatte, daß es, um einer zerstörenden Entladung seiner Kraft gegen den innersten Kern des römischen Staatswesens auszuweichen, nach Außen auf die Eroberung der Welt losgelassen werden mußte, schwand während und noch mehr in Folge dieser Eroberung allmählich auch das letzte Band der alten Sitte und Religion, indem diese durch materiellste Verweltlichung zu ihrem vollkommenen Gegensatze ausartete: die Beherrschung der Welt, die Knechtung der Völker, nicht mehr die Beherrschung des inneren Menschen, die Bezwingung der egoistisch thierischen Leidenschaft im Menschen, war fortan die Religion Rom's. Das Pontificat, bestand es noch als äußerliches Wahrzeichen des alten Rom's, ging, bedeutungsvoll genug, als wichtigstes Attribut in die Macht des weltlichen

Imperators über, und der erste, der beide Gewalten vereinigte, war eben jener Julius Cäsar, dessen Geschlecht als das urälteste, aus Asien herübergekommene, bezeichnet wurde. Troja (Ilion), so überlieferte nun die zu geschichtlichem Bewußtsein herangereifte alte Stammsage, sei jene heilige Stadt Asiens gewesen, aus welcher das julische (ilische) Geschlecht herstamme: Aeneas, der Sohn einer Göttin, habe, während der Zerstörung seiner Vaterstadt durch die vereinigten hellenischen Stämme, das in dieser Urvölkerstadt aufbewahrte höchste Heiligthum (das Paladium) nach Italien gebracht: von ihm stammen die römischen Urgeschlechter, und vor allen am unmittelbarsten das der Julier; von ihm rühre, durch den Besitz jenes Urvölkerheiligthumes, der Kern des Römerthumes, ihre Religion, her.

Trojanische Abkunft der Franken.

Wie tief bedeutungsvoll muß uns nun die historisch bezeugte Thatsache erscheinen, daß die Franken, kurz nach der Gründung ihrer Herrschaft im römischen Gallien, sich für ebenfalls aus Troja Entsprossene ausgaben. Mitleidsvoll lächelt der Chronikenhistoriker über solch' abgeschmackte Erfindung, an der auch nicht ein wahres Haar sei. Wem es aber darum zu thun ist, die Thaten der Menschen und Geschlechter aus ihren innersten Trieben und Anschauungen heraus zu erkennen und zu rechtfertigen, dem gilt es über alles wichtig, zu beachten, was sie von sich glaubten oder glauben machen wollten. Kein Zug kann nun von augenfälligerer geschichtlicher Bedeutung sein, als diese naive Äußerung der Franken von dem Glauben an ihre Urberechtigung zur Herrschaft beim Eintritt in die römische Welt, deren Bildung und Vorgang ihnen Ehrfurcht einflößte, und welcher dennoch zu gebieten sie stolz genug nach einem Berechtigungsgrunde griffen, den sie auf die Begriffe des klassischen Römerthums unmittelbar selbst begründeten. Auch sie stammten also aus Troja, und zwar war es ihr Königsgeschlecht selbst, welches einst in Troja herrschte; denn einer ihrer alten Stammkönige, Pharamund, war kein anderer als Priamus, das Haupt der trojanischen Königsfamilie selbst, welcher nach der Zerstörung der Stadt mit einem Reste seines Volkes in ferne Gegenden

auswanderte. Beachtenswerth für uns ist es zunächst, daß wir durch Benennung von Städten oder Umdeutung ihrer Namen, durch zu Eigennamen gefügte Zunamen, sowie auch durch, bis in das späte Mittelalter hinauf reichende, dichterische Bearbeitungen des Trojanerkrieges und der damit zusammenhängenden Vorfälle, über die große Verbreitung und von dem nachhaltigen Eindrucke jener neuen Sage berichtet werden. Ob die Sage in jeder Beziehung aber wirklich so neu war, als es den Anschein hat, und ob ihr nicht ein Kern innewohne, der in Wahrheit viel älter als seine neue Verkleidung in das römisch-griechische Trojanergewand sei, — dieß näher zu untersuchen wird gewiß der Mühe lohnen.

Die Sage von einer uralten Stadt oder Burg, welche einst die ältesten Geschlechter der Menschen bauten und mit hohen (Kyklopen-) Mauern umgaben, um in ihnen ihr Urheiligthum zu wahren, finden wir fast bei allen Völkern der Welt vor, und namentlich auch bei denen, von welchen wir vorauszusetzen haben, daß sie sich von jenem Urgebirge Asiens aus nach Westen verbreiteten. War das Urbild dieser sagenhaften Städte in der ersten Heimath der bezeichneten Völker nicht wirklich einst vorhanden gewesen? Gewiß hat es eine älteste, eine erste ummauerte Stadt gegeben, welche das älteste, ehrwürdigste Geschlecht, den Urquell alles Patriarchenthumes, d. i. Vereinigung des Königthumes und Priesterthumes, in sich schloß. Je weiter die Stämme von ihrer Urheimath nach Westen hin sich entfernten, desto heiliger ward die Erinnerung an jene Urstadt; sie ward in ihrem Gedenken zur Götterstadt, dem Asgard der Skandinaven, dem Asciburg der verwandten Deutschen. Auf ihrem Olympos finden wir bei den Hellenen der Götter Stätte wieder, dem Capitolium der Römer mag sie ursprünglich nicht minder vorgeschwebt haben.

Gewiß ist, daß da, wo die zu Völkern angewachsenen Stämme sich dauernd niederließen, jene Urstadt in Wahrheit nachgebildet wurde: auf sie, den neuen Stammsitz des herrschenden ältesten Königs- und Priestergeschlechtes, ward die Heiligkeit der Urstadt allmählich übergetragen, und je weiter sich auch von ihr aus die Geschlechter wieder verbreiteten und anbauten, desto erklärlicher wuchs der Ruf der Heiligkeit auch der neuen Stammstadt. Sehr natürlich entstand dann aber, bei weiterer freier Entwickelung

der neuen Zweig- und Abkömmlingsgemeinden, im wachsenden Bewußtsein der Selbstständigkeit auch das Verlangen nach Unabhängigkeit, und zwar ganz in demselben Maaße, als das von der neuen Stammstadt aus gebietende alte Herrschergeschlecht namentlich seine königliche Gewalt über die neuen Pflanzgemeinden oder Städte fortdauernd, und weil mit gesteigerter Schwierigkeit, so auch mit verletzenderer Willkür, geltend zu machen strebte. Die ersten Unabhängigkeitskriege der Völker waren daher sicher die der Kolonien gegen die Mutterstädte, und so hartnäckig muß sich in ihnen die Feindschaft gesteigert haben, daß nichts minderes als die Zerstörung der alten Stammstadt und die Ausrottung oder gänzliche Vertreibung des herrschberechtigten Urgeschlechte den Haß der Epigonen zu stillen, oder ihre Besorgniß vor Unterdrückung zu zerstreuen vermochte. Alle größeren Geschichtsvölker, die nach einander vom indischen Kaukasus bis an das mittelländische Meer auftreten, kennen eine solche heilige, der uralten Götterstadt auf Erden nachgebildete, Stadt, sowie deren Zerstörung durch die neuen Nachkömmlinge: sehr wahrscheinlich haftete sogar in ihnen die Erinnerung an einen urältesten Krieg der ältesten Geschlechter gegen das urälteste Herrschergeschlecht in jener Götterstadt der frühesten Heimath, und an die Zerstörung dieser Stadt: es mag dieß der erste allgemeine Streit um den Hort der Nibelungen gewesen sein.

Nichts wissen wir von, jener Urstadt nachgebildeten, großen Mutterstädten unserer deutschen Stämme, die diese etwa auf ihrer langen nordwestlichen Wanderung, in der sie endlich durch das deutsche Meer und die Waffen Julius Cäsar's aufgehalten wurden, gegründet hätten: die Erinnerung an die älteste heimathliche Götterstadt selbst war ihnen aber verblieben, und, durch materielle Reproduktion nicht in sinnlicher Erinnerung erhalten, hatte sie in der abstrakteren Vorstellung eines Götteraufenthaltes, Asgard, fortgedauert; erst in der neuen festeren Heimath, dem heutigen Deutschland, treffen wir auf die Spur von Asenburgen.

Anders hatten sich die südwestlich vorwärts drängenden Völker entwickelt, unter denen bei den hellenischen Stämmen als letzte deutliche Erinnerung endlich der vereinigte Unabhängigkeitskampf gegen die Priamiden und die Zerstörung Troja's als der bezeichnetste Ausgangspunkt eines neuen geschichtlichen

Lebens, alles übrige Andenken fast völlig verlöscht hatte. Wie nun die Römer zu ihrer Zeit, bei genauerem Bekanntwerden mit der historischen Stammsage der Hellenen, die ihnen verblichenen dunkeln Erinnerungen von der Herkunft ihres Urvaters aus Asien an jenen deutlich ausgeprägten Mythus des gebildeteren Volkes anzuknüpfen sich für vollkommen berechtigt hielten (um so gleichsam auch die Unterwerfung der Griechen als Vergeltung für die Zerstörung Troja's ausgeben zu dürfen), ebenso ergriffen ihn mit vielleicht nicht minderer Berechtigung auch die Franken, als sie die Sage und die auf sie begründeten Ableitungen kennen lernten. Waren die deutschen Erinnerungen undeutlicher, so waren sie aber auch noch älter, denn sie hafteten unmittelbar an der ältesten Heimath, der Burg (Etzel- d. i. Asci-burg), in welcher der von ihrem Stammgotte gewonnene, und auf sie und ihre streitliche Thätigkeit vererbte Nibelungenhort verwahrt wurde, und von wo aus sie also einst alle verwandten Geschlechter und Völker bereits einmal beherrscht hatten. Die griechische Troja ward für sie diese Urstadt, und der aus ihr verdrängte urberechtigte König pflanzte in ihnen seine alten Königsrechte fort.

Und sollte sein Geschlecht bei dem endlichen Bekanntwerden mit der Geschichte der südwestlich gewanderten Stämme, nicht seiner wunderbaren Erhaltung als eines Wahrzeichens uralter göttlicher Bevorzugung inne werden? Alle Völker, die den Geschlechtern entsprossen waren, welche einst in der Urheimath den vatermörderischen Kampf gegen das älteste Königsgeschlecht erhoben, — die, damals siegreich, dieß Geschlecht zur Wanderung nach dem rauheren, unfreundlicheren Norden gezwungen hatten, während sie den üppigen Süden zur bequemen Ausbreitung sich erschlossen hielten, — all' diese Völker trafen die Franken nun königslos. Längst erloschen und ausgerottet waren die älteren Geschlechter, in denen auch diese Stämme einst ihre Könige erkannt hatten; ein letzter griechischer Stammkönig, der makedonische Alexander — der Abkömmling des Achill, dieses Hauptkämpfers gegen Troja —, hatte das ganze südlichere Morgenland bis zur Urheimath der Völker in Mittelasien hin, wie in letzter vernichtender Fortsetzung jenes vatermörderischen Urkrieges, gleichsam entkönigt: in ihm erlosch auch sein Geschlecht, und von da ab herrschten nur unberechtigte, kriegskünstlerische

Räuber der königlichen Gewalt, die allesammt endlich unter der Wucht des julischen Rom's erlagen.

Auch die römischen Imperatoren waren nach dem Aussterben des julischen Geschlechtes willkürlich erwählte, geschlechtlich jedenfalls unberechtigte Gewalthaber: ihr Reich war, ehe noch sie selbst es inne werden mochten, längst schon ein „römisches" Reich nicht mehr; denn war es von jeher nur durch Gewalt zusammengebunden, und behauptete sich diese Gewalt meist nur durch die Kriegsheere, so waren, bei der vollkommenen Entartung und Verweichlichung der romanischen Völker, diese Heere fast nur noch durch gemiethete Truppen deutschen Stammes gebildet. Der, aller realen weltlichen Macht allmählich entsagende römische Geist kehrte nach langer Selbstentfremdung somit nothwendig wieder zu sich, zu seinem Urwesen zurück, und produzirte so, durch Aufnahme des Christenthumes, in neuer Entwickelung aus sich das Werk der römisch-katholischen Kirche: der Imperator ward ganz wieder Pontifex, Cäsar wieder Numa, in neuer besonderer Eigenthümlichkeit. Zu dem Pontifex maximus, dem Pabste, trat nun der sich kräftig bewußte Vertreter weltlichen Urkönigthumes, Karl der Große: die nach Zerstörung jener Urheimathsstadt gewaltsam zersprengten Träger des ältesten Königthumes und des ältesten Priesterthumes (der trojanischen Sage gemäß: der königliche Priamos und der fromme Aeneas) fanden sich nach langer Trennung wieder, und berührten sich wie Leib und Geist des Menschenthumes.

Freudig war ihre Begegnung: nichts sollte die Wiedervereinigten je trennen können; einer sollte dem andern Treue und Schutz gewähren: der Pontifex krönte den Cäsar, und predigte den Völkern Gehorsam gegen den ächten König; der Kaiser setzte den Gottespriester in sein oberstes Hirtenamt ein, zu dessen Ausübung er ihn mit starkem weltlichen Arme gegen jeden Frevler zu schützen übernahm.

War nun der König thatsächlich Herr des weströmischen Reiches, und mochte der Gedanke der urköniglichen Berechtigung seines Geschlechtes ihm den Anspruch auf vollendete Weltherrschaft erwecken, so erhielt er im Kaiserthume, namentlich durch den ihm übertragenen Schutz der über alle Welt zu verbreitenden christlichen Kirche, eine noch verstärkte Berechtigung zu diesem Anspruche. Für alle weitere Entwickelung dieses großartigen

Weltverhältnisses ist es aber sehr wichtig zu beachten, daß diese geistliche Berechtigung keinen an sich gänzlich neuen Anspruch im fränkischen Königsgeschlechte hervorrief, sondern einen in unklarerem Bewußtsein verhüllten, im Keime der fränkischen Stammsage aber urbegründeten, nur zur deutlicheren Ausbildung erweckte.

Realer und idealer Inhalt des Nibelungenhortes.

In Karl dem Großen gelangt der oft angezogene uralte Mythus zu seiner realsten Bethätigung in einem harmonisch sich einigenden, großartigen Weltgeschichtsverhältnisse. Von da ab sollte nun ganz in dem Maaße, als seine reale Verkörperung sich zersetzte und verflüchtigte, das Wachsthum seines wesenhaften idealen Gehaltes sich bis dahin steigern, wo nach aller Entäußerung des Realen, die reine Idee, deutlich ausgesprochen, in die Geschichte tritt, sich endlich aus ihr zurückzieht, um, auch dem äußeren Gewande nach, völlig wieder in die Sage aufzugehen.

Während in dem Jahrhunderte nach Karl dem Großen, unter seinen immer unfähiger werdenden Nachkommen, der thatsächliche Königsbesitz und die Herrschaft über die unterworfenen Völker sich immer mehr zerstückelte und an wirklicher Macht verlor, entsprangen alle Gräuelthaten der Karlingen einem, ihnen allen urgemeinschaftlichen, inneren Antriebe, dem Verlangen nach dem alleinigen Besitze des Nibelungenhortes, d. h. der Gesammtherrschaft. Von Karl dem Großen ab schien diese aber ihre erhöhte Berechtigung im Kaiserthume erhalten zu müssen, und wer die Kaiserkrone gewann, dünkte sich der wahre Inhaber des Hortes zu sein, war dessen weltlicher Reichthum (an Landbesitz) auch noch so geschmälert. Das Kaiserthum, und der mit ihm einzig zusammenhängende höchste Anspruch, ward somit von selbst zu einer immer idealeren Bedeutung hingeführt, und während der Zeit des gänzlichen Unterliegens des fränkischen Herrscherstammes, als der Sachse Otto in neuer Anknüpfung mit Rom das reale Kaiserthum Karl's des Großen wieder herzustellen schien, dünkt uns die ideale Ansicht davon jenem Stamme zu allmählich immer deutlicher aufkeimendem Bewußtsein gekommen zu sein. Die Franken, und ihr den Karlingen blutsverwandtes Herzogsgeschlecht, mögen (im Sinne der Sage verstanden) un-

gefähr so gedacht haben: „Ist uns auch der wirkliche Besitz der Länder entrissen und sind wir wieder auf uns selbst beschränkt, erlangen wir nur erst wieder die Kaiserwürde, nach der wir rastlos streben, so gewinnen wir auch wieder den uns gebührenden uralten Anspruch auf die Herrschaft der Welt, den wir dann wohl besser zu verfolgen wissen werden, als die unrechtmäßigen Aneigner des Hortes, die ihn nicht einmal zu nützen verstehen".

Wirklich trat, als der fränkische Stamm wieder zum Kaiserthum gelangte, die an dieser Würde haftende Weltfrage in ein immer wichtigeres Stadium ihrer Bedeutung, und zwar durch ihre Beziehung zur Kirche.

In dem Maaße, als die weltliche Macht an realem Besitze verloren und einer idealeren Ausbildung sich genähert hatte, war die ursprünglich rein ideale Kirche zu weltlichem Besitze gelangt. Jede Partei schien zu begreifen, daß das anfangs außer ihr Liegende zur vollständigen Begründung ihres Daseins in sie hinein gezogen werden müßte, und so mußte von beiden Seiten der ursprüngliche Gegensatz sich bis zu einem Kampfe um die ausschließliche Weltherrschaft steigern. Durch das, in diesem immer hartnäckiger geführten Kampfe sich ganz deutlich herausstellende, Bewußtsein beider Parteien von dem Preise, um dessen Gewinn oder Erhaltung es sich handelte, wurde endlich der Kaiser zu der Nothwendigkeit gedrängt, wenn er mit seinen realen Ansprüchen bestehen wollte, auch die geistliche Weltherrschaft sich anzueignen; — der Pabst hingegen mußte diese realen Ansprüche vernichten, oder sie vielmehr sich ebenfalls zueignen, wenn er das wirklich lenkende und gebietende Oberhaupt der Weltkirche bleiben oder werden wollte.

Die hieraus entspringenden Ansprüche des Pabstes begründeten sich in so weit auf die christliche Vernunft, als er dem Geiste die Macht über den Leib, folglich dem Vertreter Gottes auf Erden die Oberherrschaft über dessen Geschöpfe zusprechen zu müssen glaubte. Der Kaiser sah hiergegen ein, daß es ihm um Alles darauf ankommen müsse, seine Macht und seine Ansprüche als von einer Rechtfertigung und Heiligung, endlich gar Verleihung durch den Pabst, durchaus unabhängig zu begründen, und hierzu fand er in dem alten Glauben seines Stammgeschlechtes von seiner Herkunft eine ihm vollgiltig dünkende Unterstützung.

Die Stammsage der Nibelungen leitete in ursprünglichster Deutung auf die Erinnerung an einen göttlichen Urvater des Geschlechtes nicht nur der Franken, sondern vielleicht aller aus der asiatischen Urheimath hervorgegangenen Völker hin. In diesem Urvater war sehr natürlich, wie wir dieß als für jede Patriarchalverfassung giltig ansehen, die königliche und priesterliche Gewalt ungetrennt, als eine und dieselbe Machtausübung, vereinigt gewesen. Die später eingetretene Trennung der Gewalten mußte jedenfalls als die Folge einer üblen Entzweiung des Geschlechtes gelten, oder, war die priesterliche Gewalt an alle Väter der Gemeinde vertheilt worden, so mußte sie höchstens nur diesen, nicht aber einem, dem Könige entgegenstehenden obersten Priester zuerkannt werden; denn der Vollzug der priesterlichen Aussprüche, so weit er für Alle geltend einer einzigen Person zuzuweisen war, durfte immer nur dem Könige, als dem Vater des Gesammtgeschlechtes, obliegen. Daß bei der Bekehrung zum Christenthume jene uralten Vorstellungen durchaus nicht gänzlich aufgeopfert zu werden brauchten, bestätigt sich nicht nur thatsächlich, sondern ist auch aus dem wesentlichen Inhalte der alten Überlieferungen selbst ohne Mühe zu erklären. Der abstrakte höchste Gott der Deutschen, Wuotan, brauchte dem Gotte der Christen nicht eigentlich Platz zu machen; er konnte vielmehr gänzlich mit ihm identifizirt werden: ihm war nur der sinnliche Schmuck, mit dem ihn die verschiedenen Stämme je nach ihrer Besonderheit, Örtlichkeit und Klima umkleidet hatten, abzustreifen; die ihm zugetheilten universellen Eigenschaften entsprachen übrigens den dem Christengotte beigelegten vollkommen. Die elementaren oder lokalen Naturgötter hat das Christenthum aber bis auf den heutigen Tag unter uns nicht auszurotten vermocht: jüngste Volkssagen und üppig bestehender Volksaberglaube bezeugen uns dieß im neunzehnten Jahrhunderte.

Jener eine, heimische Stammgott, von dem die einzelnen Geschlechter ihr irdisches Dasein unmittelbar ableiteten, ist aber gewiß am allerwenigsten aufgegeben worden: denn an ihm fand sich mit Christus, Gottes Sohne, selbst die entscheidende Ähnlichkeit vor, daß auch er gestorben war, beklagt und gerächt wurde, — wie wir noch heute an den Juden Christus rächen. Alle Treue und Anhänglichkeit ging um so leichter auf Christus über, als man in ihm den Stammgott wieder erkannte, und war Christus,

als Gottes Sohn, der Vater (mindestens der geistige) aller Menschen, so stimmte dieß nur um so erhebender und anspruchsrechtfertigender zu dem göttlichen Stammvater der Franken, die sich ja als das älteste Geschlecht dachten, von dem alle übrigen Völker ausgegangen. Gerade das Christenthum vermochte also die Franken, bei ihrem unvollkommenen, sinnlichen Verständnisse desselben, in ihrem Nationalglauben, namentlich der römischen Kirche gegenüber, viel eher zu bestärken, als schwankend zu machen, und im Gegensatze zu dieser genialen Hartnäckigkeit des wibelingischen Aberglaubens sehen wir die Kirche in fast grauenerfülltem Abscheu diesen letzten, aber kernigsten Rest unmittelbaren Heidenthumes in dem tief verhaßten Geschlechte, wie mit Naturinstinkt bekämpfen.

Das „gibelinische" Kaiserthum und Friedrich I.

Es ist nun sehr beachtenswerth, wie der Drang nach ideeller Rechtfertigung ihrer Ansprüche in den (mit dem geschichtlichen Volksmunde nun so zu nennenden) Wibelingen oder Wibelungen in dem Maaße deutlicher hervortritt, als ihr Blut sich von der unmittelbaren Verwandtschaft mit dem uralten Herrschergeschlechte entfernte. War in Karl dem Großen der Trieb des Blutes noch urkräftig und entscheidend gewesen, so erkennen wir im Hohenstaufen Friedrich I. fast nur noch den Drang des idealen Triebes: er wurde endlich ganz zur Seele des kaiserlichen Individuums, das in seinem Blute und realen Besitze immer weniger Berechtigung finden mochte, und sie daher in der Idee suchen mußte.

Unter den beiden letzten Kaisern aus dem fränkischen Herzogsgeschlechte der Salier hatte der große Kampf mit der Kirche in heftig hervortretender Leidenschaftlichkeit begonnen. Heinrich V., zuvor von der Kirche gegen seinen unglücklichen Vater unterstützt, fühlte, kaum zur Kaiserwürde gelangt, alsbald in sich den verhängnißvollen Trieb, den Kampf seines Vaters gegen die Kirche zu erneuern, und, gleichsam zur nothgedrungenen Abwehr ihrer Ansprüche, seine eigenen Ansprüche bis über sie hinaus zu erstrecken: nämlich er mußte begreifen, der Kaiser sei unmöglich, wenn ihm nicht die Weltherrschaft mit Einschluß der

Herrschaft über die Kirche zugesprochen würde. Charakteristisch ist es dagegen, daß der nicht wibelingische Zwischenkaiser Lothar zu der Kirche in eine unterwürfig friedvolle Stellung trat: er begriff es nicht, worauf es bei der Kaiserwürde ankam; seine Ansprüche erhoben sich nicht bis zur Weltherrschaft, — diese waren das Erbtheil der Wibelungen, der urberechtigten Streiter um den Hort. Klar und deutlich, wie keiner zuvor, ergriff dagegen der große Friedrich I. den Erbgedanken im erhabensten Sinne. Alles innere und äußere Zerwürfniß der Welt galt ihm als die nothwendige Folge der Unvollständigkeit und Schwäche, mit der die kaiserliche Gewalt bisher ausgeübt worden: die reale Macht, die dem Kaiser bereits arg verkümmert war, mußte durch die ideale Würde desselben vollständig ersetzt werden, und dieß konnte nur geschehen, wenn ihre äußersten Ansprüche zur Geltung gebracht würden. Der ideale Riß des großen Baues, wie er vor Friedrich's energischer Seele stand, zeichnete sich (nach der uns jetzt erlaubten freieren Ausdrucksweise) ungefähr folgender Maaßen. —

„Im deutschen Volke hat sich das älteste urberechtigte Königsgeschlecht der Welt erhalten: es stammt von einem Sohne Gottes her, der seinem nächsten Geschlechte selbst Siegfried, den übrigen Völkern der Erde aber Christus heißt; dieser hat für das Heil und Glück seines Geschlechtes, und der aus ihm entsprossenen Völker der Erde, die herrlichste That vollbracht, und um dieser That willen auch den Tod erlitten. Die nächsten Erben seiner That und der durch sie gewonnenen Macht sind die „Nibelungen", denen im Namen und zum Glücke aller Völker die Welt gehört. Die Deutschen sind das älteste Volk, ihr blutsverwandter König ist ein „Nibelung", und an ihrer Spitze hat dieser die Weltherrschaft zu behaupten. Es giebt daher kein Anrecht auf irgend welchen Besitz oder Genuß dieser Welt, das nicht von diesem Könige herrühren, durch seine Verleihung oder Bestätigung erst geheiligt werden müßte: aller Besitz oder Genuß, den der Kaiser nicht verleiht oder bestätigt, ist an sich rechtlos und gilt als Raub, denn der Kaiser verleiht und bestätigt in Berücksichtigung des Glückes, Besitzes oder Genusses Aller, wogegen der eigenmächtige Erwerb des Einzelnen ein Raub an Allen ist. — Im deutschen Volke ordnet der Kaiser die Verleihungen oder Bestätigungen selbst an, für alle anderen

Völker sind die Könige und Fürsten die Stellvertreter des Kaisers, von welchem ursprünglich alle irdische Machtvollkommenheit ausgeht, wie von der Sonne die Planeten und deren Monde ihr Licht erhalten. — So auch trägt der Kaiser die oberpriesterliche Gewalt, die ihm ursprünglich nicht minder als die weltliche Macht gebührt, auf den Pabst zu Rom über: dieser hat in seinem Namen die Gottesschau auszuüben, und den Gottesausspruch ihm zu verkündigen, damit er im Namen Gottes den himmlischen Willen auf der Erde ausführe. Der Pabst ist somit der wichtigste Beamte des Kaisers, und je wichtiger sein Amt, desto strenger gebührt es dem Kaiser darüber zu wachen, daß es vom Pabste im Sinne des Kaisers, d. h. zum Heil und zum Frieden aller Völker der Erde ausgeübt werde.“ —

Durchaus nicht geringer darf man die Ansicht Friedrich's von seiner höchsten Würde, von seinem göttlichen Rechte anschlagen, wenn die in seinen Handlungen klar zu Tage tretenden Beweggründe richtig beurtheilt werden sollen.

Zunächst sehen wir ihn den Boden seiner realen Macht in der Weise befestigen, daß er die störenden Territorialstreitigkeiten in Deutschland im Sinne der Versöhnung mit den, ihm selbst blutsverwandt gewordenen Welfen beruhigte, und die Fürsten der angrenzenden Völker, namentlich der Dänen, Polen und Ungarn, ihre Länder als Lehen von ihm zu empfangen nöthigte. So gestärkt zog er nach Italien, und entwickelte im ronkalischen Reichstage als Richter über die Lombarden vor aller Welt zum ersten Male grundsätzliche Ansprüche für die kaiserliche Gewalt, in denen wir, unbeschadet des Einflusses römisch imperatorischer Herrschaftsprinzipien, die geradesten Folgerungen aus der oben bezeichneten Ansicht von seiner Würde zu erkennen haben: darnach erstreckte sich sein kaiserliches Recht bis auf die Verleihung des Wassers und der Luft.

Nicht minder traten, nach anfänglicher Zurückhaltung, endlich auch seine kühnsten Ansprüche gegen und über die Kirche hervor. Eine zwiespältige Pabstwahl gab ihm den Anlaß, sein höchstes Recht in dem Sinne auszuüben, daß er, mit strenger Beobachtung ihm würdig dünkender priesterlicher Formen, die Pabstwahl untersuchen, den unentschuldigt nicht erscheinenden Doppelpabst absetzen ließ, und den gerechtfertigten Gegner desselben in sein Amt einführte.

Jeder Zug Friedrich's, jede Unternehmung, jede von ihm ausgehende Entscheidung zeugt fortan auf das Unwidersprechlichste von der energischen Consequenz, mit der er sein erkanntes hohes Ideal rastlos zu verwirklichen strebte. Die nie wankende Festigkeit, mit der er dem nicht minder ausdauernden Pabste Alexander III. sich entgegenstellte, die fast übermenschliche Strenge des seiner Natur nach keineswegs grausam gearteten Kaisers, mit der er das gleich energische Mailand zum Untergange verurtheilte, sind verkörperte Momente der ihn leitenden gewaltigen Idee.

Dem himmelstürmenden Weltkönige standen aber zwei mächtige Feinde gegenüber; der eine im Ausgangspunkte seiner realen Macht, im deutschen Länderbesitze, — der zweite am Endpunkte seines idealen Strebens, die, namentlich im romanischen Volksbewußtsein fußende, katholische Kirche. Beide Feinde verbanden sich mit einem dritten, dem der Kaiser sein Bewußtsein von sich gewissermaßen erst geschaffen hatte: das Freiheitsgefühl der lombardischen Gemeinden.

Begründete sich der älteste Widerstand der deutschen Stämme auf den Drang nach Befreiung von den fränkischen Herrschern, so war dieser Trieb allmählich von den zertrümmerten Stammgenossenschaften in die Herren übergegangen, welche sich diese Trümmer zu eigen gemacht hatten: nahm nun das Streben dieser Fürsten auch die üble Eigenschaft selbstsüchtigen Herrschaftsgelüstes an, so mochte das Verlangen nach unabhängiger Befriedigung desselben ihnen allerdings auch als Ringen nach Freiheit gelten, wenn gleich es uns als unedlerer Art erscheinen muß. Der Freiheitstrieb der Kirche war ungleich idealer, universeller: er konnte in christlicher Auffassung als das Ringen des Geistes nach Befreiung aus den Banden der sinnlich rohen Welt gelten, und unzweifelhaft galt er den bedeutendsten Oberhäuptern der Kirche als solches; zu tief hatte sie sich aber bereits in materielle Betheiligung an weltlichem Machtgenusse nothgedrungener Weise einlassen müssen, und namentlich konnte ihr endlicher Sieg daher doch nur mit der Verderbniß ihrer eigenen, innersten Seele erfochten werden.

Am reinsten erscheint uns dagegen der Geist der Freiheit in den lombardischen Stadtgemeinden, und zwar gerade (leider fast einzig!) in ihren entscheidenden Kämpfen gegen Friedrich.

Diese Kämpfe sind insofern das merkwürdigste Ergebniß der vorliegenden wichtigen Geschichtsperiode, als in ihnen zum ersten Male in der Weltgeschichte der in der bürgschaftlichen Gemeinde sich verkörpernde Geist urmenschlicher Freiheit zu einem Kampfe auf Leben und Tod gegen eine herkömmlich bestehende, Alles umfassende Herrschergewalt sich anläßt. Der Kampf Athen's gegen die Perser war die patriotische Abwehr eines ungeheuren monarchischen Raubzuges: alle dieser ähnliche ruhmwürdige Thaten einzelner Stadtgemeinden, wie sie bis zur Lombardenzeit vorgekommen waren, trugen denselben Charakter der Vertheidigung alter, geschlechtlich-nationaler Unabhängigkeit gegen fremde Eroberer. Diese altherkömmliche Freiheit, die an der Wurzel einer bis dahin ungetrübten Nationalität haftet, war aber bei den lombardischen Gemeinden keineswegs vorhanden: die Geschichte hat die aus allen Nationen zusammengesetzte, alles alten Herkommens entäußerte Bevölkerung dieser Städte als Beute jedes Eroberers schmachvoll erliegen sehen; in vollster Ohnmacht ein Jahrtausend hindurch, lebte in diesen Städten keine Nation, d. h. kein seines ältesten Ursprunges sich irgend wie bewußtes Geschlecht, mehr: in ihnen wohnten nur Menschen, die das Bedürfniß des Lebens und die Versicherung ungestörter Thätigkeit durch gegenseitigen Schutz zu allmählich immer deutlicherer Entwickelung des Prinzipes der Gesellschaft und seiner Verwirklichung durch die Gemeinde hinführte.

Dieses neue Prinzip, aller geschlechtlichen Überlieferung und Historie bar, rein aus sich und für sich selber bestehend, verdankt in der Geschichte seinen Ursprung der Bevölkerung der lombardischen Städte, die an ihm, so unvollständig sie es auch zu verstehen und zu einem wirklich dauernd beglückenden Zustande durchzuführen vermochte, sich aus tiefster Schwäche zur Bethätigung höchster Kraft entwickelte; — und soll sein Eintritt in die Geschichte als der Funke gelten, der aus dem Steine springt, so ist Friedrich der Stahl, der ihn aus dem Steine schlug.

Friedrich, der Vertreter des letzten geschlechtlichen Urvölkerkönigthumes, entschlug im mächtigsten Walten seiner unablenkbaren Naturbestimmung dem Steine der Menschheit den Funken, vor dessen Glanze er erbleichen sollte. Der Pabst schleuderte seinen Bann, der Welfe Heinrich verließ seinen König in der höchsten Noth, — das Schwert der lombardischen Ge-

meindebrüder aber schlug den kaiserlichen Kriegshelden mit der furchtbaren Niederlage bei Lignano.

Aufgehen des idealen Inhaltes des Hortes in den „heiligen Gral“.

Der Weltbeherrscher erkannte, woher ihm die tiefste Wunde geschlagen worden war, und wer es sei, der seinem Weltplane das entscheidende: Halt! zurief. Es war der Geist des freien, vom persönlich-geschlechtlichen Naturboden abgelösten Menschenthumes, der ihm in diesem Lombardenbunde entgegengetreten war. Schnell beseitigte er die beiden älteren Feinde: dem Oberpriester reichte er die Hand, — vernichtend stürzte er sich auf den selbstsüchtigen Welfen, und so von Neuem auf der Spitze der Kraft und unbestrittenen Macht angelangt, — sprach er die Lombarden frei, und schloß mit ihnen einen dauernden Frieden.

In Mainz versammelte er sein ganzes Reich um sich; alle seine Lehensträger vom ersten bis zum letzten wollte er begrüßen: alle Geistlichen und Laien umstanden ihn, und es schickten ihm von allen Ländern die Könige ihre Gesandten mit reichen Geschenken zur Huldigung seiner kaiserlichen Macht. Palästina aber sandte ihm den Hülferuf zur Rettung des heiligen Grabes zu. — Nach Morgen hin wandte Friedrich seinen Blick: mächtig zog es ihn nach Asien, nach der Urheimath der Völker, nach der Stätte, wo Gott den Vater der Menschen erzeugte. Wundervolle Sagen vernahm er von einem herrlichen Lande tief in Asien, im fernsten Indien, — von einem urgöttlichen Priesterkönige, der dort über ein reines glückliches Volk herrsche, unsterblich durch die Pflege eines wunderthätigen Heiligthumes, von der Sage „der heilige Gral“ benannt. — Sollte er dort die verlorene Gottesschau wiederfinden, die herrschsüchtige Priester jetzt in Rom nach Gutdünken deuteten? —

Der alte Held machte sich auf; mit herrlichem Kriegsgefolge zog er durch Griechenland: er konnte es erobern, — was lag ihm daran? — ihn zog es unwiderstehlich nach dem fernen Asien. Dort brach er in stürmischer Schlacht die Macht der Sarazenen, unbestritten lag ihm das gelobte Land offen; ein Fluß war zu

überschreiten; nicht mochte er warten, bis die bequeme Brücke geschlagen, ungeduldig drängte er nach Osten, — zu Roß sprang er in den Fluß: keiner sah ihn lebend wieder. —

Seitdem ging die Sage: wohl sei einst der Hüter des Grales mit dem Heiligthume in das Abendland gezogen gewesen; große Wunder habe er hier verrichtet: in den Niederlanden, dem alten Sitze der Nibelungen, sei einst ein Ritter des Grales erschienen, dann aber wieder verschwunden, da man verbotenerweise nach ihm geforscht; — jetzt sei der Gral von seinem alten Hüter wieder in das ferne Morgenland zurückgeleitet worden; — in einer Burg auf hohem Gebirge in Indien werde er nun wieder verwahrt.

In Wahrheit tritt die Sage vom heiligen Gral bedeutungsvoll genug von da an in die Welt, als das Kaiserthum seine idealere Richtung gewann, somit der Hort der Nibelungen an realem Werthe immer mehr verlor, um einem geistigeren Gehalte Raum zu geben. Das geistige Aufgehen des Hortes in den Gral ward im deutschen Bewußtsein vollbracht, und der Gral, wenigstens in der Deutung, die ihm von deutschen Dichtern zu Theil ward, muß als der ideelle Vertreter und Nachfolger des Nibelungenhortes gelten; auch er stammte aus Asien, aus der Urheimath der Menschen; Gott hatte ihn den Menschen als Inbegriff alles Heiligen zugeführt.

Vor allem wichtig ist es, daß sein Hüter Priester und König zugleich war, also ein Oberhaupt aller geistlichen Ritterschaft, wie sie sich im zwölften Jahrhundert vom Orient her ausgebildet hat. Dieses Oberhaupt war nun in Wahrheit Niemand anderes als der Kaiser, von dem alles Ritterthum ausging, und in diesem Verhältnisse schien die reale und ideale oberste Weltherrlichkeit, die Vereinigung des höchsten Königthumes und Priesterthumes, im Kaiser vollständig erreicht.

Das Streben nach dem Grale vertritt nun das Ringen nach dem Nibelungenhorte, und wie die abendländische Welt, in ihrem Inneren unbefriedigt, endlich über Rom und den Pabst hinausging, um die ächte Stätte des Heiles in Jerusalem am Grabe des Erlösers zu finden, — wie sie selbst von da unbefriedigt den geistig-sinnlichen Sehnsuchtsblick noch weiter nach Osten hineinwarf, um das Urheiligthum der Menschheit zu finden, — so war der Gral aus dem unzüchtigen Abendlande

in das reine, keusche Geburtsland der Völker unnahbar zurückgewichen. —

Sehen wir nun überblicklich die uralte Nibelungensage wie einen geistigen Keim aus der ersten Naturanschauung eines ältesten Geschlechtes entwachsen, sehen wir, namentlich in der geschichtlichen Entwickelung der Sage, diesen Keim als kräftige Pflanze in immer realerem Boden gedeihen, so daß sie in Karl dem Großen ihre stämmigen Fasern tief in die wirkliche Erde zu treiben scheint, so sehen wir endlich im wibelingischen Kaiserthume Friedrich's I. diese Pflanze ihre schöne Blume dem Lichte erschließen: mit ihm welkte die Blume; in seinem Enkel Friedrich II., dem geistreichsten aller Kaiser, verbreitete sich der wundervolle Duft der sterbenden wie ein wonniger Märchenrausch durch alle Welt im Abend- und Morgenlande, bis mit dem Enkel auch dieses letzten Kaisers, dem jugendlichen Konrad, der entlaubte, abgewelkte Stamm der Pflanze mit allen ihren Wurzeln und Fasern dem Boden entrissen und vertilgt wurde.

Historischer Niederschlag des realen Inhaltes des Hortes im „thatsächlichen Besitz".

Ein Todesschrei des Entsetzens ging durch alle Völker, als Konrad's Haupt in Neapel unter den Streichen dieses Karl's von Anjou fiel, der in allen seinen Zügen wohlgetroffen als das Urbild alles nachwibelingischen Königthumes gelten kann. Er stammte aus dem ältesten der neuen Königsgeschlechter: die Capetinger waren in Frankreich bereits seit lange dem letzten französischen Karlinger gefolgt. Hugo Capet's Abkunft war wohl bekannt; Jeder wußte, was sein Geschlecht vordem gewesen, und wie er zur Königskrone gelangt war: Klugheit, Politik, und, wo es galt, Gewalt, halfen ihm und seinen Nachkommen, und ersetzten ihnen die Berechtigung, die im Glauben des Volkes ihnen abging. Diese Capetinger, in allen ihren späteren Zweigen, wurden das Vorbild des modernen König- und Fürstenthumes: in einem Glauben an seine urgeschlechtliche Herkunft konnte es keine Begründung für seine Ansprüche suchen; von jedem Fürsten wußte die Mit- und Nachwelt, durch welche bloße Verleihung, um welchen Kaufpreis, oder durch welche Gewalt-

that er zur Macht gelangt, durch welche Kunst, oder durch welche Mittel, er sich in ihr zu erhalten streben mußte.

Mit dem Untergange der Wibelungen war die Menschheit von der letzten Faser losgerissen worden, mit der sie gewissermaßen an ihrer geschlechtlich-natürlichen Herkunft gehangen hatte. Der Hort der Nibelungen hatte sich in das Reich der Dichtung und der Idee verflüchtigt; nur ein erdiger Niederschlag war als Bodensatz von ihm zurückgeblieben: der reale Besitz.

Im Nibelungenmythus konnten wir eine ungemein scharf gezeichnete Ansicht aller der menschlichen Geschlechter, welche ihn erfunden, entwickelt und bethätigt hatten, von dem Wesen des Besitzes, des Eigenthumes erkennen. Mochte in der ältesten religiösen Vorstellung der Hort als die durch das Tageslicht Allen erschlossene Herrlichkeit der Erde erscheinen, so sehen wir ihn später in verdichteter Gestaltung als die machtgebende Beute des Helden, der ihn als Lohn der kühnsten und erstaunlichsten That einem überwundenen grauenhaften Gegner abgewann. Dieser Hort, dieser machtgebende Besitz wird von nun an wohl als mit erblichem Anrechte von den Nachkommen jenes göttlichen Helden begehrt, aber über alles charakteristisch ist es, daß er nie in träger Ruhe, durch bloßen Vertrag, sondern nur durch eine ähnliche That, wie die des ersten Gewinners es war, von Neuem errungen wird. Diese um des Erbes willen stets zu erneuernde That hat aber namentlich die moralische Bedeutung der Blutrache, der Vergeltung eines Verwandtenmordes in sich: wir sehen also das Blut, die Leidenschaft, die Liebe, den Haß, kurz — sinnlich und geistig — rein menschliche Bestimmungen und Beweggründe bei dem Erwerbe des Hortes thätig, den Menschen, den rastlosen und leidenden, den durch seine That, seinen Sieg, vor allem auch — seinen Besitz dem von ihm gewußten Tode geweihten, an der Spitze aller Vorstellungen von dem Urverhältnisse des Eigenthumserwerbes. — Diesen Anschauungen, nach denen vor allem der Mensch geadelt und als der Ausgangspunkt aller Macht gedacht wurde, entsprach vollkommen die Art und Weise, wie im wirklichen Leben über den Besitz verfügt wurde. Galt im frühesten Alterthume gewiß der allernatürlichste und einfachste Grundsatz, daß das Maaß des Besitzes oder Genußrechtes sich nach dem Bedürfnisse des Menschen zu richten habe, so trat bei Eroberungsvölkern und bei vorhandener Überfülle

nicht weniger naturgemäß die Kraft und Thatenkühnheit der ruhmvollsten Streiter als maßgebendes Subjekt zu dem Objekt reicheren und genußbringenderen Erwerbes. In der geschichtlichen Einrichtung des Lehenwesens ersehen wir, so lange es seine ursprüngliche Reinheit bewahrte, diesen heroisch menschlichen Grundsatz noch deutlich ausgesprochen: die Verleihung eines Genusses galt für diesen einen, gegenwärtigen Menschen, der auf Grund irgend einer That, irgend eines wichtigen Dienstes, Ansprüche zu erheben hatte. Von dem Augenblicke an, wo ein Lehen erblich wurde, verlor der Mensch, seine persönliche Tüchtigkeit, sein Handeln und Thun — an Werth, und dieser ging von ihm auf den Besitz über: der erblich gewordene Besitz, nicht die Tugend der Person, gab nun den Erbfolgern ihre Bedeutung, und die hierauf sich gründende immer tiefere Entwerthung des Menschen, gegen die immer steigende Hochschätzung des Besitzes, verkörperte sich endlich in den widermenschlichsten Einrichtungen, wie denen des Majorates, aus welchen wunderbar verkehrter Weise der spätere Adelige allen Dünkel und Hochmuth sog, ohne zu bedenken, wie gerade dadurch, daß er seinen Werth von einem starr gewordenen Familienbesitze einzig herleitete, er den wirklichen menschlichen Adel offenbar verläugne und von sich weise.

Dieser erblich gewordene Besitz, dann überhaupt aber der Besitz, der thatsächliche Besitz — war nach dem Falle der heldenhaft menschlichen Wibelungen nun die Berechtigung für alles Bestehende und zu Gewinnende; der Besitz gab nun dem Menschen das Recht, das bisher der Mensch von sich aus auf den Besitz übertragen. Dieser Bodensatz des verflüchtigten Nibelungenhortes war es denn auch, den die nüchternen deutschen Herren sich gewahrt hatten: mochte der Kaiser sich auf die höchste Spitze der Idee schwingen, was da unten am Boden haftete, die Herzogthümer, Pfalzen, Marken und Grafschaften, alle vom Kaiser verliehenen Ämter und Würden, verdichteten sich in den Händen der durchaus unidealisch gesinnten Lehnsträger zum Besitz, zum Eigenthum. Der Besitz war also nun das Recht, und aufrecht erhalten ward dieses dadurch, daß fortan nach immer ausgebildeterem Systeme alles Bestehende und Gültige nur von jenem hergeleitet wurde. Wer sich am Besitze betheiligt hatte, und wer sich ihn zu erwerben wußte, galt, aber erst von da

ab, als die natürliche Stütze der öffentlichen Macht. Diese mußte aber auch geheiligt werden: was die herrlichsten Kaiser mit gutem Treu und Glauben als ideale Berechtigung für ihren Weltherrscherdrang in Anspruch genommen hatten, wandten diese praktischen Herren nun auch auf ihren Besitz an; die alte, urgöttliche Berechtigung sprach jeder ehemalige kaiserliche Beamte für sich an; der Gottesausspruch war aus Justinian's römischem Rechte erklärt und zum verdutzten Staunen der, dem Besitze leibeigen gewordenen Menschheit, in lateinische Gerichtsbücher gefaßt. Die herkömmlich immer noch bestellten Kaiser, deren Würde man sogleich nach dem Untergange der Wibelungen bereits an den meist zahlenden ersten besten Geldbesitzer verschachert hatte, wußten nach ihrer Erwählung nichts eifriger zu thun, als sich einen ansehnlichen Hausbesitz „von Gottes Gnaden" zu „erwerben", wie man von nun an dieses gewaltsame Aneignen oder Abfeilschen der Länder nannte: die Weltherrschaft überließ man, verständiger geworden, getrost dem lieben Gott, der sich gegen die wirklich herrschende, eigennützigste und verworfenste Gemeinheit der Söhne des heiligen römischen Reiches bei weitem humaner und nachsichtiger benahm, als die alten heidnischen Nibelungenrecken, die sie bei vorkommenden Unverschämtheiten mitunter ganz kurz und bündig von Hof und Lehen gejagt hatten. —

Das „arme Volk" sang, las und druckte mit der Zeit nun die Nibelungenlieder, sein einziges ihm verbliebenes Erbtheil vom Horte: nie hörte der Glaube an diesen auf; nur wußte man, daß er nicht mehr in der Welt sei, — denn in einen alten Götterberg war er wieder versenkt, in einen Berg wie der, aus dem ihn Siegfried einst den Nibelungen abgewonnen. Aber in den Berg hatte ihn der große Kaiser selbst zurückgeführt um ihn für bessere Zeiten zu bewahren. Dort, im Kyffhäuser, sitzt er nun, der alte „Rothbart" Friedrich; um ihn die Schätze der Nibelungen, zur Seite ihm das scharfe Schwert, das einst den grimmigen Drachen erschlug.

Der Nibelungen-Mythus.

Als Entwurf zu einem Drama.

(1848.)

Dem Schooße der Nacht und des Todes entkeimte ein Geschlecht, welches in Nibelheim (Nebelheim), d. i. in unterirdischen düsteren Klüften und Höhlen wohnt: sie heißen Nibelungen; in unsteter, rastloser Regsamkeit durchwühlen sie (gleich Würmern im todten Körper) die Eingeweide der Erde: sie glühen, läutern und schmieden die harten Metalle. Des klaren edlen Rheingoldes bemächtigte sich Alberich, entführte es den Tiefen der Wässer und schmiedete daraus mit großer listiger Kunst einen Ring, der ihm die oberste Gewalt über sein ganzes Geschlecht, die Nibelungen, verschaffte: so wurde er ihr Herr, zwang sie, für ihn fortan allein zu arbeiten, und sammelte den unermeßlichen Nibelungenhort, dessen wichtigstes Kleinod der Tarnhelm, durch den jede Gestalt angenommen werden konnte, und den zu schmieden Alberich seinen eigenen Bruder, Reigin (Mime-Eugel), gezwungen hatte. So ausgerüstet strebte Alberich nach der Herrschaft über die Welt und alles in ihr Enthaltene.

Das Geschlecht der Riesen, der trotzigen, gewaltigen, urgeschaffenen, wird in seinem wilden Behagen gestört: ihre ungeheure Kraft, ihr schlichter Mutterwitz reicht gegen Alberich's herrschsüchtige Verschlagenheit nicht mehr aus: sie sehen mit Sorge die Nibelungen wunderbare Waffen schmieden, die in den Händen menschlicher Helden einst den Riesen den Untergang

bereiten sollen. — Diesen Zwiespalt benutzte das zur Allherrschaft erwachsende Geschlecht der Götter. Wotan verträgt mit den Riesen, den Göttern die Burg zu bauen, von der aus sie sicher die Welt zu ordnen und zu beherrschen vermögen; nach vollendetem Bau fordern die Riesen als Lohn den Nibelungenhort. Der höchsten Klugheit der Götter gelingt es, Alberich zu fangen; er muß ihnen sein Leben mit dem Horte lösen; den einzigen Ring will er behalten: — die Götter, wohl wissend, daß in ihm das Geheimniß der Macht Alberich's beruhe, entreißen ihm auch den Ring: da verflucht er ihn; er soll das Verderben Aller sein, die ihn besitzen. Wotan stellt den Hort den Riesen zu, den Ring will er behalten, damit seine Allherrschaft zu sichern: die Riesen ertrotzen ihn, und Wotan weicht auf den Rath der drei Schicksalsfrauen (Nornen), die ihn vor dem Untergange der Götter selbst warnen.

Nun lassen die Riesen den Hort und den Ring auf der Gnita- (Neid-) Haide von einem ungeheuren Wurme hüten. Durch den Ring bleiben die Nibelungen mit Alberich zugleich in Knechtschaft. Aber die Riesen verstehen nicht, ihre Macht zu nützen; ihrem plumpen Sinne genügt es, die Nibelungen gebunden zu haben. So liegt der Wurm seit uralten Zeiten in träger Furchtbarkeit über dem Hort: vor dem Glanz des neuen Göttergeschlechtes verbleicht und erstarrt machtlos das Riesengeschlecht, elend und tückisch schmachten die Nibelungen in fruchtloser Regsamkeit fort. Alberich brütet ohne Rast über die Wiedererlangung des Ringes.

In hoher Thätigkeit ordneten nun die Götter die Welt, banden die Elemente durch weise Gesetze, und widmeten sich der sorgsamsten Pflege des Menschengeschlechtes. Ihre Kraft steht über Allem. Doch der Friede, durch den sie zur Herrschaft gelangten, gründet sich nicht auf Versöhnung: er ist durch Gewalt und List vollbracht. Die Absicht ihrer höheren Weltordnung ist sittliches Bewußtsein: das Unrecht, das sie verfolgen, haftet aber an ihnen selber. Aus den Tiefen Nibelheims grollt ihnen das Bewußtsein ihrer Schuld entgegen: denn die Knechtschaft der Nibelungen ist nicht zerbrochen; die Herrschaft ist nur Alberich geraubt, und zwar nicht für einen höheren Zweck, sondern unter dem Bauche des müßigen Wurmes liegt nutzlos die Seele, die Freiheit der Nibelungen begraben: Alberich hat somit in seinen

Vorwürfen gegen die Götter Recht. Wotan selbst kann aber das Unrecht nicht tilgen, ohne ein neues Unrecht zu begehen: nur ein, von den Göttern selbst unabhängiger, freier Wille, der alle Schuld auf sich selbst zu laden und zu büßen im Stande ist, kann den Zauber lösen, und in dem Menschen ersehen die Götter die Fähigkeit zu solchem freien Willen. In den Menschen suchen sie also ihre Göttlichkeit überzutragen, um seine Kraft so hoch zu heben, daß er, zum Bewußtsein dieser Kraft gelangend, des göttlichen Schutzes selbst sich entschlägt, um nach eigenem freien Willen zu thun, was sein Sinn ihm eingiebt. Zu dieser hohen Bestimmung, Tilger ihrer eigenen Schuld zu sein, erziehen nun die Götter den Menschen, und ihre Absicht würde erreicht sein, wenn sie in dieser Menschenschöpfung sich selbst vernichteten, nämlich in der Freiheit des menschlichen Bewußtseins ihres unmittelbaren Einflusses sich selbst begeben müßten. Mächtige menschliche Geschlechter, von göttlichem Samen befruchtet, blühen nun bereits: in Streit und Kampf stählen sie ihre Kraft; Wotan's Wunschmädchen schirmen sie als Schildjungfrauen, als Walküren geleiten sie die im Kampf Gefallenen nach Walhalla, wo die Helden in Wotan's Genossenschaft ein herrliches Leben unter Kampfspielen fortsetzen. Immer ist aber der rechte Held noch nicht geboren, in dem die selbstständige Kraft zum vollen Bewußtsein gelangen soll, so daß er fähig sei, aus freiem Willen die Todesbüßung vor den Augen, seine kühnste That sein eigen zu nennen. Im Geschlecht der Wälsungen soll endlich dieser Held geboren werden: eine unfruchtbar gebliebene Ehe dieses Geschlechtes befruchtete Wotan durch einen Apfel Holda's, den er das Ehepaar genießen ließ: ein Zwillingspaar, Siegmund und Sieglinde (Bruder und Schwester) entspringen der Ehe. Siegmund nimmt ein Weib, Sieglinde vermählt sich einem Manne (Hunding); ihre beiden Ehen bleiben aber unfruchtbar: um einen ächten Wälsung zu erzeugen, begatten sich nun Bruder und Schwester selbst. Hunding, Sieglinde's Gemahl, erfährt das Verbrechen, verstößt sein Weib und überfällt Siegmund mit Streit. Brünnhild, die Walküre, schützt Siegmund gegen Wotan's Geheiß, welcher dem Verbrechen zur Sühne ihm den Untergang beschieden hat; schon zückt unter Brünnhild's Schild Siegmund zu dem tödtlichen Streiche auf Hunding das Schwert, welches Wotan ihm einst selbst geschenkt, als der Gott den

Streich mit seinem Speer auffängt, woran das Schwert in zwei Stücken zerbricht. Siegmund fällt. Brünnhild wird von Wotan für ihren Ungehorsam gestraft: er verstößt sie aus der Schaar der Walküren, und bannt sie auf einen Felsen, wo sie, die göttliche Jungfrau, dem Manne vermählt werden soll, der dort sie findet und aus dem Schlafe erweckt, in den Wotan sie versenkt; sie erfleht sich als Gnade, Wotan möge den Felsen mit Schrecken des Feuers umgeben, damit sie sicher sei, daß sie nur der kühnste Held gewinnen können würde. — Die verstoßene Siegelinde gebiert in der Wildniß nach langer Schwangerschaft **Siegfried** (der durch Sieg Friede bringen soll): Reigin (Mime), Alberich's Bruder, ist, als Sieglinde in den Wehen schrie, aus Klüften zu ihr getreten, und hat ihr geholfen: nach der Geburt stirbt sie, nachdem sie Reigin ihr Schicksal gemeldet, und den Knaben diesem übergeben hat. Reigin erzieht Siegfried, lehrt ihn schmieden, meldet ihm den Tod seines Vaters, nnd verschafft ihm die beiden Stücken von dessen zerschlagenem Schwerte, aus welchen Siegfried unter Mime's Anleitung das Schwert (Balmung) schmiedet. Nun reizt Mime den Jüngling zur Erlegung des Wurmes, wodurch er sich ihm dankbar erzeigen soll. Siegfried begehrt zuvor den Mord seines Vaters zu rächen: er zieht aus, überfällt und tödtet Hunding: hiernach erst erfüllt er Mime's Wunsch, bekämpft und erschlägt den Riesenwurm. Als er seine vom Blute des Wurmes erhitzten Finger zur Kühlung in den Mund führt, kostet er unwillkürlich von dem Blute und versteht dadurch plötzlich die Sprache der Waldvögel, welche um ihn herum singen. Sie preisen Siegfried's ungeheure That, verweisen ihn auf den Nibelungenhort in des Wurmes Höhle, und warnen ihn vor Mime, der ihn nur verwendet habe, um zu dem Horte zu gelangen, und der nun nach seinem Leben trachte, um den Hort für sich allein zu behalten. Siegfried erschlägt hierauf Mime, und nimmt von dem Horte den Ring und die Tarnkappe: er vernimmt die Vögel wieder, welche ihm rathen, das herrlichste Weib, Brünnhild, zu gewinnen. Siegfried zieht nun aus, erreicht die Felsenburg Brünnhilde's, dringt durch das umlodernde Feuer, erweckt Brünnhild; sie erkennt freudig Siegfried, den herrlichsten Helden vom Wälsungenstamme, und ergiebt sich ihm: er vermählt sich ihr durch den Ring Alberich's, den er an ihren Finger steckt. Als es ihn forttreibt, zu neuen Thaten auszu-

ziehen, theilt sie ihm ihr geheimes Wissen in hohen Lehren mit, warnt ihn vor den Gefahren des Truges und der Untreue: sie schwören sich Eide und Siegfried zieht fort.

Ein zweiter, auch von Göttern entsprossener Heldenstamm ist der der Gibichungen am Rhein: dort blühen jetzt Gunther und Gudrun, seine Schwester. Gunther's Mutter, Grimhild, ward einst von Alberich überwältigt, und sie gebar von ihm einen unehelichen Sohn, Hagen. Wie die Wünsche und Hoffnungen der Götter auf Siegfried beruhen, setzt Alberich seine Hoffnung der Wiedergewinnung des Ringes auf den von ihm erzeugten Helden Hagen. Hagen ist bleichfarbig, ernst und düster; frühzeitig sind seine Züge verhärtet; er erscheint älter als er ist. Alberich hat ihm in seiner Kindheit bereits geheimes Wissen und Kenntniß des väterlichen Schicksales beigebracht, und ihn gereizt, nach dem Ringe zu streben: er ist stark und gewaltig; dennoch erschien er Alberich nicht mächtig genug, den Riesenwurm zu tödten. Da Alberich machtlos geworden, konnte er seinem Bruder Mime nicht wehren, als dieser durch Siegfried den Hort zu erlangen suchte: Hagen soll nun aber Siegfried's Verderben herbeiführen, um diesem in seinem Untergange den Ring abzugewinnen. Gegen Gunther und Gudrun ist Hagen verschlossen, — sie fürchten ihn, aber schätzen seine Klugheit und Erfahrung: das Geheimniß einer wunderbaren Herkunft Hagen's, und daß er nicht sein ächter Bruder, ist Gunther bekannt: er schilt ihn einmal einen Albensohn.

Gunther ist von Hagen darüber belehrt, daß Brünnhild das begehrenswertheste Weib sei, und zu dem Verlangen nach ihrem Besitze von ihm angereizt, als Siegfried zu den Gibichungen an den Rhein kommt. Gudrun, durch das Lob, welches Hagen Siegfried spendet, in Liebe zu diesem entbrannt, reicht auf Hagen's Rath Siegfried zum Willkommen einen Trank, durch Hagen's Kunst bereitet und von der Wirksamkeit, daß er Siegfried seiner Erlebnisse mit Brünnhild und seiner Vermählung mit ihr vergessen macht. Siegfried begehrt Gudrun zum Weibe: Gunther sagt sie ihm zu, unter der Bedingung, daß er ihm zu Brünnhild verhelfe. Siegfried geht darauf ein: sie schließen Blutbrüderschaft und schwören sich Eide, von denen Hagen sich ausschließt. — Siegfried und Gunther begeben sich auf die Fahrt und gelangen zu Brünnhild's Felsenburg: Gunther

bleibt im Schiffe zurück; Siegfried benutzt zum ersten und einzigen Male seine Macht als Herr der Nibelungen, indem er den Tarnhelm aufsetzt, und durch ihn sich Gunther's Gestalt und Aussehen verschafft; so dringt er durch die Flammen zu Brünnhild. Diese, durch Siegfried bereits des Magdthumes beraubt, hat auch ihre übermenschliche Kraft eingebüßt, alles Wissen hat sie an Siegfried — der es nicht nützt — vergeben —; sie ist ohnmächtig wie ein gewöhnliches Weib, und vermag dem neuen, kühnen Werber nur fruchtlosen Widerstand zu bieten; er entreißt ihr den Ring — durch den sie nun Gunther vermählt sein soll —, und zwingt sie in den Saal, wo er die Nacht neben ihr schläft, zu ihrer Verwunderung jedoch sein Schwert zwischen sie Beide legt. Am Morgen bringt er sie zum Schiffe, wo er seine Stelle zu ihrer Seite unvermerkt von dem wahren Gunther einnehmen läßt, und durch die Kraft des Tarnhelmes sich schnell an den Rhein zur Gibichenburg versetzt. Gunther erreicht mit Brünnhild, welche ihm in düsterem Schweigen folgt, auf dem Rheine die Heimath: Siegfried, an Gudrun's Seite, und Hagen empfangen die Ankommenden. — Brünnhild ist entsetzt, da sie Siegfried als Gudrun's Gemahl erblickt: seine kalte, freundliche Gelassenheit ihr gegenüber macht sie staunen; da er sie an Gunther zurückweist, erkennt sie den Ring an seinem Finger: sie ahnt den Betrug, der ihr gespielt, und fordert den Ring, der nicht ihm gehöre, sondern den Gunther von ihr empfangen: er verweigert ihn. Sie fordert Gunther auf, den Ring von Siegfried zu begehren: Gunther ist verwirrt und zögert. Brünnhild: so empfing Siegfried den Ring von ihr? Siegfried, der den Ring erkannt, „von keinem Weib empfing ich ihn; den hat meine Kraft dem Riesenwurm abgewonnen; durch ihn bin ich der Nibelungen Herr, und Keinem trete ich seine Macht ab". Hagen tritt dazwischen und frägt Brünnhild, ob sie genau den Ring kenne? Sei es ihr Ring, so habe ihn Siegfried durch Trug gewonnen, und er könne nur Gunther, ihrem Gemahle, gehören. Brünnhild schreit laut auf über den Betrug, der ihr gespielt; der fürchterlichste Rachedurst erfüllt sie gegen Siegfried. Sie ruft Gunther zu, daß er von Siegfried betrogen: „nicht dir — diesem Manne bin ich vermählt, er gewann meine Gunst". — Siegfried schilt sie ehrvergessen: seiner Blutbrüderschaft sei er treu gewesen, — sein Schwert habe er zwischen Brünnhild und sich gelegt: — er fordert

sie auf, dieß zu bezeugen. — Absichtlich und nur auf sein Verderben bedacht will sie Siegfried nicht verstehen: er lüge und berufe sich schlecht auf sein Schwert Balmung, das sie ruhig an der Wand hängen gesehen, als er in Liebe bei ihr lag. — Die Männer und Gudrun bestürmen Siegfried, die Anklage von sich abzuweisen, wenn er es vermöge. Siegfried schwört feierliche Eide zur Bekräftigung seiner Aussage. Brünnhild schilt ihn meineidig: so viele Eide, ihr und Gunther, habe er geschworen, die er gebrochen: nun schwöre er auch einen Meineid, um eine Lüge zu bekräftigen. Alles ist in höchster Aufregung. Siegfried ruft Gunther zu, seinem Weibe zu wehren, die schamlos ihre und ihres Gatten Ehre verlästere: er entfernt sich mit Gudrun in den Saal. — Gunther, in tiefster Scham und furchtbarer Verstimmung, hat sich mit verhülltem Gesicht abseits niedergesetzt: an Brünnhild, dem schrecklichsten inneren Sturme preisgegeben, tritt Hagen heran. Er bietet sich ihr zum Rächer ihrer Ehre an: sie verlacht ihn als ohnmächtig, Siegfried zu bewältigen: ein Blick aus seinem strahlenden Auge, das selbst durch jene trügerische Gestalt zu ihr geleuchtet, vermöge Hagen's Muth zu brechen. Hagen: wohl kenne er Siegfried's furchtbare Stärke, drum solle sie ihm sagen, wie er zu bewältigen wäre? Sie, die Siegfried gefeit und durch geheimen Segen ihn gegen Wunden gewaffnet hat, räth nun Hagen, ihn im Rücken zu treffen; denn da sie wußte, daß der Held nie dem Feinde den Rücken bieten würde, habe sie an diesem den Segen gespart. — Gunther muß den Mordplan kennen. Sie rufen ihn auf, seine Ehre zu rächen: Brünnhild bedeckt ihn mit den Vorwürfen der Feigheit und des Betruges; Gunther erkennt seine Schuld, und die Nothwendigkeit, durch Siegfried's Tod seine Schande zu enden. Er erschrickt, sich des Bruches der Blutbrüderschaft schuldig zu machen. Brünnhild höhnt ihn mit bitterem Schmerz: was sei an ihr nicht Alles verbrochen worden? Hagen reizt Gunther durch die Aussicht auf die Erlangung des Ringes der Nibelungen, den Siegfried wohl nur im Tode werde fahren lassen. Gunther willigt ein; Hagen räth eine Jagd auf morgen, dabei solle Siegfried überfallen, und vielleicht Gudrun selbst sein Mord verheimlicht werden; um sie war Gunther besorgt: Brünnhilde's Rachelust schärft sich in der Eifersucht auf Gudrun. So wird von den Dreien Siegfried's Mord beschlossen. — Siegfried erscheint mit

Gudrun festlich geschmückt in der Halle, lädt zum Opfer und zur Hochzeitsfeier ein. Heuchlerisch gehorchen die Verschworenen: Siegfried und Gudrun freuen sich des anscheinend wiedergekehrten Friedens.

Am folgenden Morgen geräth Siegfried in der Verfolgung eines Wildes in die Einsamkeit einer Felsenschlucht am Rhein. Drei Meerfrauen tauchen aus der Fluth auf: sie sind weissagende Töchter der Wassertiefe, der einst von Alberich das klare Rheingold entrissen, um aus ihm den mächtigen, verhängnißvollen Ring zu schmieden: der Fluch und die Macht dieses Ringes würde vernichtet sein, wenn er dem Wasser zurückgegeben und somit in das ursprüngliche reine Element wieder aufgelöst würde. Die Frauen trachten nach dem Ringe und begehren ihn von Siegfried, der ihn verweigert. (Er hat schuldlos die Schuld der Götter übernommen, ihr Unrecht büßt er an sich durch seinen Trotz, seine Selbstständigkeit.) Sie verkünden ihm Unheil und den Fluch, der an dem Ringe haftet: er soll ihn in die Fluth werfen, sonst müsse er heute noch sterben. Siegfried: „ihr listigen Frauen sollt mich nicht um meine Macht betrügen: den Fluch und euer Drohen achte ich nicht eines Haares werth. Wozu mein Muth mich treibt, das ist mir Urgesetz, und was ich nach meinem Sinne thue, das ist mir so bestimmt: nennt ihr dieß Fluch oder Segen, ich gehorche ihm und strebe nicht wider meine Kraft." Die Frauen: „willst du die Götter übertreffen?" Siegfried: „Zeigtet ihr mir die Möglichkeit, die Götter zu bewältigen, so müßte ich nach meinem Muthe sie bekämpfen. Drei weisere Frauen, als ihr seid, kenne ich; die wissen, wo die Götter einst in banger Sorge streiten werden. Zu der Götter Frommen ist es, wenn sie sorgen, daß ich dann mit ihnen kämpfe. Drum lache ich eurem Drohen: der Ring bleibt mein, und so werfe ich das Leben hinter mich." (Er hebt eine Erdscholle auf, und wirft sie über sein Haupt hinter sich.) — Die Frauen verspotten nun Siegfried, der sich so stark und weise wähne, als er blind und unfrei sei. „Eide hat er gebrochen und weiß es nicht: ein Gut, höher und werther als der Ring, hat er verloren, und weiß es nicht: Runen und Zauber sind ihm gelehrt, und er hat sie vergessen. Lebe wohl, Siegfried! Ein stolzes Weib kennen wir; die wird den Ring noch heute erwerben, wenn du erschlagen bist: zu ihr! Sie giebt uns besseres Gehör." — Siegfried sieht

ihnen lachend nach, wie sie singend davon ziehen. Er ruft: „wär' ich nicht Gudrun treu, eine von euch hätte ich mir gebändigt!" Er vernimmt die näher kommenden Jagdgenossen und stößt in sein Horn, die Jäger, — Gunther und Hagen an ihrer Spitze, — versammeln sich um Siegfried. Das Jagdmahl wird eingenommen: Siegfried, in ausgelassener Heiterkeit, verspottet sich über sein unbelohntes Jagen: nur Wasserwild habe sich ihm geboten, auf dessen Jagd er leider nicht gerüstet gewesen, sonst würde er seinen Genossen drei wilde Wasservögel gebracht haben, die ihm geweissagt, er würde heute noch sterben. Hagen nimmt beim Trinken die scherzhafte Weise auf: ob er denn wirklich der Vögel Gesang und Sprache verstehe? — Gunther ist trüb und schweigsam. Siegfried will ihn aufheitern und erzählt in Liedern von seiner Jugend: sein Abenteuer mit Mime, die Erlegung des Wurmes, und wie er dazugekommen, die Vögel zu verstehen. In der folgerecht geleiteten Erinnerung kommt ihm auch der Zuruf der Vögel bei, Brünnhilde aufzusuchen, die ihm beschieden sei; wie er dann zu dem flammenden Felsen gezogen und Brünnhild erweckt habe. Die Erinnerung dämmert immer heller in ihm auf. Zwei Raben fliegen jäh über sein Haupt dahin. Hagen unterbricht Siegfried: „was sagen dir diese Raben?" Siegfried fährt heftig auf. Hagen: „ich verstand sie, sie eilen, dich Wotan anzumelden". Er stößt seinen Speer in Siegfried's Rücken. Gunther, durch Siegfried's Erzählung auf den richtigen Zusammenhang der unbegreiflichen Vorgänge mit Brünnhilde gerathend, und plötzlich daraus Siegfried's Unschuld erkennend, war, Siegfried zu retten, Hagen in den Arm gefallen, ohne jedoch den Stoß aufhalten zu können. Siegfried erhebt seinen Schild, um Hagen damit zu zerschmettern, ihn verläßt die Kraft und krachend stürzt er zusammen. Hagen hat sich abgewandt, Gunther und die Mannen umstehen in theilnahmsvoller Erschütterung Siegfried, welcher seine Augen noch einmal leuchtend aufschlägt: „Brünnhild! Brünnhild! Du strahlendes Wotanskind! Wie seh' ich hell und leuchtend dich mir nah'n! Mit heilig ernstem Lächeln sattelst du dein Roß, das thautriefend durch die Lüfte schreitet: zu mir richtest du den Lauf, hier giebt es Wal zu küren! Mich Glücklichen, den du zum Gatten korst, mich leite nun nach Walhall, daß ich zu aller Helden Ehre Allvaters Meth mag trinken, den du, strahlende Wunschmaid, mir reichest! Brünnhild! Brünn-

hild! Sei gegrüßt!“ Er stirbt. Die Mannen erheben die Leiche auf den Schild, und geleiten sie, Gunther voran, feierlich über die Felsenhöhe von dannen.

In den Hallen der Gibichungen, deren Vorplatz im Hintergrunde auf das Rheinufer ausgeht, wird die Leiche niedergesetzt: Hagen hat mit grellem Rufe Gudrun herausgerufen, — ein wilder Eber habe ihren Gatten zerfleischt. — Gudrun stürzt voll Entsetzen über Siegfried's Leiche hin: sie klagt die Brüder des Mordes an; Gunther weist auf Hagen: er sei der wilde Eber, der Mörder Siegfried's. Hagen: „nun denn, habe ich ihn erlegt, an den kein Anderer sich wohl wagte, so ist, was sein ist, auch meine gute Beute. Der Ring ist mein!“ Gunther tritt ihm entgegen: „Schamloser Albensohn, mein ist der Ring, denn von Brünnhilden war er mir bestimmt: Ihr hörtet es Alle!“ — Hagen und Gunther streiten: Gunther fällt. Hagen will der Leiche den Ring entziehen, sie hebt drohend die Hand empor; Hagen weicht entsetzt zurück; Gudrun schreit in Jammer laut auf; — da tritt Brünnhild feierlich dazwischen: „Schweigt euren Jammer, eure eitle Wuth! Hier steht sein Weib, das ihr Alle verriethet! Nun fordre ich mein Recht, denn was geschehen sollte, ist geschehen!“ — Gudrun: „Ach, Unheilvolle! Du warst es, die uns Verderben brachte“. Brünnhild: „Armselige, schweig'! Du warst nur seine Buhlerin: sein Gemahl bin ich, der er Eide geschworen, noch eh' er je dich sah“. Gudrun: „Weh' mir! Verfluchter Hagen, was riethest du mir mit dem Trank, durch den ich ihr den Gatten stahl: denn nun weiß ich, daß er Brünnhild nur durch den Trank vergaß“. Brünnhild: „O, er war rein! Nie wurden Eide treuer gehalten, als durch ihn. So hat ihn Hagen nun nicht e r s c h l a g e n, nein, für Wotan zeichnete er ihn, zu dem ich ihn nun geleiten soll. Jetzt hab' auch ich gebüßt; rein und frei bin ich: denn Er, der Herrliche nur, hatte mich gezwungen.“ Sie läßt am Ufer Scheithaufen errichten, Siegfried's Leiche zu verbrennen: kein Roß, kein Knecht soll mit ihm geopfert werden, sie allein will zu seiner Ehre ihren Leib den Göttern darbringen. Zuvor nimmt sie ihr Erbe in Besitz; der Tarnhelm soll mit verbrennen: den Ring aber steckt sie selbst an. „Du übermüthiger Held, wie hieltest du mich gebannt! All mein Wissen verrieth ich dir, dem Sterblichen, und mußte so meiner Weisheit verlustig sein; du nütztest es nicht, auf dich allein nur verließest

du dich: nun du es frei geben mußtest durch den Tod, kommt mir mein Wissen wieder, und dieses Ringes Runen erkenne ich. Des Urgesetzes Runen kenn' ich nun auch, der Nornen alten Spruch! Hört denn, ihr herrlichen Götter, euer Unrecht ist getilgt: dankt ihm, dem Helden, der eure Schuld auf sich nahm. Er gab es nun in meine Hand, das Werk zu vollenden: gelöset sei der Nibelungen Knechtschaft, der Ring soll sie nicht mehr binden. Nicht soll ihn Alberich empfangen; der soll nicht mehr euch knechten; dafür sei er aber selbst auch frei wie ihr. Denn diesen Ring stelle ich euch zu, weise Schwestern der Wassertiefe; die Gluth, die mich verbrennt, soll das böse Kleinod reinigen; ihr löset es auf und bewahret es harmlos, das Rheingold, das euch geraubt, um Knechtschaft und Unheil daraus zu schmieden. Nur Einer herrsche, Allvater, herrlicher, du! Daß ewig deine Macht sei, führ' ich dir diesen zu: empfange ihn wohl, er ist dess' werth!" — Unter feierlichen Gesängen schreitet Brünnhild auf den Scheithaufen zu Siegfried's Leiche. Gudrun ist über den erschlagenen Gunther, in tiefen Schmerz aufgelöst, hingebeugt im Vordergrunde. Die Flammen sind über Brünnhild und Siegfried zusammengeschlagen: — plötzlich leuchtet es im hellsten Glanze auf: über einem düstern Wolkensaume erhebt sich der Glanz, in welchem Brünnhild, im Waffenschmuck zu Roß, als Walküre Siegfried an der Hand von dannen geleitet. Zugleich schwellen die Uferwellen des Rheines bis an den Eingang der Halle an: die drei Wasserfrauen entführen auf ihnen den Ring und den Helm. Hagen stürzt wie wahnsinnig auf sie zu, das Kleinod ihnen zu entreißen, — die Frauen erfassen ihn und ziehen ihn mit sich in die Tiefe hinab.

Siegfried's Tod.

Personen.

Siegfried. Gunther. Hagen. Alberich.

Brünnhilde. Gudrune. Drei Nornen. Drei Wasserfrauen.

Walküren.

Am Rhein.

Vorspiel.

(Nach sehr kurzer musikalischer Vorbereitung wird der Vorhang aufgezogen. Die Bühne stellt den Gipfel eines Felsenberges dar: links der Eingang eines natürlichen Steingemaches. Der Saum der Höhe ist nach dem Hintergrunde zu ganz frei: rechts hohe Tannen. — Helle Sternennacht.)

Die drei Nornen

(hohe Frauengestalten in dunklen, faltigen Gewändern, spannen ein goldenes Seil aus. Die Erste [Älteste] knüpft das Seil, zur äußersten Seite rechts, an einer Tanne fest. Die Zweite [Jüngere] windet es links um einen Stein. Die Dritte [Jüngste] hält das Ende in der Mitte des Hintergrundes).

Die erste Norn.

In Osten wob ich.

Die Zweite.

In Westen wand ich.

Die Dritte.

Nach Norden werf' ich.

(zur Zweiten)

Was wandest du im Westen?

Die Zweite (zur Ersten).
Was wobest du im Osten?

Die Erste
(während sie das Seil von der Tanne löst).
Rheingold raubte Alberich,
schmiedete einen Ring,
band durch ihn seine Brüder.

Die Zweite
(das Seil vom Stein loswindend).
Knechte die Nibelungen,
Knecht auch Alberich,
da ihm der Ring geraubt.

Die Dritte
(das Ende des Seiles nach dem äußersten Hintergrunde zuwerfend).
Frei die Schwarzalben,
frei auch Alberich:
Rheingold ruh' in der Tiefe!

(Sie wirft das Seil der Zweiten, diese es wieder der Ersten zu, welche es von Neuem wieder an die Tanne knüpft.)

Die Erste.
In Osten wob ich.

Die Zweite
(die das Seil wieder um den Stein gewunden).
In Westen wand ich.

Die Dritte
(das Ende wieder emporhaltend).
Nach Norden werf' ich. —
Was wandest du im Westen?

Die Zweite.
Was wobest du im Osten?

Die Erste
(das Seil wieder lösend).
Der Götter Burg bauten Riesen,
begehrten drohend zum Dank den Ring:
Ihn entrissen die Götter dem Nibelung.

Die Zweite
(das Seil wieder loswindend).

Sorgen seh' ich die Götter,
es grollt in Banden die Tiefe:
Freie nur geben Frieden.

Die Dritte
(das Ende wieder werfend).

Freudig trotzet ein Froher,
frei für die Götter zu streiten:
durch Sieg bringt Friede ein Held.

(Sie verfahren mit dem Seil genau wieder wie zuvor.)

Die Erste.

In Osten wob ich.

Die Zweite.

In Westen wand ich.

Die Dritte.

Nach Norden werf' ich. —
Was wandest du im Westen?

Die Zweite.

Was wobest du im Osten?

Die Erste.

Einen Wurm zeugten die Riesen,
des Ringes würgenden Hüter.
Siegfried hat ihn erschlagen.

Die Zweite.

Brünnhild gewann der Held,
brach der Walküre Schlaf:
liebend lehrt sie ihm Runen.

Die Dritte.

Der Runen nicht achtend, untreu auf Erden,
treu doch auf ewig, trügt er die Edle:
doch seine That taugt sie zu deuten,
frei zu vollenden, was froh er begann.

(Sie werfen sich das Seil wieder zu.)

Windest du noch im Westen?

Die Zweite.

Webest du noch im Osten?

(Morgendämmerung bricht an.)

Die Erste.

Meinem Brunnen nahet sich Wotan.

Die Zweite.

Sein Auge neigt sich zum Quell.

Die Dritte.

Weise Antwort laßt ihm werden!

Die drei Nornen zusammen

(während sie das Seil vollständig aufwinden).

Schließet das Seil, wahret es wohl!
Was wir spannen, bindet die Welt.

(Sie umfassen sich und entschweben dem Felsen. — Der Tag bricht an. — Siegfried und Brünnhilde treten aus dem Steingemach. Siegfried ist in vollen Waffen; Brünnhilde führt ein Roß am Zaume.)

Brünnhilde.

Zu neuen Thaten, theurer Helde,
wie liebt' ich dich — ließ' ich dich nicht?
Ein einzig Sorgen macht mich säumen,
daß dir zu wenig mein Werth gewann.
Was Götter mich wiesen, gab ich dir,
heiliger Runen reichen Hort;
doch meiner Stärke magdlichen Stamm
nahm mir der Held, dem ich nun mich neige:
des Wissens bar, doch des Wunsches voll,
an Liebe reich, doch ledig der Kraft —
mög'st du die Arme nicht verachten,
die dir nur gönnen, nicht geben mehr kann.

Siegfried.

Mehr gabst du Wunderfrau,
als ich zu wahren weiß:
nicht zürne, wenn dein Lehren
mich unbelehret ließ!
Ein Wissen doch wahr' ich wohl:
daß mir Brünnhilde lebt;
eine Lehre lernt' ich leicht:
Brünnhilde's zu gedenken.

Brünnhilde.

Willst du mir Minne schenken,
gedenke deiner nur,
gedenke deiner Thaten!
Gedenke des wilden Feuers,
das furchtlos du durchschrittest,
da den Felsen es rings umbrann.

Siegfried.

Brünnhilde zu gewinnen!

Brünnhilde.

Gedenk' der beschildeten Frau,
die in tiefem Schlafe du fandest,
der den festen Helm du erbrachst.

Siegfried.

Brünnhilde zu erwecken!

Brünnhilde.

Gedenk' der Eide — die uns einen,
gedenk' der Treue — die wir tragen,
gedenk' der Liebe — der wir leben:
Brünnhilde's dann vergißt du nicht.

Siegfried.

Den Ring ich dir nun reiche
zum Tausche deiner Runen:
was der Thaten je ich schuf,
deß' Tugend schließet er ein.
Ich erschlug einen wilden Wurm,
der grimmig lang ihn bewacht:
nun wahre du seine Kraft
als Weihegruß meiner Treu'.

Brünnhilde.

Ihn geiz' ich als einziges Gut, —
drum nimm nun auch Grane, mein Roß!
Ging sein Lauf mit mir einst kühn durch die Lüfte, —
mit mir verlor er die hehre Art;
über Wolken hin auf blitzenden Wettern
die alten Wege nicht führt er mehr.

Dir, Helde, soll er nun gehorchen:
nie ritt ein Recke edleres Roß!
Du hüt' ihn wohl, er hört dein Wort:
o bring' ihm oft Brünnhilde's Gruß!

Siegfried.

Durch deine Tugend allein
soll so ich Thaten noch wirken!
Meine Kämpfe kiesest du,
meine Siege kehren zu dir!
Auf deines Rosses Rücken,
in deines Schildes Schirm —
nicht Siegfried bin ich mehr,
bin nur Brünnhilde's Arm!

Brünnhilde.

O, wär' Brünnhild deine Seele!

Siegfried.

Durch sie entbrennt mir der Muth.

Brünnhilde.

So wärst du Siegfried und Brünnhild?

Siegfried.

Wohin ich geh' ziehen Beide.

Brünnhilde.

So verödet mein Felsensaal?

Siegfried.

Vereint faßt er uns Zwei.

Brünnhilde.

O heil'ge Götter! Hehre Geschlechter!
Weidet eur' Aug' an dem weihvollen Paar!
Getrennt — wer mag es scheiden!
Geschieden — trennt es sich nicht!
Heil dir, Siegfried! Glanz der Welt!
Heil! Heil! Wonne der Götter!

Siegfried.

Heil dir, Brünnhild! Strahlender Stern!
Heil! Heil! Sonne der Helden!

Beide.

Heil! Heil!

(Siegfried leitet das Roß den Felsen hinab, Brünnhilde blickt ihm entzückt lange nach. Aus der Tiefe hört man dann Siegfried's Horn munter ertönen. — Der Vorhang fällt.)

(Das Orchester nimmt die Weise des Hornes auf und führt sie in einem kräftigen Satze durch. — Darauf beginnt sogleich der erste Akt.)

Erster Akt.

(Die Halle der Gibichungen am Rhein: sie ist nach dem Hintergrunde zu ganz offen; diesen nimmt ein freier Uferraum bis zum Flusse hin ein: felsige Anhöhen umgränzen den Raum.)

Erste Scene.

(Gunther und Gudrune auf dem Hochsitze; davor ein Tisch mit Trinkgeräth, an welchem Hagen sitzt.)

Gunther.

Nun sag', Hagen, unfroher Helde!
Sitze ich stark am Rhein
zu der Gibichungen Ruhm?

Hagen.

Dich ächten Gibichung acht' ich zu neiden:
Frau Grimhild lehrt' es mich schon,
die beide uns gebar.

Gunther.

Dich neide ich — nicht neide mich du!
Erbte ich Erstlingsmacht,
Weisheit ward dir allein.
Halbbrüder Zwist nie zähmte sich besser:
Deinem Rath nur zoll' ich Lob,
frag' ich dich nach meinem Ruhm.

Hagen.

So schelt' ich den Rath, da schlecht noch dein Ruhm,
denn hohe Güter weiß ich,
die der Gibichung nicht gewann.

Gunther.

Verschwiegst du sie, so schelte auch ich.

Hagen.

In sommerlicher Stärke
seh' ich den Gibichsstamm,
dich, Gunther, unbeweibt,
dich, Gudrun, ohne Mann.

Gunther.

Wen räthst du nun zu frei'n,
daß unserm Ruhm es fromme?

Hagen.

Ein Weib weiß ich — das hehrste der Welt:
auf Felsen hoch ihr Sitz,
ein Feuer umbrennt den Saal;
nur wer durch das Feuer bricht,
darf Brünnhilde's Freier sein.

Gunther.

Vermag das mein Muth zu besteh'n?

Hagen.

Einem Stärkern noch ist's nur bestimmt.

Gunther.

Wer ist der streitlichste Mann?

Hagen.

Siegfried, der Wälsungen Sproß:
der ist der stärkste Held.
Von Wotan stammte Wälse,
von dem ein Zwillingspaar —
Siegmund und Siegelind:
den ächtesten Wälsung sie zeugten,
seines Vaters leibliche Schwester
gebar ihn im wilden Forst:

der dort so herrlich erwuchs,
den wünsch' ich Gudrunen zum Mann.

Gudrune.

Welche That schuf er so hehr,
daß als herrlichster Held er gepriesen?

Hagen.

Auf Neidhaide den Niblungenhort
bewachte ein Riesenwurm;
Siegfried schloß ihm den freislichen Schlund,
erschlug ihn mit siegendem Schwert.
Solch' ungeheurer That
ertagte des Helden Ruhm.

Gunther.

Von der Niblungen Hort vernahm ich;
er hütet den reichsten Schatz?

Hagen.

Wer wohl ihn zu nützen weiß,
dem neigte sich wahrlich die Welt.

Gunther.

Und Siegfried hat ihn erkämpft?

Hagen.

Knecht sind die Niblungen ihm.

Gunther.

Und Brünnhild gewänne nur Er?

Hagen.

Sie möchte kein Andrer besteh'n.

Gunther
(sich unwillig erhebend).

Nun zeigst du böse Art!
Was ich nicht zwingen soll,
das lässest du mich verlangen.

Hagen.

Gewänne sie Siegfried für dich,
wär' dann Brünnhild weniger dein?

Gunther
(bewegt in der Halle hin und her schreitend).

Was zwänge den frohen Mann
für mich die Maid zu frei'n?

Hagen.

Ihn zwänge bald deine Bitte,
bänd' ihn Gudrune zuvor.

Gudrune.

Du Spötter, böser Hagen!
Wie sollt' ich Siegfried binden?
Ist er der herrlichste Held,
der Erde holdeste Frauen
friedeten längst ihn schon!

Hagen.

Gedenk' des Trankes im Schrein,
vertrau' mir, der ihn gewann:
den Helden, den du verlangst,
bindet er liebend an dich.
Träte nun Siegfried ein, —
genöss' er des würzigen Trankes, —
daß vor dir ein Weib er ersah,
daß je einem Weib er genaht, —
vergessen müßt' er das ganz. —
Nun redet: wie dünkt euch Hagen's Rath?

Gunther
(der wieder an den Tisch getreten und, auf ihn gelehnt, aufmerksam zugehört hat).

Gepriesen sei Grimhilde,
die uns den Bruder gab!

Gudrune.

Möcht' ich Siegfried je erseh'n!

Gunther.

Wie suchten wir ihn auf?

Hagen.

Jagt er auf Thaten wonnig umher,
zum engen Tann wird ihm die Welt:

wohl stürmt er in Jagens Lust
auch zu Gibich's Strand an den Rhein.

Gunther.

Willkommen hieß' ich ihn gern.
(Siegfried's Horn läßt sich von ferne vernehmen. — Sie lauschen.)
Vom Rhein her tönt das Horn.

Hagen
(ist dem Ufer zu gegangen, späht nach dem Flusse und ruft zurück).

In einem Nachen Held und Roß!
Der bläst so munter das Horn. —
Ein selt'ner Schlag wie von müß'ger Hand
treibt jach den Nachen gegen den Strom:
so mühloser Kraft in des Ruders Wucht
rühmt sich nur der, der den Wurm erschlug.
Siegfried ist's, — sicher kein Andrer!

Gunther.

Jagt er vorbei?

Hagen
(durch die hohlen Hände nach dem Flusse zurufend).

Hoiho! Wohin, du heit'rer Helde?

Siegfried's Stimme
(aus der Ferne vom Flusse her schallend).

Zu Gibich's starkem Sohne.

Hagen.

In seine Halle entbiet' ich dich.
Hierher! Hier lege an! —
Heil Siegfried, theurer Held!

Zweite Scene.

Siegfried (legt an).

(Gunther ist zu Hagen an das Ufer getreten. — Gudrune erblickt Siegfried vom Hochsitze aus, heftet eine Zeit lang in freudiger Überraschung die Blicke auf ihn, und, als die Männer dann näher zur Halle schreiten, entfernt sie sich, in sichtbarer Verwirrung, links durch eine Thür in ihr Gemach.)

Siegfried
(hat sein Roß an das Land geführt und lehnt jetzt ruhig an ihm).

Wer ist Gibich's Sohn?

Gunther.

Gunther, ich — den du suchst.

Siegfried.

Dich hört' ich rühmen weit am Rhein:
nun ficht mit mir — oder sei mein Freund!

Gunther.

Laß den Kampf, sei willkommen!

Siegfried.

Wo berg' ich das Roß?

Hagen.

Ich biet' ihm Rast.

Siegfried.

Du riefst mich Siegfried, — sah'st du mich schon?

Hagen.

Ich kannte dich nur an deiner Kraft.

Siegfried.

Wohl hüte mir Grane! Du hieltest nie
von edlerer Zucht am Zaume ein Roß.

(Hagen führt das Roß rechts hinter die Halle ab und kehrt bald darauf wieder zurück.)
(Gunther schreitet mit Siegfried in die Halle vor.)

Gunther.

Begrüße froh, o Held,
die Halle meines Vaters:
wohin du schreitest,
was du siehst, —
das achte nun dein Eigen.
Dein ist mein Erbe,
Land und Leute, —
hilf, Wotan, meinem Eide! —
mich selbst geb' ich zum Mann.

Siegfried.

Nicht Land noch Leute biet' ich,
noch Vaters Haus und Hof:
sein einzig Erbe,
Rächer's Recht —

das zehrt' ich allein schon auf.
Nur Waffen hab' ich
— selbst gewonnen —
hilf, Wotan, meinem Eide! —
die biet' ich mit mir zum Bund.

Hagen
(hinter ihnen stehend).

Doch des Niblungenhortes
nennt die Märe dich Herrn?

Siegfried.

Des Schatzes vergaß ich fast, —
so schätz' ich sein müß'ges Gut!
In einer Höhle ließ ich's liegen,
wo ein Wurm einst es bewacht.

Hagen.

Und nichts entnahmst du ihm?

Siegfried
(auf ein metallenes Gewirk deutend, das er am Gürtel trägt).

Dieß Gewirk, unkund seiner Kraft.

Hagen.

Die Tarnkappe kenn' ich,
der Niblungen kunstreiches Werk;
sie taugt, bedeckt sie dein Haupt,
dir zu tauschen jede Gestalt;
verlangst du an fernsten Ort,
sie entführt flugs dich dahin. —
Sonst nichts entnahmst du dem Hort?

Siegfried.

Einen Ring.

Hagen.

Den hütest du wohl?

Siegfried.

Ihn hütet ein hehres Weib.

Hagen
(für sich).

Brünnhild!

Gunther.

Nicht, Siegfried, sollst du mir tauschen!
Tand gäb' ich für dein Geschmeid',
nähmst all' mein Gut du dafür:
ohn' Entgelt dien' ich dir gern.

(Hagen ist zu Gudrune's Thür gegangen und öffnet sie jetzt. Gudrune tritt heraus; sie trägt ein gefülltes Trinkhorn und naht damit Siegfried.)

Gudrune.

Willkommen, Gast, in Gibich's Halle!
Seine Tochter reicht dir den Trank.

Siegfried
(neigt sich ihr freundlich und ergreift das Horn; er hält es gedankenvoll vor sich hin und sagt leise).

Vergäß' ich alles was du gabst,
von einer Lehre lass' ich nie:
den ersten Trunk zu treuer Minne,
Brünnhilde, trink' ich dir!

(Er trinkt und reicht das Horn Gudrunen zurück, welche, in großer Verschämtheit, verwirrt ihr Auge vor ihm niederschlägt.)

Siegfried
(den Blick in Theilnahme auf sie heftend).

Was senkst du so den Blick?

Gudrune
(schlägt erröthend das Auge zu ihm auf).

Siegfried.

Gunther, wie heißt deine Schwester?

Gunther.

Gudrune.

Siegfried.

Wohl gute Runen
läßt mich ihr Auge lesen.
(Er faßt sie sanft bei ihrer Hand.)
Deinem Bruder bot ich mich zum Manne, —
der Stolze schlug mich aus:
Trügst du, wie er, mir Übermuth,
böt' ich mich dir zum Bund?

Gudrune
(neigt demüthig das Haupt, und mit einer Gebärde, als sei sie nicht seiner werth, verläßt sie wankenden Schrittes wieder die Halle).

Siegfried
(blickt ihr wie festgezaubert nach, von Hagen und Gunther aufmerksam beobachtet; — dann, ohne sich zu wenden, fragt er).

Hast du, Gunther, ein Weib?

Gunther.

Nicht freit' ich noch, und einer Frau
soll ich mich schwerlich freuen:
auf Eine setzt' ich den Sinn,
die kaum ich erringen soll.

Siegfried
(lebhaft sich zu ihm wendend).

Was sollte versagt dir sein,
steht meine Stärke dir bei?

Gunther.

Auf Felsen hoch ihr Sitz,
ein Feuer umbrennt den Saal:
nur, wer durch das Feuer bricht,
darf Brünnhilde's Freier sein.

Siegfried.

Nicht fürchte ihr Feuer,
ich freie sie für dich.
Denn dein Mann bin ich,
und mein Muth ist dein,
erwerb' ich Gudrun zum Weib.

Gunther.

Gudrune gönn' ich dir gern.

Siegfried.

Brünnhilde bringe ich dir.

Gunther.

Wie willst du sie täuschen?

Siegfried.

Durch des Tarnhelms Trug
tausch' ich mir deine Gestalt.

Gunther.

So stelle Eide zum Schwur.

Siegfried.

Blutbrüderschaft schließe der Eid!

(Hagen füllt ein Trinkhorn mit frischem Wein. Siegfried und Gunther ritzen sich mit ihren Schwertern die Arme und halten diese eine kurze Weile über das Trinkhorn.)

Siegfried und Gunther.

Wotan, weihe den Trank,
Treue zu trinken dem Freund!
Waltender, wahre den Eid
heilig einiger Brüder! —
Dem Blut entblühe der Bund,
dem gebrochen — Rächer du seist! —
Bricht ihn ein Bruder,
trügend den Treuen,
treffe dein Zorn
zehrend den Zagen,
fliege dein Fluch
dem Fliehenden nach,
schleud're dem Schlund
Hellja's ihn hin!
Wotan, weihe den Trank!
Waltender, wahre den Eid!

(Sie trinken nach einander, jeder zur Hälfte; dann zerschlägt Hagen, welcher während des Schwures bei Seite gelehnt, das Horn; Siegfried und Gunther reichen sich die Hände.)

Siegfried
(zu Hagen).

Was nahmst du am Eid nicht Theil?

Hagen.

Mein Blut verdürb' euch den Trank;
nicht fließt mir's ächt und edel wie euch,
störrisch und kalt stockt's in mir,
nicht will's die Wangen mir röthen:
drum bleib' ich fern vom feurigen Bund.

Gunther.

Laß den unfrohen Mann!

Siegfried.

Frisch auf die Fahrt! Dort liegt mein Schiff,
schnell bringt es zu Brünnhild's Felsen;

eine Nacht am Ufer harrst du mein,
die Frau dann führ' ich dir zu.

Gunther.

Rastest du nicht zuvor?

Siegfried.

Um die Rückkehr ist's mir jach.

(Er geht zum Ufer.)

Gunther.

Nun, Hagen, bewache die Halle!

(Er folgt Siegfried.)
(Gudrune erscheint an der Thüre ihres Gemaches.)

Gudrune.

Wohin eilen die Schnellen?

Hagen.

Zu Schiff, Brünnhild zu freien.

Gudrune.

Siegfried?

Hagen.

Sieh', wie's ihn treibt
zum Weib dich zu erwerben.

(Er setzt sich mit Speer und Schild vor der Halle nieder. Siegfried und Gunther fahren ab.)

Gudrune.

Siegfried — mein!

(Sie geht lebhaft erregt in ihr Gemach zurück.)
(Ein Teppich schlägt vor der Scene zusammen und verschließt die Bühne. — Nachdem der Schauplatz verwandelt ist, wird der Teppich gänzlich aufgezogen.)

Dritte Scene.

(Die Felsenhöhle wie im Vorspiele. — Brünnhilde sitzt am Eingange des Steingemaches, in tiefes Sinnen versunken. Von rechts her vernimmt man, anfangs wie aus weiter Ferne, dann allmählich immer näher kommend, Gesang der Walküren. Nach dem ersten Rufe der Walküren fährt Brünnhilde auf und lauscht aufmerksam.)

Die Walküren.

Brünnhild! Brünnhild! Verlor'ne Schwester! —
Verloschen das Feuer um den Felsensaal!
Wer hat es bewältigt! Wer hat dich erweckt?

Brünnhilde.

Euch grüß' ich, ferne Schwestern!
Forscht ihr nach der Verlor'nen?
Wohl ist erloschen das Feuer,
seit er es bewältigt, der mich erweckt:
Siegfried, der herrliche Held.

Die Walküren.

Brünnhild! Brünnhild! Nun bist du sein Weib!
Das Roß nicht wirst du mehr reiten,
nicht mehr dich schwingen zur Schlacht.

Brünnhilde.

So zürnte es Wotan der Unverzagten,
die Siegfried's Vater schützte im Kampf
gegen des Gottes Geheiß:
denn friedlos war er auf Frikka's Wort,
weil Ehe er brach, um den ächtesten Sohn
mit der eig'nen Schwester zu zeugen.

Die Walküren.

Brünnhild! Brünnhild! Verlor'ne Schwester!
Wer lehrte dich trotzen dem Lenker der Schlacht?

Brünnhilde.

Die leuchtenden Wälsungen lehrt' er mich immer
zu schützen in drängender Schlacht;
nicht wollt' ich für Siegmund weichen:
beschildet von mir schon zückt' er das Schwert
auf Hunding, der Schwester Gemahl;
doch an Wotan's Speer zersprang die Waffe,
die der Gott einst selbst ihm gegeben: —
hin sank er im Streit, — bestraft ward ich.

Die Walküren.

Brünnhild! Brünnhild!
Nun ward'st du geschieden aus der Wunschmädchen Schaar,
auf den Felsen gebannt, in Schlaf versenkt,
bestimmt dem Manne zum Weib,
der am Weg dich fänd' und erweckt'!

Brünnhilde.

Daß der Muthigste nur mich gewänne,
gewährte mir Wotan den Wunsch,
daß wildes Feuer den Felsen umbrenne:
nur Siegfried, wußt' ich, würd' es durchschreiten.

Die Walküren
(immer näher kommend, während die Bühne sich immer mehr verfinstert).

Brünnhild! Brünnhild! Verlor'ne Schwester!
Gab'st du nun hin deine hehre Kraft?

Brünnhilde.

Ich weihte sie Siegfried, der mich gewann.

Die Walküren.

Gab'st du nun hin dein heiliges Wissen,
die Runen, die Wotan dich lehrte?

Brünnhilde.

Ich lehrte sie Siegfried, den ich liebe.

Die Walküren.

Dein Roß, das treu über Wolken dich trug?

Brünnhilde.

Das zäumt nun Siegfried, da in Streit er zog.

Die Walküren
(immer näher).

Brünnhild! Brünnhild! Verlor'ne Schwester!
Jeder Zage kann dich nun zwingen,
dem Feigsten bist du zur Beute! —
O brennte das Feuer neu um den Felsen,
vor Schande die schwache Genossin zu schützen!
Wotan! Waltender! Wende die Schmach!

(Finstere Gewitterwolken ziehen immer dichter am Himmel auf und senken sich auf den Saum der Felsenhöhe.)

Brünnhilde.

So weilet, ihr Schwestern! Weilet, ihr Lieben!
Wie stürmt mir das Herz euch Starke zu seh'n!
O weilet! O laßt die Verlor'ne nicht!

Die Walküren
(in nächster Nähe, während von daher, wo sie kommen, ein blendender Glanz durch die schwarzen Wolken bricht).

Nach Süden wir ziehen, Siege zu zeugen,
kämpfenden Heeren zu kiesen das Loos,
für Helden zu fechten, Helden zu fällen,
nach Walhall zu führen erschlagene Sieger!

(Die Walküren, acht an der Zahl, ziehen in strahlender Waffenrüstung und auf weißen Roßen reitend, in dem Glanze über dem schwarzen Wolkensaum mit stürmischem Geräusch vorüber. — Am Saume der Felsenhöhe bricht ringsum ein dichtes Feuer aus.)

Brünnhilde
(in heiliger Ergriffenheit).

Wotan! Wotan!
Zorngnädiger Gott!
Den herrlichsten Helden zu lieben
lehrte dein Strafen mich:
der traulich in Walhall
das Trinkhorn oft du entnahmst,
sie willst du der Schmach nicht weih'n.
Des Feuers heiliger Bote
entbietet mir froh deine Huld:
der Kraft und des Wissens ledig,
deines Grußes leb' ich noch werth!
Es brennt das Feuer um Brünnhilde's Fels!
Dank Wotan! Waltender Gott!

(Siegfried's Hornruf läßt sich aus der Tiefe vernehmen: Brünnhilde lauscht, — ihre Züge verklären sich in höchster Freude.)

Siegfried! Siegfried ist nah'!
Seinen Gruß sendet er her! —
Verglimme, machtlose Gluth!
Ich steh' in stärk'rem Schutz!

(Sie eilt freudig dem Hintergrunde zu.)

Vierte Scene.

(Siegfried, den Tarnhelm auf dem Haupte, der ihm zur Hälfte das Gesicht deckt und nur die Augen frei läßt, erscheint in Gunther's Gestalt, indem er aus dem Feuer heraus auf einen emporragenden Felsstein springt. — Das Feuer brennt sogleich matter und erlischt bald ganz.)

Brünnhilde
(voll Entsetzen zurückweichend).

Verrath! Verrath! Wer drang zu mir?

(Sie flieht bis in den Vordergrund und heftet von da aus in sprachlosem Erstaunen ihren Blick auf Siegfried.)

Siegfried
(im Hintergrunde auf dem Steine verweilend, betrachtet sie lange auf seinen Schild gelehnt: dann redet er sie mit verstellter [tieferer] Stimme langsam und feierlich an).

Bist du Brünnhild, die muthige Maid,
die weithin die Helden schreckt
durch ihr trotziges Herz?
Zitternd weichst du mir fern,
fliehst dem Hündlein gleich,
das des Herrn Züchtigung fürchtet?
Der freisliche Zauber zehrenden Feuers
war dir wahrlich Gewinn,
denn er schützte das schwächste Weib!

Brünnhilde
(dumpf vor sich hin).

Das schwächste Weib!

Siegfried.

Brannte der Muth dir nur,
so lange das Feuer brannte?
Sieh', es verlischt, und der Waffen ledig
zwing' ich dich Weib durch dein zages Herz.

Brünnhilde
(zitternd).

Wer ist der Mann, der das vermochte,
was dem Stärksten nur bestimmt?

Siegfried
(immer noch auf dem Steine im Hintergrunde).

Der vielen Helden Einer,
die härt're Gefahr bestanden,
als hier ich finde bestimmt.
Büßen sollst du mir bald,
daß durch bange Märe die Männer du schreckest,
als brächt' es Verderben, um Brünnhild zu frei'n.
Doch aller Welt will ich nun zeigen,
wie zahm daheim in der Halle ein Weib
mir züchtig spinnt und webt.

Brünnhilde.

Wer bist du?

Siegfried.

Ein Beſſ'rer als der,
den du zum Gatten verdienſt.
Ein Gibichung bin ich,
und Gunther heißt der Held,
dem, Frau, du folgen ſollſt.

Brünnhilde
(in Verzweiflung ausbrechend).

Wotan, ergrimmter, grauſamer Gott!
Weh', nun erſeh' ich der Strafe Sinn:
Zu Hohn und Jammer jagſt du mich hin!
(Sich ermannend.)
Doch hört' ich ein Horn — Siegfried's Horn?

Siegfried.

Der heit're Held hütet das Schiff,
darin du morgen mir folgeſt:
wohl übt er munt're Weiſen.

Brünnhilde.

Siegfried? — Du lügſt!

Siegfried.

Er wies mir den Weg.

Brünnhilde.

Nein! — Nein!

Siegfried
(näher tretend).

Die Nacht bricht an:
in deinem Gemach
mußt du dich mir vermählen.

Brünnhilde
(den Finger, an dem ſie Siegfried's Ring trägt, drohend emporſtreckend).

Bleib' fern! Fürchte dieß Zeichen!
Zur Schande zwingſt du mich nicht,
ſo lang' der Ring mich ſchützt.

Siegfried.

Mannesrecht geb' er Gunther:
durch den Ring ſei ihm vermählt!

Brünnhilde.

Zurück, Räuber!
Frevelnder Dieb,
erfreche nicht dich zu nahen!
Stärker wie Stahl
macht mich der Ring,
nie — raubst du ihn mir.

Siegfried.

Von dir ihn zu lösen lehrst du mich nun.

(Er dringt auf sie ein: sie ringen. Brünnhilde windet sich los und flieht. Siegfried setzt ihr nach, — sie ringen von Neuem: er faßt sie und entzieht ihrem Finger den Ring. Sie schreit laut auf und sinkt wie zerbrochen auf den Stein vor dem Gemach zusammen.)

Siegfried.

Jetzt bist du mein!
Brünnhilde, Gunther's Braut,
gönne mir nun dein Gemach!

Brünnhilde
(fast ohnmächtig).

Was könntest du wehren, elendes Weib?

(Siegfried treibt sie mit einer gebietenden Gebärde an: zitternd geht sie mit wankenden Schritten in das Gemach voran.)

Siegfried
(sein Schwert ziehend).

Nun, Balmung, bewahre du
dem Bruder meine Treu'!

(Er folgt ihr nach.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt.

(Uferraum vor der Halle der Gibichungen: rechts der offene Eingang zur Halle, links das Rheinufer, von dem aus sich eine felsige Anhöhe quer über die Bühne nach rechts zu erhebt. — Es ist Nacht.)

Erste Scene.

(Hagen, den Speer im Arm, den Schild zur Seite, sitzt schlafend an der Halle. Der Mond wirft plötzlich ein grelles Licht auf ihn und seine nächste Umgebung: man gewahrt Alberich, den Nibelung, vor Hagen, die Arme auf dessen Kniee gelehnt.)

*

Alberich.

Schläfst du, Hagen, mein Sohn? —
Du schläfst und hörst mich nicht,
den ruhlos Kummerreichen?

Hagen
(leise und ohne sich zu rühren, so daß er noch fort zu schlafen scheint).

Ich höre dich, schlimmer Albe;
was kommst du mir zu sagen?

Alberich.

Wissen sollst du,
welche Macht du hast —
bist du so stark und muthig
wie deine Mutter dich gebar.

Hagen
(immer wie zuvor).

Gab sie mir Muth und Stärke,
nicht doch mag ich ihr danken,
daß deiner List sie erlag:
früh alt, bleich und fahl,
hass' ich die Frohen,
freue mich nie.

Alberich.

Hagen, mein Sohn, nicht hasse mich,
denn Großes geb' ich in deine Hand.
Der Ring, nach dem ich zu ringen dich lehrte,
wisse nun, was er verschließt.
Dem Tod und der Nacht in Nibelheim's Tiefe
entkeimten die Nibelungen;
kunstreiche Schmiede, rastlos schaffend,
regen die Erde sie auf.
Das Rheingold entwandt' ich der Wassertiefe,
schuf aus ihm einen Ring:
durch seines Zaubers zwingende Kraft
zähmt' ich das fleißige Volk;
ihrem Herrn gehorchend, hieß ich sie schaffen;
den eig'nen Bruder hielt ich in Banden:
den Tarnhelm mußte Mime mir schmieden,
durch ihn bewahrt' ich wachsam mein Reich.

Den gewalt'gen Hort häufte ich so,
der sollte die Welt mir gewinnen.
Da regt' ich Sorge den Riesen auf,
die Plumpen plagte der Neid;
den jungen Göttern boten sie Gunst,
eine Burg ihnen bauten die Dummen,
von der sie nun herrschen in sich'rer Hut:
doch den Hort bedangen die Riesen zum Dank. —
Hörst du, Hagen, mein Sohn?

Hagen.

Die Götter? . . .

Alberich.

Mit listiger Fessel fingen sie mich,
zur Lösung ließ ich den Hort;
einzig wahren wollt' ich den Ring,
doch ihn auch raubten sie mir:
da verflucht' ich ihn, in fernster Zeit
zu zeugen den Tod dem, der ihn trüg'.
Selbst wollte Wotan ihn wahren,
doch es trotzten die Riesen: auf der Nornen Rath
wich Wotan
vor eig'nem Verderben gewarnt.
Machtlos müht' ich mich nun,
mich band der Ring, wie die Brüder er band;
unfrei sind wir nun alle.
Rastlos und rührend rüsten wir nichts:
sank auch der Riesen trotzige Sippe
längst vor der Götter leuchtendem Glanz,
ein träger Wurm, den als Wächter sie zeugten,
hielt doch gefesselt unsre Freiheit:
den Ring! den Ring! den Ring! —
Schläfst du, Hagen, mein Sohn?

Hagen.

Doch nun erschlug Siegfried den Wurm?

Alberich.

Mime der Falsche führte den Helden,
den Hort durch ihn zu gewinnen;

der weise Thor! Daß dem Wälsung er traute,
sein Leben ließ er drum.
Götterentspross'nen traut' ich nie,
sie erbten treulose Art:
dich Unverzagten zeugt' ich mir selbst,
du, Hagen, hältst mir Treu'!
Doch wie stark du bist,
nicht ließ ich den Wurm dich besteh'n:
nur Siegfried mochte das wagen, —
verderben sollst du nun Den.
Thor auch er!
Tand dünkt ihn der Ring,
dessen Macht er nicht eräth.
Mit List und Gewalt entreiß' ihm den Ring!
Mit List und Gewalt raubten die Götter ihn mir.

agen.

Den Ring sollst du haben.

Alberich.

Schwörst du es mir?

Hagen.

Niblungenfürst, frei sollst du sein!

(Ein immer finsterer Schatten bedeckt wieder Hagen und Alberich. Vom Rheine her dämmert der Tag.)

Alberich

(wie er allmählich immer mehr dem Blicke entschwindet, wird auch seine Stimme immer unvernehmbarer).

Sei treu, Hagen, mein Sohn!
Trauter Helde, sei treu!
Sei treu! — Treu!

(Alberich ist gänzlich verschwunden. Hagen, der unverrückt in seiner Stellung verblieben, regt sich nicht und blickt starren Auges nach dem Rheine hin. — Die Sonne geht auf und spiegelt sich in der Fluth.)

Zweite Scene.

(Siegfried tritt plötzlich dicht am Ufer hinter einem Busche hervor: er ist in seiner eigenen Gestalt, nur die Tarnkappe hat er noch auf dem Haupte; er zieht sie ab und hängt sie in den Gürtel.)

Siegfried.

Hoiho! Hagen, wachtmüder Mann!
Siehst du mich kommen!

Hagen
(langsam sich erhebend).

Hei! Siegfried, geschwinder Helde!
Wo brausest du her?

Siegfried.

Von Brünnhildenstein;
dort sog ich den Athem ein,
mit dem ich jetzt dich rief:
so rasch war meine Fahrt!
Langsamer folgt mir ein Paar,
zu Schiff gelangt das her.

Hagen.

So zwangst du Brünnhilde?

Siegfried.

Wacht Gudrune schon?

Hagen
(laut rufend).

Hoiho! Gudrun! Komm' heraus!
Siegfried ist da, der rasche Recke.

Siegfried
(zur Halle sich wendend).

Euch beiden meld' ich, wie ich Brünnhild band.
(Gudrune tritt ihnen unter der Halle entgegen.)

Siegfried.

Heiß' mich willkommen, Gibichskind!
Ein guter Bote bin ich dir.

Gudrune.

Freija grüße dich
zu aller Jungfrau'n Ehre!

Siegfried.

Freija, die Holde, heiß' ich dich:
Frikka laß uns nun rufen,
Wotan's heilige Gattin,
sie gönne uns gute Ehe!

Gudrune.

So folgt Brünnhild meinem Bruder?

Siegfried.

Leicht ward die Frau ihm gefreit.

Gudrune.

Sengte das Feuer ihn nicht?

Siegfried.

Ihn hätt' es nicht versehrt;
doch ich durchdrang es für ihn,
da dich ich wollt' erwerben.

Gudrune.

Und dich hatt' es verschont?

Siegfried.

Es schwand um mich und erlosch.

Gudrune.

Hielt Brünnhild dich für Gunther?

Siegfried.

Ihm glich ich auf ein Haar;
Der Tarnhelm wirkte das,
wie Hagen mich es wies.

Hagen.

Dir gab ich guten Rath.

Gudrune.

So zwangst du das kühne Weib?

Siegfried.

Sie wich — Gunther's Kraft.

Gudrune.

Und vermählte sie sich dir?

Siegfried.

Ihrem Mann gehorchte Brünnhild
eine volle bräutliche Nacht.

Gudrune.

Als ihr Mann doch galtest du?

Siegfried.

Bei Gudrun weilte Siegfried.

Gudrune.

Doch zur Seite war ihm Brünnhild?

Siegfried
(auf sein Schwert deutend).

Zwischen Ost und West — der Nord:
so nah' — war Brünnhild ihm fern.

Gudrune.

Wie empfing sie nun Gunther von dir?

Siegfried.

Im Frühnebel vom Felsen
folgte sie mir hinab;
dem Strande nah' — flugs die Stelle
tauschte Gunther mit mir;
durch des Geschmeides Tugend
wünscht' ich mich schnell hierher.
Ein starker Wind nun treibt
die Trauten den Rhein herauf:
drum rüstet nun den Empfang!

Gudrune.

Siegfried, allmächt'ger Mann!
Wie fürcht' ich mich vor dir!

Hagen
(von der Anhöhe im Hintergrunde den Rhein hinabspähend).

In der Ferne seh' ich ein Segel.

Siegfried.

So sagt dem Boten Dank!

Gudrune.

Laßt sie uns hold empfangen,
daß heiter und gern sie weile!
Du, Hagen, rufe die Mannen
zur Hochzeit an Gibich's Hof!
Ich rufe Frauen zum Fest,
der Freudigen folgen sie gern.
(Zu Siegfried, nach der Halle voran schreitend.)
Willst du nicht rasten, schlimmer Held?

Siegfried.

Dir zu helfen ruh' ich aus.

(Er folgt ihr. Beide gehen in die Halle ab.)

Dritte Scene.

Hagen

(auf der Anhöhe stehend, stößt, der Landseite zugewandt, mit aller Kraft in ein großes Stierhorn).

Hoiho! Hoiho! Hoiho!
Ihr Gibich's Mannen, machet euch auf!
Wehe! Wehe! Waffen durch's Land!
Waffen! Waffen! Gute Waffen!
Starke Waffen! Scharf zum Streit!
Noth! Noth ist da! Noth! Wehe! Wehe!
Hoiho! Hoiho! Hoiho!

(Er bläst abermals: vom Lande her antworten aus verschiedenen Richtungen Heerhörner. Von den Höhen und aus der Ebene stürzen in heftiger Eile gewaffnete Mannen herbei.)

Die Mannen

(erst einzelne, dann mehrere).

Was tos't das Horn? Was ruft es zu Heer?
Wir kommen zur Wehr, wir kommen mit Waffen!
Mit starken Waffen, mit scharfer Wehr!
Hoiho! Hoiho! Hagen! Hagen!
Welche Noth ist da? Welcher Feind ist nah'?
Wer giebt uns Streit? Ist Gunther in Noth?

Hagen

(von der Anhöhe herab).

Rüstet euch wohl und rastet nicht!
Gunther sollt ihr empfangen,
ein Weib hat der gefreit.

Die Mannen.

Drohet ihm Noth? Drängt ihn der Feind?

Hagen.

Ein freisliches Weib führet er heim.

Die Mannen.

Ihm folgen der Magen feindliche Mannen?

Hagen.

Einsam fährt er, mit ihr allein.

Die Mannen.

So bestand er die Noth, bestand den Kampf?

Hagen.

Der Wurmtödter wehrte der Noth,
Siegfried, der Held, der schuf ihm Heil.

Die Mannen.

Was soll das Heer nun noch helfen?

Hagen.

Starke Stiere sollt ihr schlachten,
am Weihstein fließe Wotan ihr Blut!

Die Mannen.

Was dann, Hagen? Was sollen wir dann?

Hagen.

Einen Eber fällen sollt ihr für Froh,
einen stämmigen Bock stechen für Donner;
Schafe aber schlachtet für Frikka,
daß gute Ehe sie gebe!

Die Mannen
(in immer mehr ausbrechender Heiterkeit).

Schlugen wir Thiere, was schaffen wir dann?

Hagen.

Das Trinkhorn nehmt von trauten Frauen,
mit Meth und Wein wonnig gefüllt.

Die Mannen.

Tranken wir aus, was treiben wir dann?

Hagen.

Trinken so lang, bis im Rausch ihr lallt,
Alles den Göttern zu Ehren,
daß gute Ehe sie geben!

Die Mannen
(in schallendes Lachen ausbrechend).

Groß Glück und Heil lacht nun dem Rhein,
da der grimme Hagen so lustig mag sein!
Der Hagedorn sticht nun nicht mehr,
zum Hochzeitrufer ward er bestellt.

Hagen
(der immer sehr ernst geblieben).

Nun laßt das Lachen,
muthige Mannen!
Empfangt Gunther's Braut,
Brünnhild naht dort mit ihm.
(Er ist herabgestiegen.)
Hold seid der Herrin, helfet ihr treu:
traf sie ein Leid — rasch seid zur Rache!

Vierte Scene.

(Gunther ist mit Brünnhilde im Nachen angekommen. Einige springen in das Wasser und ziehen den Kahn zum Strand; während Gunther Brünnhilde an das Land geleitet, schlagen die Mannen jauchzend an die Waffen. Hagen steht zur Seite im Hintergrunde.)

Die Mannen.

Heil! Heil! Heil! Heil!
Willkommen! Willkommen!
Heil dir, Gunther!
Heil deiner Braut!

Gunther
(Brünnhilde an der Hand führend).

Brünnhild, die herrlichste Frau,
bring' ich euch her zum Rhein;
ein edleres Weib ward nie gewonnen!
Der Gibichungen Geschlecht,
gaben die Götter ihm Gunst,
zu höchstem Ruhm rag' es nun auf!

Die Mannen
(an die Waffen schlagend).

Heil! Heil dir, Gunther!
Glücklicher Gibichung!

(Brünnhilde, bleich und mit zu Boden gesenktem Blicke, folgt Gunther, der sie an der Hand zur Halle geleitet, aus welcher jetzt Siegfried und Gudrune an der Spitze von Frauen heraustreten.)

Gunther
(mit Brünnhilde vor der Halle anhaltend).

Gegrüßt sei, theurer Helde!
Gegrüßt sei, holde Schwester!
Dich seh' ich froh zur Seite
ihm, der zur Frau dich erkor.

Zwei selige Paare seht hier prangen:
Brünnhilde und Gunther,
Gudrune und Siegfried!

Brünnhilde
(erschrickt, schlägt die Augen auf und erblickt Siegfried: sie läßt Gunther's Hand fahren, geht heftig bewegt einen Schritt auf Siegfried zu, weicht entsetzt zurück und heftet starr den Blick auf ihn. — Alle sind sehr betroffen).

Die Mannen und **Frauen**.
Was ist ihr?

Siegfried
(geht ruhig einige Schritte auf Brünnhilde zu).
Welche Sorge mach' ich dir, Brünnhild?

Brünnhilde (kaum ihrer mächtig).
Siegfried ... hier! ... Gudrune? ...

Siegfried.
Gunther's milde Schwester,
mir vermählt, wie Gunther du.

Brünnhilde.
Wie? ... Gunther? ... Du lügst! —
Mir schwindet das Licht ...
(Sie droht umzusinken; Siegfried, ihr zunächst stehend, stützt sie.)

Brünnhilde
(matt und leise in Siegfried's Arm).
Siegfried ... kennt mich nicht?

Siegfried.
Gunther, deinem Weib ist übel.
(Gunther tritt hinzu.)
Erwache, Frau! — Hier ist dein Gatte.
(Indem Siegfried mit dem Finger auf Gunther deutet, erblickt Brünnhilde an ihm den Ring.)

Brünnhilde (im heftigsten Schreck).
Ha! Der Ring — an seiner Hand —!
Er — Siegfried —!

Die Mannen und **Frauen**.
Was ist?

Hagen
(aus dem Hintergrunde unter die Mannen tretend).
Merket wohl, was die Frau euch klagt!

Brünnhilde
(sie ermannt sich, die furchtbarste Aufregung gewaltsam zurückhaltend).

Einen Ring sah ich an deiner Hand, —
nicht dir gehört er, ihn entriß mir —
(auf Gunther deutend) dieser Mann: —
Wie mochtest von ihm den Ring du empfah'n?

Siegfried
(betrachtet aufmerksam den Ring an seiner Hand).

Den Ring empfing ich — nicht von ihm.

Brünnhilde
(zu Gunther).

Nahmst du von mir den Ring,
durch den ich dir vermählt,
so melde ihm dein Recht,
ford're zurück das Pfand!

Gunther
(in großer Verwirrung).

Den Ring? — Ich gab ihm keinen. —
Doch — kennst du ihn auch gut?

Brünnhilde.

Wo bärgest du den Ring,
den du von mir erbeutet?

Gunther
(schweigt in höchster Betroffenheit).

Brünnhilde
(wüthend auffahrend).

Ha! — Dieser war's,
der mir den Ring entriß, —
Siegfried, der trugvolle Räuber!

Siegfried
(der über den Ring in sinnendes Schweigen entrückt war).

Von keinem Weib bekam ich ihn,
noch war's ein Weib,
dem ich ihn abgewann.
Genau erkenn' ich des Kampfes Lohn,
den auf Neidhaide einst ich bestand,
als den starken Wurm ich erschlug.

Hagen
(zwischen sie tretend).

Brünnhild, kühne Frau,
kennst du genau den Ring?
Ist's der, den Gunther du gabst,
so ist er sein, —
und Siegfried gewann ihn durch Trug,
den der Treulose büßen sollt'!

Brünnhilde
(im furchtbarsten Schmerze aufschreiend).

Betrug! Betrug!
O schändlichster Betrug!
Verrath! Verrath,
wie er noch nie gerächt!

Gudrune. Die Mannen und Frauen.

Verrath! Betrug! An wem?

Brünnhilde.

Heil'ge Götter! Himmlische Lenker!
Rauntet ihr dieß in eurem Rath?
Lehrt ihr mich Leiden, wie Keiner sie litt?
Schuft ihr mir Schmach, wie nie sie geschmerzt?
Rathet nun Rache, wie nie sie geras't!
Zündet mir Zorn, wie nie er gezähmt!
Zeiget Brünnhild, wie ihr Herz sie zerbreche —
den zu vernichten, der sie verrieth!

Gunther.

Brünnhild, Gemahlin! Mäß'ge dich!

Brünnhilde.

Weich' fern, Betrüger, selbst betrog'ner! —
Wisset denn Alle: nicht — ihm,
dem Mann dort bin ich vermählt.

Die Mannen und Frauen.

Siegfried? Gudrun's Gemahl?

Brünnhilde.

Er zwang mir Lust und Liebe ab.

Siegfried.

Achtest du so der eig'nen Ehre?
Die Zunge, die sie lästert,
muß ich der Lüge sie zeih'n?
Hört, ob ich Treue brach!
Blutbrüderschaft
hab' ich und Gunther geschworen:
Balmung, mein werthes Schwert,
wahrte der Treue Eid;
mich trennte seine Schärfe
von diesem traurigen Weib!

Brünnhilde.

Du listiger Held, sieh', wie du lügst,
wie auf dein Schwert du schlecht dich berufst!
Wohl kenn' ich die Schärfe, doch kenn' auch die Scheide,
darin so wonnig ruht' an der Wand
Balmung, der treue Freund,
als die Traute sein Herr sich gefreit.

Die Mannen
(in lebhafter Entrüstung zusammentretend).

Wie? Brach er die Treue?
Trübte er Gunther's Ehre?

Gunther.

Geschändet wär' ich, schmählich bewahrt,
gäbst du die Rede nicht ihr zurück!

Gudrune.

Treulos, Siegfried, solltest du sein?
Bezeuge, daß falsch jene dich zeiht!

Die Mannen.

Reinige dich, bist du im Recht.
Schweige die Klage, schwöre den Eid!

Siegfried.

Schweig' ich die Klage, schwör' ich den Eid, —
wer von euch wagt seine Waffe daran?

Hagen.

Meines Speeres Spitze wag' ich daran,
Wotan möge sie weih'n!

(Die Mannen schließen einen Ring um Siegfried; Hagen hält ihm die Spitze seines Speeres hin; Siegfried legt zwei Finger seiner rechten Hand darauf.)

Siegfried.

Wotan! Wotan! Wotan!
Hilf meinem heiligen Eide!
Hilf durch die wuchtende Waffe,
hilf durch des Speeres Spitze!
Wo mich Scharfes schneidet,
schneide sie mich,
wo der Tod mich trifft,
treffe sie mich:
klagte das Weib dort wahr,
brach ich dem Bruder die Treu'!

Brünnhilde
(tritt wüthend in den Ring, reißt Siegfried's Hand vom Speer, und faßt dafür mit der ihrigen die Spitze).

Höre mich, herrliche Göttin!
Hüterin heiliger Eide!
Hilf durch die wuchtende Waffe,
hilf durch des Speeres Spitze!
Weih' ihre Wucht,
daß ihn sie werfe,
segne die Schärfe,
daß ihn sie schneide:
denn brach seine Eide er all',
schwur Meineid jetzt dieser Mann!

Die Mannen
(in höchstem Aufruhr).

Hilf Donner! Tose dein Wetter,
zu schweigen die wüthende Schmach!

Siegfried.

Gunther! Wehr' deinem Weibe,
das schamlos Schande dir lügt! —
Gönnt ihr Weil' und Ruh',
der wilden Felsenfrau,

daß die freche Wuth sich lege,
die eines Unhold's List
durch bösen Zauber's Trug
wider uns aufgeregt. —
Ihr Mannen, kehret euch ab,
laßt das Weibergekeif'!
Auf, kommt für den Weihstein
weidliche Stiere zu schmücken:
folget in's Weihgeheg',
für Froh den Eber zu fangen. —
(Zu den Frauen.)
Auch ihr helfet zur Hochzeit,
folget Gudrunen, ihr Frauen!
(Er geht mit Gudrune in die Halle, die Mannen und Frauen folgen ihnen.)

Fünfte Scene.

(Brünnhilde, Gunther und Hagen bleiben zurück. — Gunther hat sich in tiefer Scham und furchtbarer Verstimmung, mit verhülltem Gesichte abseits niedergesetzt.)

Brünnhilde
(im Vordergrunde stehend und vor sich hin starrend).

Welches Unhold's List liegt hier verborgen?
Welches Zauber's Rath regte dieß auf?
Wo ist nun mein Wissen gegen dieß Wirrsal,
wo sind meine Runen gegen dieß Räthsel?
Ach, Jammer, Jammer! Weh'! Ach! Weh'!
All' mein Wissen wies ich ihm zu!
In seiner Macht hält er die Magd,
in seinen Banden faßt er die Beute,
die, jammernd ob ihrer Schmach,
jauchzend der Reiche verschenkt! —
Wer bietet mir nun das Schwert,
mit dem ich die Bande zerschnitt'?

Hagen
(dicht an sie herantretend).

Vertraut mir, betrog'ne Frau!
Wer dich verrieth, das räche ich.

Brünnhilde.

An wem?

Hagen.

An Siegfried, der dich betrog.

Brünnhilde.

An Siegfried? — Du?
(Sie lacht bitter.)
Ein einz'ger Blick seines glänzenden Auges,
das selbst durch die Lügengestalt
leuchtend strahlte zu mir, —
deinen besten Muth schlüg' er zu Boden!

Hagen.

Wohl kenn' ich Siegfried's siegende Kraft,
wie schwer im Kampf er zu fällen:
drum raune mir nun klugen Rath,
wie mir der Recke wohl wich'?

Brünnhilde.

O, Undank! Schändlicher Lohn!
Nicht eine Kunst war mir bekannt,
die zum Heil nicht half seinem kühnen Leib!
Unwissend zähmt' ihn mein Zauberspiel,
das ihn vor Wunden nun gewahrt.

Hagen.

So kann keine Waffe ihm schaden?

Brünnhilde.

Im Kampfe nicht! — doch: —
Träfest du im Rücken ihn,
niemals, das wußt' ich, wich' er dem Feind,
nie reicht' er ihm fliehend den Rücken,
an ihm drum spart' ich den Segen.

Hagen.

Und dort trifft ihn mein Speer.
(Sich rasch zu Gunther wendend.)
Auf, Gunther! Edler Gibichung!
Hier steht dein starkes Weib, —
was hängst du dort in Harm?

Gunther (auffahrend).

O Schmach! O Schande! Wehe mir,
dem jammervollsten Manne!

*

Hagen.

In Schande liegst du, läugn' ich das?

Brünnhilde.

O feiger Mann! Falscher Genoß!
Hinter dem Helden hehltest du dich,
Preise des Ruhms dir zu erringen.
Tief wohl sank das theure Geschlecht,
das solche Zagen erzeugt!

Gunther (außer sich).

Betrüger ich — und betrogen!
Verräther ich — und verrathen!
Zermalmt mir das Mark,
zerbrecht mir die Brust!
Hilf, Hagen! Hilf meiner Ehr'!
Hilf deiner Mutter,
die mich auch gebar!

Hagen.

Dir hilft kein Hirn, dir hilft keine Hand:
dir hilft nur Siegfried's Tod!

Gunther.

Siegfried's — Tod!

Hagen.

Nur der sühnt deine Schmach.

Gunther
(von Grausen gepackt vor sich hin starrend).

Blutbrüderschaft schwuren wir uns!

Hagen.

Des Bundes Bruch sühne nun Blut!

Gunther.

Brach er den Bund?

Hagen.

Da er dich verrieth.

Gunther.

Verrieth er mich?

Brünnhilde.

Dich verrieth er, —
und mich verriethet ihr alle!
Wär' ich gerecht, alles Blut der Welt
büßte mir nicht eure Schuld!
Doch des Einen Tod taugt mir für Alle,
Siegfried — falle
zur Sühne für sich und euch!

Hagen
(nahe zu Gunther gewendet).

Er falle dir zum Heile!
Ungeheure Macht wird dir,
gewinnst du von ihm den Ring,
den der Tod ihm nur entreißt.

Gunther.

Brünnhilde's Ring!

Hagen.

Den Ring der Nibelungen.

Gunther.

— So wär' es Siegfried's Ende!

Hagen.

Uns Allen frommt sein Tod.

Gunther.

Doch Gudrun, ach, der ich ihn gönnte!
Straften den Gatten wir so,
wie bestünden wir vor ihr?

Brünnhilde
(wild auffahrend).

Was rieth mir mein Wissen? Was wiesen mich Runen?
Im hilflosen Elend seh' ich hell:
Gudrune heißt der Zauber,
der mir den Gatten entzückt.
Angst treffe sie!

Hagen
(zu Gunther).

Muß sein Tod sie betrüben,
verhehlt sei ihr die That.

Auf munt'res Jagen laß morgen uns zieh'n:
der Edle braust uns voran, —
ein Eber bracht' ihn um.

Gunther und Brünnhilde.

So soll es sein! Siegfried falle!
Sühn' er die Schmach, die er mir schuf!
Eidtreue hat er getrogen,
mit seinem Blut büß' er die Schuld!

Hagen.

So soll es sein! Siegfried falle!
Sterb' er dahin, der strahlende Held!
Mein ist der Hort, mir muß er gehören, —
entrissen d'rum sei ihm der Ring!

Sechste Scene.

(Siegfried und Gudrune erscheinen an der Halle. Siegfried trägt einen Eichenkranz, Gudrune einen Kranz von bunten Blumen auf dem Haupte.)

Siegfried.

Was säumst du, Gunther, hier,
lässest der Hochzeit Sorge
mir, dem Gaste, allein?
Hausrecht übt' ich für dich:
von deinen Weiden zum Weihhof hin
starke Thiere trieb ich heim;
von Frauen nahm ich frische Kränze,
lustiger Bänder bunte Zier:
daß du den Segen sprächest,
suchen wir dich nun auf.

Gunther
(mit besonnener, ruhiger Fassung).

Wem ziemte besser wohl
des Segens Spruch als dir?
doch willst du, zeig' ich gern,
daß deiner Zucht ich weiche.
So lang' du lebest, weiß ich wohl,
daß ich dein eigen bin.

Siegfried
(ist nah' zu Gunther herangetreten).

Zähmtest du die Wilde?

Gunther.

Sie schweigt.

Siegfried.

Mich zürnt's,
daß ich sie schlecht getäuscht;
der Tarnhelm, dünkt mich fast,
hat halb mich nur gehehlt.
Doch Frauengroll friedet sich bald;
daß ich dir sie gewonnen, dankt sie mir noch.

Gunther.

Glaube, nicht bleibt — ihr Dank dir aus.

Gudrune
(die sich schüchtern, aber freundlich Brünnhilde genähert hat).

Komm, schöne Schwester,
kehre in Güte bei uns ein!
Littest durch Siegfried je du ein Leid,
ich laß es ihn büßen,
sühnt er's in Liebe nicht hold.

Brünnhilde
(mit ruhiger Kälte).

Er sühnt es bald!
(Sie weist mit der Hand Gudrune an Siegfried.)
(Man hört den Weihgesang aus dem Hofe her.)

Die Männer.

Allvater! Waltender Gott!
Allweiser! Weihlicher Hort!
Wotan! Wotan! Wende dich her!

Die Frauen.

Allmilde! Mächtige Mutter!
Allgüt'ge! Freundliche Göttin!
Frikka! Frikka! Heilige Frau!

Die Männer und Frauen
(zusammen).

Weiset die herrliche, heilige Schaar,
hieher zu horchen dem Weihgesang!
(Während des Gesanges:)

Siegfried.
Folgt dem Gesang! Du schreite voran

Gunther
(vor Siegfried zurücktretend).
Dir, Siegfried, folge ich:
in deine Halle führst du Gunther,
denn dir dankt er sein Glück.

(Siegfried und Gudrune, Gunther und Brünnhilde gehen in die Halle. Hagen bleibt, ihnen nachblickend, allein zurück.)

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

(Wildes Wald- und Felsenthal am Rhein, welcher hinten an einem steilen Abhange vorbei fließt.)

Erste Scene.

(Drei Wasserjungfrauen tauchen aus dem Rheine auf und schwimmen während des folgenden Gesanges in einem Kreise umher.)

Die drei Wasserjungfrauen.
Frau Sonne sendet lichte Strahlen,
Nacht liegt in der Tiefe:
einst war sie hell,
da heil und hehr
des Vaters Gold in ihr glänzte.
Rheingold,
klares Gold,
wie hell strahltest du einst,
holder Stern der Tiefe!

Frau Sonne, sende uns den Helden,
der das Gold uns wiedergäbe!
Ließ' er es uns,
dein lichtes Aug'
neideten dann wir nimmer.
Rheingold,
klares Gold,

wie froh strahltest du dann,
freier Stern der Tiefe!

(Man hört Siegfried's Horn.)

Die erste Wasserfrau.

Ich höre sein Horn.

Die Zweite.

Der Helde naht.

Die Dritte.

Laßt uns berathen!

(Sie tauchen schnell unter.)
(Siegfried erscheint auf einer Anhöhe in vollen Waffen.)

Siegfried.

Ein Albe führt mich irr',
daß ich die Fährde verlor!
He! Schelm! In welchem Berg
bargst du so schnell das Wild?

(Die Wasserfrauen tauchen wieder auf.)

Die Wasserfrauen.

Siegfried!

Die Dritte.

Was schiltst du in den Grund?

Die Zweite.

Welchem Alben bist du gram?

Die Erste.

Hat dich ein Nicker geneckt?

Zu dreien.

Sag' es, Siegfried! Sag' es uns!

Siegfried
(sie lächelnd betrachtend).

Entzücktet ihr zu euch
den zottigen Gesellen,
der mir verschwand?
Ist's euer Friedel,
euch lustigen Frauen
lass' ich ihn gern.

(Die Frauen lachen laut.)

Die Erste.

Siegfried, was giebst du uns,
wenn wir das Wild dir gönnen?

Siegfried.

Noch bin ich beutelos,
drum bittet, was ihr begehrt.

Die zweite Frau.

Ein kleines Ringlein
glänzt dir am Finger. —

Die drei zusammen.

Den gieb uns!

Siegfried.

Einen Riesenwurm
erschlug ich um den Ring:
für des schlechten Bären Tatzen
böt' ich ihn nun zum Tausch?

Die erste Frau.

Bist du so karg?

Die Zweite.

So geizig beim Kauf?

Die Dritte.

Freigiebig solltest Frauen du sein!

Siegfried.

Verzehrt' ich an euch mein Gut,
das zürnte mir wohl mein Weib.

Die erste Frau.

Sie ist wohl schlimm?

Die Zweite.

Sie schlägt dich wohl?

Die Dritte.

Ihre Hand fühlt schon der Held!

(Sie lachen.)

Siegfried.

Nun lacht nur lustig zu,
in Harm lass' ich euch doch:
denn giert ihr nach dem Ring,
euch Neckern geb' ich ihn nie.

Die erste Frau.

So schön!

Die Zweite.

So stark!

Die Dritte.

So gehrenswerth!

Die Drei zusammen.

Wie Schade, daß er geizig ist!
(Sie lachen und tauchen unter.)

Siegfried
(tiefer in den Grund hinabsteigend).

Was leid' ich doch das karge Lob?
lass' ich so mich schmähen? —
Kämen sie wieder zum Wasserrand,
den Ring könnten sie haben. —
He he! Ihr muntern Wasserminnen!
Kommt rasch, ich schenk' euch den Ring.

(Die Wasserfrauen tauchen wieder auf. — Sie zeigen eine ernste, feierliche Gebärde.)

Die Wasserfrauen.

Behalt' ihn, Held, und wahr' ihn wohl,
bis dir das Unheil kund,
das in dem Ring du hegst!
Froh fühlst du dich dann,
befrei'n wir dich von dem Fluch.

Siegfried
(gelassen den Ring wieder ansteckend).

Nun singet, was ihr wißt!

Die drei Wasserfrauen
(einzeln und zusammen).

Siegfried! Siegfried!
Schlimmes wissen wir dir.

Zu deinem Verderben wahrst du den Ring!
Aus des Rheines Gold ist der Ring geglüht:
der ihn listig geschmiedet und schmählich verlor,
der verfluchte ihn, in fernster Zeit
zu zeugen den Tod dem, der ihn trüg'.
Wie den Wurm du fälltest, so fällst auch du,
und heute noch — so heißen wir dir's —
tauschest den Ring du uns nicht,
im tiefen Rhein ihn zu bergen:
nur seine Fluth sühnet den Fluch.

Siegfried.

Ihr listigen Frauen, lasset ab!
Traut' ich kaum eurem Schmeicheln,
euer Schrecken trügt mich nicht.

Die Wasserfrauen.

Siegfried! Siegfried! Wir weisen dich wahr!
Weich' aus! Weich' aus dem Fluche!
Ihn flochten webende Nornen
in des Urgesetzes Seil.

Siegfried.

Eurem Fluche fliehe ich nicht,
noch weich' ich der Nornen Gewebe!
Wozu mein Muth mich mahnt,
das ist mir Urgesetz, —
und was mein Sinn mir ersieht,
das ist mir so bestimmt.
Sagt denen, die euch gesandt:
dem Zagen schneidet kein Schwert,
dem Starken nur frommt seine Schärfe, —
ihm woll' es Keiner entwinden!

Die Frauen.

Weh'! Siegfried!
Wo Götter trauern, trotzest du?

Siegfried.

Dämmert der Tag auf jener Haide,
wo sorgend die Helden sie schaaren, —

entbrennt der Kampf, dem die Nornen selbst
das Ende nicht wissen zu künden:
nach meinem Muth
entscheid' ich den Sieg!
Nun sollt' ich selbst mich entmannen,
mit dem Ring verthun meinen Muth?
Faßte er nicht meines Fingers Werth,
den Reif geb' ich nicht fort:
denn das Leben — seht! — so —
werf' ich es weit von mir!

(Er hat mit den letzten Worten eine Erdscholle vom Boden aufgehoben und über sein Haupt hinter sich geworfen.)

Die Wasserfrauen.

Kommt, Schwestern! Schwindet dem Thoren!
So stark und weise wähnt' er sich,
als gebunden und blind er ist.
Eide schwur er und weiß sie nicht:
Runen weiß er und kennt sie nicht:
ein hehrstes Gut ward ihm gegönnt,
daß er's verworfen, weiß er nicht;
nur den Ring, der Tod ihm bringt,
den Reif nur will er behalten!
Leb' wohl, Siegfried!
Ein stolzes Weib
wird heute noch dich beerben:
sie giebt uns besser Gehör.
Zu ihr! Zu ihr! Zu ihr!

(Sie schwimmen singend davon.)

Siegfried
(sieht ihnen lachend nach).

Im Wasser wie am Lande
lernt' ich nun Weiberart:
wer nicht ihrem Schmeicheln traut,
den schrecken sie mit Droh'n:
wer dem nun kühnlich trotzt,
dem kommt dann ihr Keifen dran. —
Und doch, trüg' ich nicht Gudrun Treu',
der zieren Frauen eine
hätt' ich mir frisch gezähmt.

(Jagdhornrufe kommen von der Höhe näher: Siegfried antwortet lustig auf seinem Horne.)

Zweite Scene.

(Gunther, Hagen und die Mannen kommen während des Folgenden von der Höhe herab).

Hagen
(noch auf der Höhe).

Hoiho!

Siegfried.

Hoiho!

Die Mannen.

Hoiho!

Hagen.

Finden wir endlich, wohin du flogst?

Siegfried.

Kommt herab, hier ist frisch und kühl!

Hagen.

Hier rasten wir und rüsten das Mahl.
Laßt ruh'n die Beute und bietet die Schläuche!

(Jagdbeute wird zu Haufen gelegt, Trinkhörner und Schläuche werden hervorgeholt Später lagert sich Alles.)

Hagen.

Der uns das Wild verscheucht,
nun sollt ihr Wunder schauen,
was Siegfried sich erjagt!

Siegfried
(lachend).

Schlimm steht's um mein Mahl!
Von eurer Beute bitt' ich für mich.

Hagen.

Du beuteleer?

Siegfried.

Auf Waldjagd zog ich aus,
doch Wasserwild zeigte sich nur:
war ich dazu recht berathen,
drei wilde Wasservögel
hätt' ich euch gefangen,

die dort auf dem Rheine mir sangen:
erschlagen würd' ich noch heut'!
(Gunther erschrickt und blickt düster auf Hagen.)

Hagen.

Das wäre böse Jagd,
wenn den Beutelosen selbst
ein lauernd Wild erlegte!

Siegfried.

Mich dürstet!
(Er hat sich zwischen Hagen und Gunther gelagert; gefüllte Trinkhörner werden ihnen gereicht.)

Hagen.

Ich hörte sagen, Siegfried,
der Vögel Sangessprache
verstündest du wohl: — so wär' das wahr?

Siegfried.

Seit lange acht' ich ihrer nicht mehr.
(Er trinkt und reicht sein Horn Gunther.)
Trink', Gunther, trink'!
Dein Bruder bringt es dir.

Gunther
(gedankenvoll und schwermüthig in das Horn blickend).

Du mischtest matt und bleich:
dein Blut allein darin!

Siegfried
(lachend).

So misch' es mit dem deinen!
(Er gießt aus Gunther's Horn in das seine, so daß es überläuft.)
Nun floß gemischt es über!
Lass' das den Göttern Labsal sein!

Gunther
(seufzend).

Du überfroher Held!

Siegfried
(leise zu Hagen).

Ihm macht Brünnhilde Müh'?

Hagen.

Verstünd' er sie so gut,
wie du der Vögel Gesang!

Siegfried.

Seit Frauen ich singen hörte,
vergaß ich ihrer ganz.

Hagen.

Doch einst vernahmst du sie?

Siegfried.

Hei, Gunther! Ungemuther Mann!
Dankst du es mir, so sing' ich die Mären
aus meinen jungen Tagen.

Gunther.

Die hör' ich gern.

Hagen.

So singe, edler Held!

(Alles lagert sich nah' um Siegfried, welcher allein aufrecht sitzt, während die Anderen tiefer gestreckt liegen.)

Siegfried.

Mime hieß ein mannlicher Zwerg,
zierlich und scharf wußt' er zu schmieden:
Sieglind, meiner lieben Mutter,
half er im wilden Walde:
den sie sterbend da gebar,
mich Starken zog er auf
mit klugem Zwergenrath.
Meines Vaters Tod that er mir kund,
gab mir die Stücken seines Schwertes,
das in letzter Schlacht er zerschlagen:
als Meister lehrte Mime mich schmieden,
des Schwertes Stücken schmolz ich ein,
und Balmung schuf ich mir neu.
Balmung hämmert' ich hart und fest,
bis kein Fehl mehr an ihm zu erspäh'n:
einen Ambos mußt' er mir spellen.
Da dünchte nun Mime tüchtig die Wehr,

daß mit ihr einen Wurm ich erschlüg',
der auf schlimmer Haide sich wand: —
„Wie lachten wohl — sagt' ich — Hunding's Söhne,
hörten sie solch' ein Lied,
daß Siegfried's Waffe mit Würmern focht,
eh' sie den Vater gerächt!"

Hagen.

Deſſ' wird dir nun Lob!

Die Mannen.

Lob sei dir, Siegfried!
(Sie trinken.)

Siegfried.

Da heerte Balmung, mein hartes Schwert,
die Hundinge sanken vor ihm.
Nun folgt' ich Mime, den Wurm zu fällen,
ihm wühlt' ich im riesigen Wanst: —
jetzt aber höret Wunder!
Von des Wurmes Blut mir brannten die Finger,
sie führt' ich kühlend zum Mund:
kaum netzt' ein wenig die Zunge das Naß,
was da die Vögelein sangen,
das konnt' ich flug's versteh'n;
auf Ästen sie saßen und sagten:
„Hei, Siegfried gehört nun der Niblungenhort!
O, traut' er Mime, dem Treulosen, nicht!
Ihm sollt' er den Schatz nur gewinnen,
jetzt lauert er listig am Weg;
nach dem Leben trachtet er Siegfried,
O traute Siegfried nicht Mime!"

Hagen.

Sie warnten dich gut.

Die Mannen.

Vergaltest du Mime?

Siegfried.

Zu mir zwang ich den listigen Zwerg:
Ihn mußte Balmung erlegen.

Nun lauscht' ich wieder den Waldvögelein,
wie sie lustig sangen und sprachen:
„Hei, Siegfried erschlug nun den schlimmen Zwerg;
o fänd' in der Höhle den Hort er jetzt!
Wollt' er den Tarnhelm gewinnen,
der taugt' ihm zu wonniger That;
doch möcht' er den Ring sich errathen,
der macht' ihn zum Walter der Welt."

Hagen.

Ring und Tarnhelm trugst du nun heim.

Die Mannen.

Die Vögelein hörtest du wieder?

Hagen
(nachdem er den Saft eines Krautes in das Trinkhorn ausgedrückt).

Trink' erst, Held, aus meinem Horn!
Ich würzte dir holden Trank,
die Erinnerung hell dir zu wecken,
daß Fernes nicht dir entfalle.

Siegfried
(nachdem er getrunken).

Und wieder lauscht' ich den Waldvögelein,
wie sie lustig sangen und sprachen: —
„Hei, Siegfried gehört nun der Helm und der Ring;
jetzt wüßten wir ihm noch das herrlichste Weib!
Auf hohem Felsen sie schläft,
ein Feuer umbrennt ihren Saal:
durchschritt' er die Gluth, erweckt' er die Braut,
Brünnhilde wäre dann sein!"
(Gunther hört mit immer wachsendem Erstaunen zu.)

Hagen.

Und folgtest du der Vögelein Rath?

Siegfried.

Rasch ohne Zaudern zog ich nun aus,
bis den feurigen Felsen ich traf;
durch die Lohe schritt ich und fand zum Lohn

schlafend ein wonniges Weib
in lichter Waffen Gewand:
zur Seite ihr ruhte ein Roß,
in Schlaf versenkt wie sie.
Den Helm löst' ich der herrlichen Maid,
mein Kuß erweckte sie kühn:
o wie mich selig da umschlang
der schönen Brünnhilde Arm!

Gunther.

Was hör' ich?

(Zwei Raben fliegen aus einem Busche auf, kreisen über Siegfried und fliegen davon.)

Hagen.

Verstehst du auch dieser Raben Spruch?

(Siegfried fährt heftig auf und blickt, Hagen den Rücken wendend, den Raben nach.)

Hagen.

Sie eilen, Wotan dich zu melden!

(Er stößt seinen Speer in Siegfried's Rücken; Gunther fällt ihm, zu spät, in den Arm.)

Gunther und die Mannen.

Hagen, was thust du?

Siegfried

(schwingt mit beiden Händen seinen Schild hoch empor, Hagen damit zu zerschmettern: die Kraft verläßt ihn und krachend stürzt er über den Schild zusammen).

Hagen

(auf den zu Boden Gestreckten deutend).

Meineid rächt' ich an ihm!

(Er wendet sich ruhig zur Seite ab und verliert sich dann einsam über die Höhe, wo man ihn langsam von dannen schreiten sieht.)
(Lange Stille der tiefsten Erschütterung.)

Gunther

(beugt sich schmerzlich zu Siegfried's Seite nieder; die Mannen umstehen theilnahmvoll den Sterbenden).
(Dämmerung ist bereits mit der Erscheinung der Raben hereingebrochen.)

Siegfried

(noch einmal die Augen glanzvoll aufschlagend, mit feierlicher Stimme).

Brünnhild! Brünnhild!
Du strahlendes Wotanskind!
Hell leuchtend durch die Nacht
seh' ich dem Helden dich nah'n:

mit heilig ernstem Lächeln
rüstest du dein Roß,
das thautriefend
die Lüfte durchläuft.
Hieher den Kämpfeweiser!
Hier giebt es Wal zu küren!
Mich Glücklichen, den du zum Gatten korst,
nach Walhall weise mich nun, —
daß zu aller Helden Ehre
Allvaters Meth ich trinke,
den du, wunschliche Maid,
minnig dem Trauten reichst!
Brünnhild! Brünnhild! Sei gegrüßt!

(Er stirbt. Die Mannen erheben die Leiche auf den Schild und geleiten sie in feierlichem Zuge über die Felsenhöhe langsam von dannen. Gunther folgt der Leiche zunächst. Der Mond bricht durch die Wolken und beleuchtet auf der Höhe den Trauerzug der Mannen. – Dann steigen Nebel aus dem Rhein auf und erfüllen allmählich die ganze Bühne bis nach vorn. — Sobald sich dann die Nebel wieder zertheilen, erblickt man —

Dritte Scene.

— die Halle der Gibichungen mit dem Uferraum, wie im ersten Akte. — Nacht. Mondschein spiegelt sich im Rheine. Gudrune tritt aus ihrem Gemache in die Halle heraus.)

Gudrune.

War das sein Horn? —
(Sie lauscht.)
Nein! Noch kehrt er nicht heim. —
Schlimme Träume hab' ich geträumt! —
Wild hört' ich wiehern sein Roß, —
Lachen Brünnhilde's weckte mich auf.
— Wer war das Weib,
das ich zum Rheine schreiten sah? —
Ich fürchte Brünnhild; — ist sie daheim?
(Sie lauscht an einer Thüre rechts, und ruft dann leise.)
Brünnhild! — Brünnhild! — bist du wach?
(Sie öffnet schüchtern und blickt hinein.)
Leer das Gemach! — so war es sie,
die zum Rhein ich wandeln sah? —
(Sie erschrickt und lauscht nach der Ferne.)
Hört' ich ein Horn? — Nein, öde Alles: — —
Kehrte Siegfried nun bald heim!

(Sie wendet sich mit einigen Schritten ihrem Gemache zu; als sie Hagen's Stimme vernimmt, hält sie an und bleibt vor Furcht gefesselt eine Zeitlang unbeweglich stehen.)

Hagen's Stimme
(von außen sich nähernd).

Hoiho! Hoiho! Wacht auf! Wacht auf!
Lichte! Lichte! Helle Brände!
Jagdbeute bringen wir heim!
Hoiho! Hoiho!

(Licht und wachsender Feuerschein von außen rechts.)

Hagen
(in die Halle tretend).

Auf, Gudrune! Begrüße Siegfried!
Der starke Held, er kehret heim!

(Mannen und Frauen geleiten in großer Verwirrung mit Lichten und Feuerbränden den Zug der mit Siegfried's Leiche Heimkehrenden, unter denen Gunther.)

Gudrune
(in höchster Angst).

Was geschah, Hagen? Sein Horn hört' ich nicht!

Hagen.

Der bleiche Held, nicht bläst er's mehr, —
nicht stürmt er zum Jagen, zum Streit nicht mehr,
noch wirbt er um wonnige Frauen!

Gudrune
(mit wachsendem Entsetzen).

Was bringen die?

Hagen.

Eines wilden Eber's Beute:
Siegfried, deinen todten Mann!

Gudrune
(schreit auf und stürzt über die Leiche hin, welche in der Mitte der Halle niedergesetzt ist. — Allgemeine Erschütterung und Trauer).

Gunther
(indem er die Ohnmächtige aufzurichten sucht).

Gudrune, holde Schwester!
Hebe dein Aug', schweige mir nicht!

Gudrune
(wieder erwachend).

Siegfried! — Siegfried — erschlagen!

(Sie stößt Gunther heftig zurück.)

Fort, treuloser Bruder!

Du Mörder meines Mannes!
O Hülfe! Hülfe! Weh'! Weh'!
Siegfried haben sie erschlagen!

Gunther.

Nicht klage wider mich!
Dort klage wider Hagen!
Er ist der verfluchte Eber,
der deinen Mann zerfleischt!

Hagen.

Bist du mir gram darum?

Gunther.

Angst und Unheil greife dich immer!

Hagen
(mit furchtbarem Trotze herantretend).

Ja denn, ich hab' ihn erschlagen,
ich, Hagen, schlug ihn zu todt:
meinem Speere war er gespart,
bei dem er Meineid sprach.
Heiliges Beuterecht
hab' ich mir nun errungen:
drum fordr' ich hier diesen Ring!

Gunther.

Zurück! was mir verfiel,
sollst nimmer du empfah'n!

Hagen.

Ihr Mannen, richtet mein Recht!

Gunther.

Rührst du an Gudrun's Erbe,
schamloser Albensohn?

Hagen
(das Schwert ziehend).

Des Alben Erbe fordert so — sein Sohn!

(Er dringt auf Gunther ein; dieser wehrt sich: sie fechten. Die Mannen werfen sich dazwischen. Gunther fällt von einem Streiche Hagen's todt darnieder.)

Hagen.

Her den Ring!

(Er greift nach Siegfried's Hand, diese hebt sich drohend empor.)
(Allgemeines Entsetzen. Gudrune schreit laut auf.)

Die Mannen und Frauen.

Weh'! Weh'!

Vierte Scene.

(Vom Hintergrunde her schreitet Brünnhilde fest und feierlich nach dem Vordergrunde zu.)

Brünnhilde
(noch im Hintergrunde).

Schweigt euren Jammer, eure eitle Wuth!
Hier steht sein Weib, das ihr alle verriethet.
(Sie schreitet ruhig weiter vor.)
Kinder hör' ich greinen,
da süße Milch sie verschüttet:
nicht hört' ich würdige Klage,
wie sie des Helden werth.

Gudrune.

Brünnhilde! Unheilvolle!
Du brachtest uns diese Noth!
Die du ihm die Männer verhetztest,
weh'! daß du dem Hause genaht!

Brünnhilde.

Armselige, schweig'!
Nie warst du sein Eheweib.
Sein Gemahl bin ich, dem er Eide schwur,
eh' Siegfried je dich ersah.

Gudrune
(in heftigster Verzweiflung).

Verfluchter Hagen! Weh'! Ach weh',
daß du den Trank mir riethest,
der ihr den Gatten entrückt.
O Jammer! Jammer! nun weiß ich, ach!
daß Brünnhild die Traute war,
die durch den Trank er vergaß!

(Sie wendet sich voll Scheu von Siegfried ab und beugt sich in Schmerz aufgelöst über Gunther's Leiche, in welcher Stellung sie bis an das Ende verweilt. — Langes Schweigen. — Hagen steht, auf Speer und Schild gelehnt, in finsteres, trotziges Sinnen versunken, an der äußersten Seite, derjenigen entgegengesetzt, auf welcher Gudrune über Gunther hingestreckt liegt. Brünnhilde bei Siegfried's Leiche in der Mitte.)

Brünnhilde.

O, er war rein! —
Treuer als von ihm
wurden Eide nie gewahrt:
dem Freunde treu, von der eig'nen Trauten
schied er sich durch sein Schwert. —
Hab' Dank nun, Hagen!
Wie ich dich hieß,
wo ich dich's wies,
hast du für Wotan
ihn gezeichnet, —
zu dem ich nun mit ihm ziehe. —
Nun tragt mir Scheite, zu schichten den Haufen
am Uferrande des Rhein's:
hoch lod're der Brand, der den edlen Leib
des herrlichsten Helden verzehre!
Sein Roß führet daher,
daß mit mir dem Recken es folge:
denn zu des Helden heiligster Ehre
den Göttern erleg' ich den eig'nen Leib.
Vollbringet Brünnhild's letzte Bitte!

(Die Mannen errichten am Ufer einen mächtigen Scheithaufen: Frauen schmücken ihn mit Decken, Kräutern und Blumen.)

Brünnhilde.

Mein Erbe nehm' ich nun zu eigen.

(Sie nimmt den Ring von Siegfried's Finger, steckt ihn sich an und betrachtet ihn mit tiefem Sinnen.)

Du übermuthiger Held,
wie hieltest du mich gebannt!
All' meiner Weisheit mußt' ich entrathen,
denn all' mein Wissen verrieth ich dir:
was du mir nahmst, nütztest du nicht, —
deinem muthigen Trotz vertrautest du nur!
Nun du, gefriedet, frei es mir gabst,
kehrt mir mein Wissen wieder,
erkenn' ich des Ringes Runen.
Der Nornen Rath vernehm' ich nun auch,
darf ihren Spruch jetzt deuten:
des kühnsten Mannes mächtigste That,
mein Wissen taugt sie zu weih'n. —

Ihr Nibelungen, vernehmt mein Wort!
eure Knechtschaft künd' ich auf:
der den Ring geschmiedet, euch Rührige band, —
nicht soll er ihn wieder empfah'n, —
doch frei sei er, wie ihr!
Denn dieses Gold gebe ich euch,
weise Schwestern der Wassertiefe!
Das Feuer, das mich verbrennt,
rein'ge den Ring vom Fluch:
ihr löset ihn auf und lauter bewahrt
das strahlende Gold des Rhein's,
das zum Unheil euch geraubt! —
Nur einer herrsche:
Allvater! Herrlicher du!
Freue dich des freiesten Helden!
Siegfried führ' ich dir zu:
biet' ihm minnlichen Gruß,
dem Bürgen ewiger Macht!

(Der Scheithaufen ist bereits in Brand gesteckt; das Roß ist Brünnhilde zugeführt: sie faßt es beim Zaum, küßt es und raunt ihm mit leiser Stimme in's Ohr:)

Freue dich, Grane: bald sind wir frei!

(Auf ihr Geheiß tragen die Mannen Siegfried's Leiche in feierlichem Zuge auf den Holzstoß: Brünnhilde folgt ihr zunächst mit dem Rosse, das sie am Zaume geleitet; hinter der Leiche besteigt sie dann mit ihm den Scheithaufen.)

Die Frauen

(zur Seite stehend, während die Mannen Siegfried's Leiche erheben und dann im Umzuge geleiten).

Wer ist der Held, den ihr erhebt,
wo führt ihr ihn feierlich hin?

Die Mannen.

Siegfried, den Held, erheben wir,
führen zum Feuer ihn hin.

Die Frauen.

Fiel er im Streit? Starb er im Haus?
Geht er nach Hellja's Hof?

Die Mannen.

Der ihn erschlug, besiegte ihn nicht,
nach Walhall wandert der Held.

Die Frauen.

Wer folgt ihm nach, daß nicht auf die Ferse
Walhall's Thüre ihm fällt?

Die Mannen.

Ihm folgt sein Weib in den Weihebrand,
ihm folgt sein rüstiges Roß.

Die Mannen und Frauen zusammen
(nachdem die letzteren sich dem Zuge angeschlossen).

Wotan! Wotan! Waltender Gott!
Wotan, weihe den Brand!
Brenne Held und Braut,
brenne das treue Roß:
daß wundenheil und rein,
Allvater's freie Genossen,
Walhall froh sie begrüßen
zu ewiger Wonne vereint!

(Die Flammen sind hoch über den Opfern zusammengeschlagen, so daß diese dem Blick bereits gänzlich entschwunden sind. In dem ganz finsteren Vordergrunde erscheint Alberich hinter Hagen.)

Alberich
(nach dem Vordergrunde deutend).

Mein Rächer, Hagen, mein Sohn!
Rette, rette den Ring!

(Hagen wendet sich rasch und wirft, bereit sich in die Lohe zu stürzen, Speer und Schild von sich. Plötzlich leuchtet aus der Gluth ein blendend heller Glanz auf: auf düst'rem Wolkensaume [gleichsam dem Dampfe des erstickten Holzfeuers] erhebt sich der Glanz, in welchem man Brünnhilde erblickt, wie sie, behelmt und in strahlendem Waffenschmucke, auf leuchtendem Rosse, als Walküre, Siegfried an der Hand durch die Lüfte geleitet. Zugleich und während sich die Wolke hebt, schwellen unter ihr die Uferwellen des Rheines bis zur Halle an: die drei Wasserfrauen, vom hellsten Mondlichte beleuchtet, entführen, von den Wellen getragen, den Ring und den Tarnhelm: — Hagen stürzt wie wahnsinnig auf sie zu, das Kleinod ihnen zu entreißen: die Frauen erfassen ihn und ziehen ihn mit sich in die Tiefe hinab. Alberich versinkt mit wehklagender Gebärde.)

Der Vorhang fällt.

Ende.

Trinkspruch

am

Gedenktage des 300jährigen Bestehens

der

königlichen musikalischen Kapelle

in

Dresden.

(1848.)

Der Zeitabschnitt, den mit heute das Bestehen der Kapelle umfaßt, ist von der ungewöhnlichsten Bedeutung: die drei Jahrhunderte des Lebens dieser Kunstanstalt bilden die Periode, welche unsere Geschichtsschreiber als die dritte der Weltgeschichte bezeichnen, indem sie vom Zeitalter der Reformation beginnt, und bis auf unsere Tage führt; es ist dieß die Periode des zu immer deutlicherem Selbstbewußtsein sich entwickelnden Geistes der Menschheit: in ihr suchte sich mit sichererem Wissen der Menschengeist über seine Bestimmung und die fragliche Nothwendigkeit der bestehenden, natürlich gewachsenen Formen des Daseins auf Erden aufzuklären. Ein Kunstinstitut, welches in und mit dieser Periode großgewachsen ist, kann von dem Geiste jener Entwickelung nicht fern geblieben sein: der Einfluß des Zeitgeistes wird es gebildet und getragen haben. Und so ist es: dem vor 300 Jahren Alles ergreifenden Geiste protestantischer Fröm-

migkeit verdankt dieß Institut seine Entstehung; ein Fürst, der in kühnen Unternehmungen für protestantische Unabhängigkeit das Schwert führte, gründete zugleich an seinem Hofe das Institut, durch welches jener Geist seinen künstlerischen Ausdruck finden sollte. — Nichts konnte im Verfolg der Zeiten der reicheren Ausbildung desselben förderlicher sein, als der Geist künstlerischen Behagens, der sich am Hofe zu Dresden immer mehr ausbreitete: er zog es einer weltlichen Bestimmung immer näher, stattete es zu diesem Zwecke immer mannigfaltiger aus, und wo es zu Genuß und Ergetzung diente, sammelten sich immer üppiger künstlerische Kräfte in ihm an. Ein lobenswürdiger Zug künstlerischer Genußliebe ist es, an dem Genusse gern theilnehmen zu lassen: unser Genuß steigert sich in der Gemeinschaft desselben mit Vielen; diesem Zuge verdanken wir es, daß der immer breiteren Betheiligung der vollen Öffentlichkeit eher zuvorgekommen, als nur nachgegeben ward. Dieß schöne Institut gehört jetzt fast ausschließlich der Öffentlichkeit an, und ein geliebter kunstsinniger Fürst stattet es mit sorgsamer Vorliebe für diese erweiterte Wirksamkeit aus.

Wie nun Alles gewachsen ist, wuchsen auch die einzelnen Glieder dieses Kunstkörpers; war es im Anfange möglich, die Instrumentalmusik nur als Anhang und Beihülfe der Vokalmusik zu beachten, so haben endlich die Meister namentlich deutscher Musik dem Instrumentalorchester eine so bedeutungsvolle Wichtigkeit verschafft, daß dieser Theil des gesammten Musikinstitutes als ein wesentlich selbstständiger Körper gepflegt werden mußte: die Vokalmusik hingegen, welche durch das Theater in so ganz neuer Mannigfaltigkeit sich zu entwickeln hatte, mußte endlich von jenem Körper fast ganz losgerissen und einer besonderen Pflege überwiesen werden. So sehen wir uns nun nach drei Jahrhunderten an einem dem Ausgangspunkte ziemlich entgegengesetzten Endpunkte angekommen, und feiern wir heute ein Jubelfest der Kapelle, so verstehen wir jetzt unter dieser Kapelle fast einzig das Orchester derselben. Bei ihm verweilen wir daher für jetzt und fragen nun:

Ist das Institut ein würdiger Träger des zu so hoher Blüthe entfalteten Geistes deutscher Musik, wie er in der Gegenwart durch Beethoven's gewaltigen Hauch bewegt wird?

Mit vollem freudigen Herzen rufe ich: Ja! ja! der ist es! — Nun, so steht es vollkommen auf der Höhe der Zeit, es hat seine Aufgabe bis hieher erfüllt. Lob und Dank sei Denen, die dieß herrliche Institut so rüstig erhielten und pflegten, — sie haben sich um die Kunst verdient gemacht!

Kein schöneres Gleichniß kenne ich für solche Erscheinung, in welcher sich uns jetzt dieß Kunstinstitut darstellt, als: es ist ein Mann! — Ein Mann, im vollen Sinne des Wortes, angelangt auf der kräftigsten Stufe seiner Ausbildung, der mit Verständniß auf seine Vergangenheit, d. h. die Entwickelung seiner Fähigkeiten zurückblickt, und im Bewußtsein seiner von ihm erkannten Bestimmung in der Gegenwart thätig ist und handelt. Das Kind der Gegenwart ist nun die Zukunft, und je klarer und sicherer der Mann in diese blickt, desto zweckmäßiger wird er schon jetzt die Gegenwart verwenden. Die Aufgabe des Mannes ist: nützlich zu wirken, und die Thätigkeit des Mannes wird dann vollkommen nützlich, wenn er sie stets und unausgesetzt seiner besten und höchsten Fähigkeit gemäß walten läßt: hat er nur Steine zu hauen gelernt, so haue er Steine, — vermag er aber schöne Gebäude aufzurichten, so überlasse er das Steinhauen anderen, und zwar Jenen, die nichts anderes vermögen, und erfreue dafür durch die schönen Gebäude, die er aufrichtet: nur dadurch, daß er seiner höchsten Fähigkeit gemäß thätig ist, wird er seiner Bestimmung gemäß auch nützlich. Vor allem nützt er aber auch dadurch, daß er bildet, und erzieht; damit versichert er sich seine fortdauernde Wirksamkeit in die Zukunft: und hierin hat die Gegenwart den gerechtesten Anspruch an ihn; denn je höherer Art seine Fähigkeiten und Kenntnisse sind, um so weniger sind sie ihm für ihn allein verliehen, sondern für Alle, denen er sie mittheilen kann. — Das Institut, von dem ich in diesem Gleichnisse spreche, soll, als das in seiner Art kostbarste und vollkommenste des Vaterlandes, der musikalischen Kunst im Vaterlande so nützlich werden, als es nur immer vermag: es erreicht dieß durch seine Leistungen, die nach Möglichkeit stets im würdigsten Einklange zu seiner Fähigkeit stehen sollen; sodann dadurch, daß es sich der vaterländischen Kunstproduktion immer theilnehmender und fördernder erschließt, und endlich dadurch, daß es den Ausgangspunkt höchster musikalischer Bildung für das gesammte Vaterland werde. Sind diese schönen Bestimmungen immer

vollkommener durch das Institut erfüllt, ist somit die große Nützlichkeit desselben dem ganzen Vaterlande zu immer klarerem Bewußtsein gelangt, so ist die Zeit und der Sturm nicht abzusehen, die seinem Fortbestehen irgend nachtheilig werden könnten.

Ich komme schließlich wieder auf meinen „Mann" zurück, und zwar, um ihm eine kräftige Gesundheit auszubringen. Soll er tüchtig seiner ihm vorgezeichneten Bestimmung nachleben, so muß er froh und heil sein können: finden wir daher an ihm noch ein krankes Glied, vielleicht gar einen lahmen Finger, so kuriren wir so lange bis er ganz gesund ist. Soll er sich aber recht ganz und vollkommen fühlen, so gebührt dem Manne auch ein Weib, d. h. dem Instrumental-Orchester gehört zum leiblichen Eigenthume ein gleich tüchtiges, ihm angetrautes Vokalinstitut: ich halte dieses nämlich für eine Frau, da, wie wir ja ganz genau wissen, das gegenwärtige Orchester aus dem Schooße eines Sängerchores hervorgegangen ist.

Also, auf ein langes, glückliches und ehrenvolles Leben dieses schönen Institutes! Mögen wir, wenn wir in 300 Jahren wieder so zusammen sitzen, uns über die dann verflossene neue Vergangenheit mit ebenso ehrlicher Genugthuung aussprechen können, wie wir glücklich genug sind, über die jetzt zurückgelegte es heute thun zu dürfen! — Auf die Zukunft der Kapelle!

Entwurf zur Organisation

eines

deutschen National-Theaters

für das

Königreich Sachsen.

(1849.)

Die Mittheilung der vorliegenden, ziemlich umfangreichen Arbeit dürfte manchen meiner Leser belästigen, denn, will er mir überall hin folgen, so hat er dießmal mit mir sich auf ein ziemlich trockenes Feld zu verlieren, auf welchem es bis zur Berechnung in Zahlen kommt. Vielleicht rührt es ihn aber, mich selbst zu der Nöthigung, auf solchem Gebiete mir ein Heil für meine Kunst aufzusuchen, gedrängt zu sehen, und scheuet nicht die Mühe anzuerkennen, welche ich mir vor Zeiten bereits gab, um dieser Kunst einen würdigen Boden im Staate selbst zu verschaffen. Gewiß dürfte vor Allem Viele es angehen, einige Kenntniß von der Veranlassung zu dieser Arbeit und namentlich von dem Schicksale derselben zu gewinnen.

Es war in der Zeit vom Jahre 1848 zu 1849, wo Alles auf Reform gerichtet zu sein schien, als ich meine Gedanken darüber ausbildete, wie auch das Theater und die Musik durch jenen Geist gehoben werden könnten. Diesen Gedanken zu einem vollständigen Reorganisations-Entwurfe im Betreff des Dresdener Hoftheaters auszuarbeiten, sah ich mich aber ganz beson-

ders veranlaßt, als ich wahrnahm, in welchem Sinne die damals im Königreiche Sachsen neugewählte radikale Abgeordnetenkammer die königliche Civilliste zu examiniren gesonnen war: mir wurde hinterbracht, daß unter Anderem die Subvention für das Hoftheater, als eine luxuriöse Unterhaltungsanstalt, gestrichen werden solle. Ich faßte daher den Entschluß, den Herrn Minister des Inneren, dessen Verwaltung die Kunstanstalten des Landes anvertraut waren, durch Mittheilung meines schnell auszuarbeitenden Entwurfes in den Stand zu setzen, dem Vorhaben der Landesabgeordneten im richtigen Sinne entgegentreten zu können, indem er ihnen zwar im Betreff der Beurtheilung der gegenwärtigen Wirksamkeit des Theaters Recht gab, sie aber darüber belehrte, wie ein Theater sehr wohl einer vorzüglichen Unterstützung durch den Staat würdig zu machen sei. Somit galt es mir nicht nur, das Theater zu retten, sondern zugleich unter dem Schutze und der Beaufsichtigung des Staates es einer edlen Bedeutung und Wirksamkeit erst zuzuführen. Der Minister, der biedere Herr Martin Oberländer, wollte meinen Gedanken begreifen; nur versprach er mir wenig Erfolg, wenn ich darauf bestünde, den Entwurf als Antrag von Seiten der königlichen Regierung an die Abgeordneten gebracht zu sehen, denn er fürchte, von Seiten des Hofes für die ganze Sache keine gute Aufnahme zu finden: man würde dort immer nur eine zugedachte Schmälerung von Vorrechten, wie z. B. die Intendantenstelle nicht mehr durch einen Hofmann besetzen zu dürfen, erkennen, und nimmermehr die Initiative zu solchen Maaßregeln ergreifen wollen. — Während ich demzufolge schwankte, ob ich soweit gehen sollte, den Antrag auf Übertragung des Theaters von der königlichen Civilliste auf das Staats-Budget einem der Abgeordneten anzuvertrauen, trat (im Mai 1849) die politische Katastrophe ein, welche allen gründlichen Reformideen für längere Zeit eine starre Schranke setzte.

Als ich späterhin von Herrn Oberländer mein Manuscript mir zurückerbat, ersah ich aus mehreren darin angebrachten Randbemerkungen, daß mein Entwurf in den Kreisen, denen der Minister ihn mittheilen zu müssen geglaubt hatte, mit Hohn aufgenommen worden war. Jedenfalls erkannte ich, daß die Befürchtung eines dem Theater nachtheiligen Angriffes auf dasselbe von Seiten der Abgeordneten, welche zu meinem Vorgange mich

veranlaßt hatte, in jenen Kreisen für gänzlich unnöthig gehalten worden war, da man bereits besser wußte, wie gegen dergleichen Übergriffe zu verfahren sein würde.

Auch mit dem Theater sollte es beim Alten bleiben. —

Daß ich für meine Ideen mir nun gründlicher zu helfen suchte, und lieber an das Chaos, als an das Bestehende mich halten zu müssen glaubte, wird dem Leser des dritten Bandes dieser Sammlung nicht entgehen; durch eine lange Reihe von Jahren hindurch wird er mich aber in der steten Wiederaufnahme dieses einen Kulturgedankens, dem Theater eine wahre Würde zu geben, begriffen sehen, und vielleicht in Verwunderung über die Ausdauer gerathen, mit welcher ich für diesen Gedanken stets den zufällig mir nahe gelegten Umständen mich durch praktische Vorschläge anzupassen suchte. Daß ich hiermit nie Beachtung fand, wird ihn vielleicht ebenfalls in Verwunderung setzen. —

Nach dieser Vorbemerkung folge denn mein Entwurf selbst. —

In der theatralischen Kunst vereinigen sich, mit mehrer oder minderer Betheiligung, sämmtliche Künste zu einem so unmittelbaren Eindruck auf die Öffentlichkeit, wie ihn keine der übrigen Künste für sich allein hervorzubringen vermag. Ihr Wesen ist Vergesellschaftung mit Bewahrung des vollsten Rechtes der Individualität. — Die ungemeine Wirkung ihrer Leistungen auf den Geschmack und die Sitten der Nation ist zu verschiedenen Zeiten von den Vertretern des Staates lebhaft erkannt worden, und es ist ihr durch sie, namentlich in Frankreich, der unmittelbare Schutz des Staates durch eine Organisation zu Theil geworden, welche ihre Produktivität dermaßen gefördert hat, daß jetzt noch die französische Theaterkunst als tonangebend für Europa betrachtet werden muß. — In Deutschland hat diese Kunst stets in einem Kampfe zwischen dem höheren geistigen Bedürfnisse der Nation und dem niederern der materiellen Existenz gelegen. Nach vereinzelten Versuchen, in diesem Kampfe würdig zu entscheiden, von denen der des Kaisers Joseph II. der edelste war, haben endlich seit der denkwürdigen Epoche des Wiener Kongresses die Fürsten Deutschlands es für ihre gemeinsame Aufgabe erachtet, in ihren Residenzen das Theater unter ihre unmittelbare Obhut zu stellen: — die materielle Seite der Kunst ist dabei aber einzig

gediehen, weil dafür in den fürstlichen Kassen reichliche Sorge getragen wurde; der entscheidende Umstand aber, daß an die Spitze der Verwaltung Männer aus dem Hofstaate berufen wurden, bei denen es nie in Frage kam, ob sie in der theatralischen Kunst speziell sachverständig seien, hat das geistige Interesse derselben auf das Empfindlichste beeinträchtigt. Die höhere geistige Mitthätigkeit der Nation mußte von einem Institute ausgeschlossen bleiben, dessen verwaltende Behörde eine der Nation unverantwortliche war: der Intendant war nur dem Fürsten verantwortlich; in dem persönlichen Geschmacke des Fürsten, zumal aber auch in dem Grade seiner Theilnahme für das Theater, lag die einzige Gewährleistung für den Geist der Leitung eines Kunstinstitutes, welches, wie kein anderes, der Ausdruck der höheren geistigen Thätigkeit der gesammten Nation zu sein beansprucht. — Alle Übel, die hieraus entstehen konnten, haben sich zur vollsten Genüge herausgestellt; bei Vermehrung des äußeren Glanzes ist die innere Hohlheit und entsittlichende Zwecklosigkeit theatralischer Leistungen in ihrer größeren Gesammtheit so weit gestiegen, daß die Ansicht, in dem Theater nur eine kostspielige Unterhaltungsanstalt zu sehen, eine verachtungsvolle Theilnahmlosigkeit der Nation hervorgerufen hat, in welcher gegenwärtig die Frage aufgeworfen wird, wie in bedrängten Zeiten ein solches müssiges Institut denn die Unterstützung durch die Civilliste zu beanspruchen im Rechte sein könnte?

Aus diesem öffentlich kundgegebenen Bedenken wird es allein schon ersichtlich, wie weit gegenwärtig das Theater hinter seiner höheren Aufgabe zurückgeblieben ist, und wie wichtig es ist, die rechte Lösung dieser Aufgabe fortan gegen jeden verderblichen Einfluß sicher zu stellen. Diese Sicherung kann sich nur die gesammte Nation selbst stellen, indem das Institut ihrer vollen freien Betheiligung übergeben, somit zum N a t i o n a l t h e a t e r erklärt wird: — die Überwachung des höchsten sittlichen Grundgesetzes des Theaters muß der obersten v e r a n t w o r t l i c h e n Behörde des Landes zugetheilt werden; diese Behörde ist das M i n i s t e r i u m d e s K u l t u s.

Bemühen wir uns, die höchste Anforderung des Staates an die Wirksamkeit des Theaters in einen bündigen Ausdruck zusammenzufassen, so können wir heute noch keine schönere Bezeichnung für dieselbe finden, als den Ausspruch Kaiser Joseph's:

„Das Theater soll keine andere Aufgabe haben, als auf die Veredelung des Geschmackes und der Sitten zu wirken.“

Die Verantwortlichkeit für stete Aufrechterhaltung dieses Grundsatzes soll daher der Minister übernehmen; — in der Gewalt des Ministers kann diese Verantwortlichkeit aber nur dann liegen, wenn er in die Organisation des Theaters die volle, freie Betheiligung der geistigen und sittlichen Kräfte der Nation einschließt, so daß er wiederum die Nation sich für sich selbst verantwortlich macht. Die nächste Pflicht des Ministers ist es daher, eine solche Organisation in das Leben zu rufen; wir glauben hiermit eine vollkommen zweckmäßige in Folgendem vorzuschlagen, wobei zunächst für die sofortige praktische Ausführbarkeit derselben die Höhe derjenigen Subvention festgehalten werden soll, wie sie sich gegenwärtig für das Hoftheater zu Dresden auf der Civilliste S. Maj. des Königs angegeben befindet.

Wir beginnen mit dem bisherigen Hoftheater zu Dresden. Dieß soll fortan heißen:

Deutsches Nationaltheater zu Dresden.

Organisation des deutschen Nationaltheaters.

Die bei diesem Theater zunächst Betheiligten sind:

I. als unmittelbar thätig: die Schauspieler und Sänger.

II. als mittelbar thätig: die Bühnendichter und Komponisten des Landes.

Schauspieler und Sänger ꝛc.

I. Die Schauspieler und dramatischen Sänger bilden das unmittelbar thätige Personal des Nationaltheaters. Sie werden für den Zweck ihrer Darstellung zunächst unterstützt durch den Theatermeister und das übrige praktische Hülfspersonal. Sie insgesammt werden von dem Direktor ausschließlich angestellt und entlassen, ihre Gehalte nach freier Übereinkunft zwischen ihnen und diesem festgestellt. Ihre Versorgung im Alter und bei eintretender Unfähigkeit versichern sie sich gegenseitig selbst durch fortwährende Beisteuer in einen Versorgungsfonds, wie er jetzt besteht: — eine gleichmäßige Einrichtung für sämmtliche deutsche Nationaltheater ist zu erzielen. Das gesammte aktive Personal ist den Anordnungen des Directors und der von ihm bestellten Regisseure unterworfen.

Verein der dramatisch. Dichter u. Komponisten

II. Mittelbar thätig verhalten sich zum Theater die dramatischen Dichter und Komponisten: die Schöpfungen ihrer Kunst sind der Lebensstoff des Theaters: — in dem Grade ihrer Betheiligung an dem Theater im Allgemeinen soll ihnen daher auch Betheiligung an

*

der Verwaltung desselben zugemessen werden, da zumal sie es sind, welche das aufgestellte Grundprinzip des Theaters am nächsten zu wahren und zu vertreten haben.

Alle Bühnendichter und Komponisten des Vaterlandes zunächst sollen daher in einen Verein zusammentreten, in welchem sie sich nach eigenem Ermessen durch Aufnahme von Litteraten und Musikern, auch wenn sie nicht unmittelbar für die Bühne thätig sind, verstärken können, um somit fähig zu sein, die volle künstlerische und wissenschaftliche Thätigkeit der Nation in sich zu vertreten. Dieser Verein begründet sich in Zweig-Vereinen durch das ganze Land und in jeder Stadt, in welcher sich genug Litteraten und Musiker vorfinden, um sich als Zweigverein zu konstituiren.

Die natürliche Aufgabe des Gesammtvereins ist, von seinem Standpunkte aus über die Erhaltung der ästhetischen, sittlichen und nationalen Reinheit des Nationaltheaters zu wachen; die Kritik also, welche bisher außerhalb des Institutes, ihm daher gegenübergestellt war, soll somit innerhalb und im mitbetheiligten Interesse desselben ausgeübt werden. Die dem Publikum vorgeführten theatralischen Vorstellungen sollen durch die umfassendste Kritik der Intelligenz des Landes so weit von den Mängeln experimentaler Spekulation gereinigt sein, daß nach bestem Ermessen der vorhandenen Fähigkeit das vollendete Kunstwerk sogleich dem Genusse der Öffentlichkeit geboten wird, das Publikum somit von vornherein in seine rechte, unverkümmerte Stellung zu dem Kunstwerke tritt, seine Betheiligung also nach vollkommen freiem Ermessen aussprechen kann. (Das unmoralische Gewerbe der Theater-Rezensenten wird hierdurch aufgehoben werden.)

Zu besonderer Betheiligung an dem Institute gelangt der Verein durch die Wahrung auch des materiellen Interesses der dramatischen Litteratur; der Verein hat daher den Antheil der Bühnen-Dichter und Komponisten an dem Ertrage ihrer, durch die Schauspieler und Sänger zu Tage geförderten, Geistesprodukte zu vertreten: — er hat in Übereinkunft mit den Direktoren der Nationaltheater die Höhe dieses Antheils, sowie die Art der Erhebung desselben festzusetzen.

Honorarfrage.

Der Verein soll daher zunächst für die Hauptstadt, als dem Sitze des Haupt-Nationaltheaters, einen Ausschuß erwählen, welcher in unmittelbaren Verkehr mit dem Direktor tritt. Der Direktor hat zur Berathung aller mit dem Dichter- und Komponisten-Vereine gemeinschaftlichen Interessen sich ebenso durch einen Ausschuß aus den Mitgliedern des aktiven Theaterpersonales, welcher von diesen selbst, und zwar zu gleicher Anzahl mit den Mitgliedern des Dichter- 2c. Vereins-Ausschusses gewählt wird, zu verstärken. Beiden Körperschaften wird die freie Bestimmung darüber anheimgegeben, in welcher Weise und für welche Zeit sie die Ausschußmitglieder ernennen wollen. In diesem vereinigten Ausschusse wird nach Stimmenmehrheit entschieden; bei Stimmengleichheit entscheidet der Direktor; der mit diesem Ausschlag unzufriedene Theil des Ausschusses kann in letzter Instanz an den Minister recurriren, welcher,

Ausschuß. Vereinigter Ausschuß.

als dem ganzen Lande verantwortlich, definitiv entscheidet. Jedem Ausschußmitgliede steht das Antrags-Recht zu: Anträge gegen eine Bestimmung des Direktors bedürfen einer Unterstützung des vierten Theiles des vereinigten Ausschusses: der Stimmenmehrheit hat dieser sich sodann in einem Antrag gegen sich zu fügen, oder an den Minister zu recurriren. In diesem vereinigten Ausschusse sollen namentlich die aufzuführenden dramatischen Werke besprochen und beurtheilt werden: wegen der Frage über die Annahme oder Zurückweisung eines vorgeschlagenen Stückes konstituirt sich der vereinigte Ausschuß als Jury und entscheidet dann nach Stimmenmehrheit. Jury. Vor Allem soll in ihm das nationale Interesse der deutschen Kunst vertreten werden: die Werke ausländischer Kunst sollen nur durch Stimmenmehrheit und nur in Bearbeitungen, welche dem vereinigten Ausschusse als der deutschen Kunst würdig und zweckmäßig erscheinen, zur Aufführung zugelassen werden.

Die Ausschußmitglieder des Bühnendichter- und Komponisten-Vereines erhalten freien Eintritt im Theater, ebenso jedes Mitglied des ganzen Vereines, welches bereits ein auf der Bühne zur Darstellung gekommenes Stück geschrieben hat.

Der Direktor des Nationaltheaters wird von Der Direktor. sämmtlichen Mitgliedern des aktiven Theaterpersonales, sowie von sämmtlichen Mitgliedern des vaterländischen Dichter- und Komponisten-Vereines nach Stimmenmehrheit erwählt; der vereinigte Ausschuß hat den Kandidaten vorzuschlagen, der Minister nach der allgemeinen Wahl ihn zu bestätigen. Er bezieht einen festen Gehalt, welchen er nach erfolgter Wahl in Übereinkunft mit dem Minister bestimmt: überschreitet er in seiner Gehaltforderung das dem Minister dienlich erscheinende Maaß, so hat der Minister unter Angabe dieses Grundes die Wahl in Frage zu stellen, und erst wenn dieselbe Wahl auch mit der Kenntniß dieses Umstandes von der Wählerschaft wiederholt wird, möge der Minister von seinem Bedenken abstehen.

Seine Anstellung ist eine für die Dauer seines Lebens gesicherte; ihm steht es frei, die Direktion niederzulegen und in seine frühere Stellung zurückzutreten; seine Versorgung im Alter oder bei eingetretener Unfähigkeit geschieht nach dem Gesetz für Staatsdiener: die eintretende Unfähigkeit kann von ihm selbst oder auch von dem vereinigten Ausschusse des Theaters erkannt, und auf bestätigende Abstimmung darüber nach Stimmenmehrheit der sämmtlichen Mitglieder des Theaterpersonales und des Dichter- und Komponisten-Vereines angetragen werden.

Der Direktor hat über die Anstellung und kontraktliche Ent- Innere Verwaltung. lassung des gesammten aktiven Theaterpersonales zu bestimmen, ebenso über die Gehalte nach Übereinkunft mit den Betreffenden. Er ernennt die Regisseure, sowie sämmtliche zur Unterstützung des aktiven Personales ihm nöthig erscheinende Beamte. Er bestimmt das Repertoir und die Reihenfolge, in welcher die vom vereinigten Ausschusse angenommenen Stücke zur Darstellung kommen und wiederholt werden sollen. Er bestimmt die Besetzung der Rollen und Par-

tien, und die hiermit verbundene Verwendung der Schauspieler oder Sänger. Er trägt Sorge für die scenische Ausstattung und setzt die Kostenbewilligung fest. Der für diese innere Angelegenheit dem Direktor zur Seite stehende Verwaltungsrath besteht aus den Regisseuren, oder bei den Operntheatern den Regisseuren und musikalischen Dirigenten einer Seits, anderer Seits aus Mitgliedern des aktiven Theaterpersonales, welche zu gleicher Anzahl mit Jenen aus den vom Direktor ernannten Beamten von dem Theaterpersonale selbst jährlich gewählt oder erneuert werden. Bei gleichmäßiger Stimmenberechtigung aller Mitglieder dieses Rathes steht dem Direktor jedoch die entscheidende Stimme zu: Anträge gegen eine Entscheidung des Direktors sind auf die oben angeführte Weise im *vereinigten Ausschusse* zu stellen.

Verwaltungsrath.

Kasse.

Die Kassengeschäfte läßt der Direktor durch von ihm anzustellende und zu entlassende, jedenfalls zu vereidigende Beamte verwalten, und er übernimmt dem Minister gegenüber die, von ihm ebenfalls eidlich zu bekräftigende Verpflichtung, nach redlichstem Bemühen für die zweckmäßigste Verwendung sowohl des vom Staate gewährten Zuschusses, als der Einnahmen Sorge zu tragen. — Er verwaltet die Theaterkasse in dem Sinne, daß etwaige Überschüsse guter Theaterjahre zur Deckung möglicher Ausfälle in schlechten Theaterjahren aufbewahrt werden. Im Allgemeinen gilt ihm das Prinzip, mit dem Zuschuß und dem überschläglich leicht zu berechnenden Ertrage der Einnahmen *auszukommen*, was eben durch *zweckmäßige* Verwendung, die nur bei vollkommener Kenntniß der *wahren* Bedürfnisse eines Theaters möglich ist, sicher erreicht wird.

Für den Fall der Abwesenheit des Direktors bestellt dieser nach eigener Wahl seinen Stellvertreter, dem er seine volle Gewalt überträgt. Im Falle seines Todes erwählt der vereinigte Ausschuß unverzüglich einen provisorischen Direktor; der äußerste Termin für eine neue gesetzmäßige Wahl ist vom Minister zur Beschleunigung derselben festzusetzen.

Zweigtheater.

Es entsteht nun die Frage: in welcher Lage befinden sich die übrigen Städte Sachsens, im Bezug auf ihre Betheiligung am Theater, der Hauptstadt gegenüber?

Zu der Subvention des Staates trägt jeder Theil des Landes verhältnißmäßig bei: — inwiefern ist er auch am Genusse betheiligt? Könnte nicht jede Stadt verlangen, in ihren Mauern ein ähnliches Institut „zur Veredlung des Geschmackes und der Sitten“ ihrer Bewohner erhalten zu wissen? — Hierauf ist zu antworten: — Soll in solchem Institute eine möglichste Vollendung angestrebt werden, so muß es seiner Natur nach auf einen Punkt hin konzentrirt, nicht aber in viele Theile zerstückelt sein. Der bisher festgesetzte Zuschuß würde, sollte er in eine Subvention für alle, ja selbst nur die bedeutenderen Städte des Landes vertheilt werden, nirgends ausreichen, um den Theatern die nöthige Unterstützung zu geben, die sie von der Nothwendigkeit der Spekulation auf den ungebildeteren

und deßhalb zu bildenden Geschmack der größeren Masse unabhängig machen soll; der Zuschuß des Landes würde daher nutzlos vergeudet werden, und er kann von wahrem Nutzen für das Land und seine geistigen Interessen nur dann sein, wenn er für Erhaltung eines Hauptinstitutes, welches die Nationalehre vertritt, verwendet wird. Der Sitz dieses Institutes muß die Hauptstadt des Landes, welche zugleich der Sitz der Regierung ist, sein, und zwar schon aus dem einleuchtenden Grunde, weil die größte und besuchteste Stadt allein auch nur die reichliche Unterstützung an baaren Einnahmen dem Theater zufließen läßt, ohne welche jene Subvention des Staates wiederum nicht im geringsten ausreichen würde. In der Blüthe des Nationaltheaters zu Dresden hat daher jeder Sachse, so weit er für die Ehre der Kunst sympathisirt, seinen Stolz zu setzen, und jeder Besuch der Hauptstadt bietet ihm die Gelegenheit, gegen ein geringes Eintrittsgeld im Theater sich an der künstlerischen Ehre seines Vaterlandes zu betheiligen, und somit für ein Geringes sich einem Genusse hinzugeben, der ihm nur durch die Entsagung, ein Gleiches auch in seiner Provinzialstadt zu haben, in dieser Fülle gewährt werden kann. Hierbei wäre jedoch zunächst die einzige Stadt Sachsens zu bedenken, die bisher neben der Hauptstadt ebenfalls ein stehendes Theater unterhielt, somit also die Kraft bekundet hat, aus eigenen Mitteln den Genuß einer Bühne sich zu verschaffen: dieß ist Leipzig. Das dortige Theater hat bis jetzt durch die Theilnahme der Stadt allein bestanden: bei vielem Rühmlichen, das es im Laufe der Zeiten geleistet, hat sich doch zu jeder Zeit bei ihm auch das Übel herausgestellt, das von den Leistungen eines Theaters unzertrennlich ist, welches seine Subsistenzmittel lediglich nur in seinen Einnahmen zu finden hat: die Forderungen der höheren Sittlichkeit und Intelligenz können erfolgreich gegen einen Privatunternehmer nicht geltend gemacht werden, der zur Übernahme der Gefahr, bei solchem Unternehmen Geld zu verlieren, nur durch die Aussicht auf Gewinn bewogen werden kann, den er sich auf jede ihm gut erscheinende Weise zu sichern berechtigt fühlt. — Faßt nun der Staat im Bezug auf das Theater im Allgemeinen den Grundsatz in das Auge, den wir oben feststellten, dringt er auf Durchführung desselben, so muß er da machtlos erscheinen, wo er nicht zugleich in der Darreichung der Mittel sich betheiligt, welche den Nachtheil herrschender Übelstände abwehren sollen. — Kann der sächsische Staat in dem vorliegenden namhaften Falle dem Privatunternehmer des Leipziger Theaters gebieten, ausschließlich nur nach jenen höheren Grundsätzen sein Theater zu führen? Kann er ihm, kurz herausgesagt, die Aufführung trivialer Possen u. dergl. verbieten, sobald diese ihm den Zudrang der großen Menge sichern sollen? — Vermag er dieß nicht, darf er dann Leipzig zwingen wollen, zur Aufrechthaltung des von ihm erkannten richtigen Prinzipes aus eigenen Mitteln das Theater besonders zu unterstützen, da auch Leipzig bereits seine Steuer zum Zuschuß für das Haupt=Nationaltheater nach Verhältniß entrichtet? Nein! Der Staat muß also, um seine Macht auch hierin zu behaupten, — unterstützen. Dieß kann er dadurch, daß er zu allernächst

Das Leipziger Theater.

einen Theil des Hauptzuschusses Leipzig zutheilt. Stand das königl. Hoftheater bisher mit 40,000 Thlr. auf der Civilliste, so dürfte das Nationaltheater zu Dresden von nun an mit 30,000 Thlr. auszukommen haben, Leipzig somit 10,000 Thlr. jährlicher Subvention zugewiesen, sein Theater zum Nationaltheater erklärt, ihm dieselbe Organisation wie dem Dresdener gegeben, und seine Verwaltung somit unter die Verantwortlichkeit des Ministeriums ebenfalls gestellt werden. In einer Vereinigung mit der Stadt müßte die Anschaffung des Inventariums bestritten, der geringere Zuschuß aber durch den Vortheil erhöht werden, daß Dresden aus seiner zu gründenden (unten weiter zu besprechenden) Theaterschule ihm gute und wohlfeile Schauspieler zuführen soll. Die Erklärung, daß dem Nationaltheater zu Leipzig dieselbe Organisation, wie die des Nationaltheaters zu Dresden, gegeben werden soll, macht jedes weitere Eingehen auf die zukünftige Verfassung desselben hiermit unnöthig, da der Unterschied nur in einer verhältnißmäßigen Beschränkung des Ausgabe-Etat's besteht, welche an dem Prinzipe nichts ändert.

Die Provinzialstädte. Keine der übrigen Provinzialstädte ist bisher im Stande gewesen, sei es auch in noch so dürftiger Weise, ein stehendes Theater zu unterhalten. Selbst Chemnitz konnte höchstens nur während der Wintermonate genügende Einnahmen bieten. Diese Städte könnten somit keinerlei Anspruch auf stehende Nationaltheater erheben, da sie erwiesener Maaßen nicht im Stande sein würden, ihrer Seits die bei jedem Zuschusse noch nöthige Unterstützung durch Einnahmen zu gewähren. Ihre Betheiligung am vaterländischen Nationaltheater müßte daher vorzüglich auf die Gelegenheit des Besuches der Hauptstadt oder Leipzigs angewiesen werden.

Reisende Schauspieltruppen. Es haben jedoch in Sachsen zu jeder Zeit Direktoren von Schauspieltruppen Konzessionen zur Bereisung verschiedener Provinzialstädte von der Regierung erhalten: diese Truppen haben die Provinzialstädte auf längere oder kürzere Zeit besucht, und somit auch sie in unmittelbare Bekanntschaft mit dem Theater gebracht. Wie höchst mangelhaft diese Beziehungen des Theaters zum Publikum ausfallen müssen, wie verderblich für Geschmack und namentlich auch Sitten diese Wandertruppen von jeher gewesen sind, wie tief durch sie die Achtung vor dem Schauspielerstande noch jetzt, wo er auf der andern Seite so glänzend verzogen wird, niedergehalten ist, dieß ist so eindringlich in dem neuerschienenen Buche Eduard Devrient's: „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" dargethan, daß hier nur darauf hinzuweisen ist. Der Staat darf diese Institute nicht mehr dulden, vor Allem schon deßhalb nicht, weil er die Überwachung des Hauptgrundsatzes des Theaters: „auf die Veredelung des Geschmackes und der Sitten zu wirken" bei ihnen nicht durchzuführen vermag. Es ist daher der Regierung dringend anzuempfehlen, solche Konzessionen nie wieder zu geben noch zu erneuern, und für das Allernächste bereits dahin zu trachten, die laufenden Konzessionen einzuziehen und zu kündigen, selbst Opfer für Entschädigung der Betheiligten nicht zu scheuen, da ihm die höchste

Inkonsequenz zur Last gelegt werden müßte, wenn er für die Hauptstädte des Landes jenen nöthigen Grundsatz mit energischer Sorge aufrecht erhielte, dagegen für die Provinzen der Verhöhnung desselben sogar Vorschub leistete. Wie jedoch diese Städte für die Einbuße des vermeintlichen Genusses von früher vollkommen entschädigt und ihnen vielleicht ganz in dem Maaße und in der Zahl, als ihnen bisher theatralische Vorstellungen geboten wurden, der Genuß ungleich besserer Aufführungen verschafft werden soll, dieß zu erörtern behalten wir uns nach Besprechung einer zu gründenden Theaterschule vor.

Schon in rein ökonomischem Betracht hat bisher das Theater höchst unzweckmäßig verfahren, indem es nichts oder doch nichts Hinreichendes gethan hat, um aus sich selbst sich die nöthige Nahrung für sein künstlerisches Material zu schaffen: das Auffinden geeigneter und nützlicher Talente war bisher dem Zufalle überlassen; da nirgends etwas für deren Heranbildung geschah, waren sie selten, daher kostspielig, der eigentliche Virtuos fast unbezahlbar. Einrichtung einer Theaterschule.

So kam es auch, daß eigentliche Bildung von Schauspielern gar nicht mehr verlangt wurde, einiges Talent, vor Allem aber erlangte Routine genügte. Daher unter den intelligenten Klassen der Nation auch die noch bestehende innere Verachtung gegen den Schauspieler, zumal Sänger. Diesem Zustande, geistig und materiell so nachtheilig für das Theater, soll für alle Zeiten durch Errichtung einer Theaterschule und durch eine zweckmäßige Organisation derselben abgeholfen werden: ohne weitere bedeutende Kosten kann solche Schule als ein wesentliches Glied der Organisation des anständig dotirten Hauptnationaltheaters einverleibt, und auf folgende Grundlagen errichtet werden.

Das Ministerium erläßt und wiederholt in halbjährigen Zeiträumen die Bekanntmachung für das ganze Land, daß junge Männer, wenn sie mindestens bereits das 16te, junge Mädchen, wenn sie das 14te Jahr erreicht haben, zur Aufnahme in die Theaterschule zu Dresden sich melden können; die Ältern oder sonstigen Angehörigen der jungen Leute haben diese, sobald sie angenommen sind, drei Jahre lang in Dresden auf anständige und ehrbare Weise zu unterhalten, der Unterricht und alle Mittel zur Entwickelung vorhandener Fähigkeiten wird ihnen unentgeltlich, nach drei Jahren, in denen sich ihr entschiedenes Talent herausgestellt haben muß, auch ihre Versorgung durch ausreichenden Gehalt zugesichert. Jungen Leuten von ganz entschiedener großer Fähigkeit, denen die Mittel zu dreijährigem Unterhalt in Dresden erweislich abgehen sollten, wird auch dieser Unterhalt durch Unterstützung aus einem beständig zu erneuernden Fonds verschafft werden. Organisation d. Schule.

Das Lehrerpersonal wird folgendermaßen gebildet. Lehrer.

Aus der Zahl der Mitglieder des aktiven Theaterpersonales der beiden Theater ernennt der Direktor Lehrer der Schauspielkunst welche gegen eine festzusetzende Gehaltzulage den ihnen zugewiesenen Schülern in der praktischen Ausübung ihrer Kunst Unterricht zu ertheilen haben.

Ein vom Direktor angestellter Tanzmeister, welcher zugleich die Fechtkunst verstehen muß, sorgt für die körperliche Ausbildung der Zöglinge.

(Das die musikalische Ausbildung, namentlich die Gesangskunst Betreffende, behalten wir uns für die Besprechung der Kapelle vor.)

Aus dem gesammten Dichter- und Litteraten-Verein soll ferner, und zwar vom Vereine selbst, ein Lehrer der Ästhetik, dramatischen Kunst und Poesie ernannt werden, welcher als solcher beim Nationaltheater eine feste Anstellung erhält und aus der Theaterkasse bezahlt wird. Es ist dem Vereine überlassen zu bestimmen, ob seine Anstellung eine lebenslängliche oder temporäre, wechselnde sein soll. Dieser Lehrer hat in öffentlichen Vorlesungen vor dem gesammten aktiven Personale des Theaters unentgeltlich in jeder dem Theater irgend verwandten Beziehung über Kunst, Litteratur, Geschichte u. s. w. zu unterrichten, und hierbei namentlich auch auf die geistige Ausbildung der Schüler der Schauspielkunst, welche diesen Vorlesungen ebenfalls beiwohnen, Rücksicht zu nehmen: nach Ermessen des Direktors werden die Schüler ihm auch zu besonderem Unterricht zugewiesen.

Aufnahme und Klasseneinrichtung der Schüler.

Der Anmeldung des Schülers folgt sogleich eine vorläufige Prüfung seiner Fähigkeiten, demnach Aufnahme oder Zurückweisung erfolgt; im günstigen Falle tritt der Zögling in die dritte Klasse ein und genießt den Elementar-Unterricht, in jeder Abtheilung der Schauspiel- und Gesangskunst. Nach der ersten halbjährigen Prüfung vor dem gesammten Lehrerpersonale wird nochmals über seine Fähigkeiten entschieden: erwecken sie keine gegründeten Hoffnungen, so wird der Zögling seinen Angehörigen mit der Empfehlung eines anderen Berufes wieder zugewiesen: stellen sich die Hoffnungen sicherer heraus, so tritt er nach einem neuen halbjährigen Kursus, also mit Vollendung des ersten Lehrjahres, in die zweite Klasse.

In der zweiten Klasse soll der Zögling, bei unausgesetzter Fortbildung durch zweckmäßigen Unterricht, mit der praktischen Ausübung des Erlernten auf einem Übungstheater bekannt gemacht werden: selbst mit der wirklichen Bühne soll er vertraut werden, und zwar je nach seinen Fähigkeiten durch Mitwirkung im Sängerchor, als Figurant oder nach Befinden durch kleine Sprechrollen. In dieser Klasse hat er zwei volle Jahre zu verweilen, und nur bei ganz besonderem Talente und bei ungewöhnlich schnellen Fortschritten, die sich in den halbjährigen Prüfungen herauszustellen haben, könnte er schon früher in die erste Klasse treten.

In der ersten Klasse muß der Zögling bereits so weit zum praktischen Schauspieler herausgebildet sein, daß er auf dem Übungstheater jede seiner Individualität zusagende größere oder kleinere Rolle oder Gesangspartie aus einem Kreise dramatischer Schöpfungen, die den Standpunkt seiner bis hierher entwickelten Auffassungsgabe überhaupt nicht überschreiten, zur Zufriedenheit der Lehrer durchzuführen vermag. Hat sich diese Fähigkeit bis dahin nicht in ihm herausgestellt, ist aber der Chordirektor andererseits damit einver-

standen, so tritt er von nun an in das wirkliche Chorpersonal mit dem ihm zukommenden Gehalte ein. Nur wenn auch hierzu die Fähigkeiten nicht genügend erscheinen, auch sonst beim Theater kein Amt offen ist, das seinen Fähigkeiten entspräche und zu dessen Übernahme er sich geneigt zeigen würde, muß er noch schließlich entlassen werden.

Da nun aber für die sichere und selbständige Fortentwickelung des bis zu dieser ersten Klasse gereiften jungen Schauspielers nichts so nöthig ist, als die Erprobung seiner Leistungen und des Erfolges derselben vor einem wirklichen Publikum, nicht mehr bloß vor dem ihm vertrauten Lehrerpersonale, so entsteht die Frage, wie ihm dieß wirkliche Publikum zu verschaffen sei, da das Publikum der Hauptstadt zu fordern hat, nicht die Experimente künstlerischer Erziehung, sondern deren möglichst vollendete Resultate vorgeführt zu erhalten. Der junge Schauspieler wäre somit auf kleinere Theater zu verweisen; diese Theater müssen aber ebenfalls unter der Aufsicht des Direktors des Haupttheaters stehen, um den Einfluß der Schule fortan noch an ihm ausüben zu können. Dieß wird am zweckmäßigsten erreicht, wenn die eingezogenen Konzessionen zur Bereisung der Provinzialstädte in ihrer Gesammtheit dem Direktor des Haupttheaters zugestellt werden: dieser hätte daher nach dem sich herausstellenden Bedürfniß eine oder zwei Truppen zu bilden, in denen manches geringere Talent, statt es gänzlich zu entlassen oder bei jener halben Invalidität, welche Versorgung noch nicht zuläßt, dem höheren Interesse der Hauptbühnen aber hinderlich zu werden beginnt, zunächst noch zweckmäßig verwendet werden könnte. Diese Truppen würde er Regisseuren oder Direktoren seiner Wahl zur Führung anvertrauen, zugleich ihnen aber die Zöglinge erster Klasse je nach ihren Fähigkeiten einverleiben, um diesen somit die Laufbahn als praktische Schauspieler oder Sänger auf gut geleiteten Provinzialbühnen zu eröffnen. Die Zöglinge der ersten Klasse können somit bereits einen Gehalt beziehen, der am zweckmäßigsten für Alle auf einen gleichen Ansatz zu bringen wäre. Der aus diesen Zweig-Unternehmungen bei irgend geschickter Leitung immer noch zu verhoffende Überschuß kann aber zu einem Fonds gänzlich unbemittelter junger Leute verwendet werden, deren bei der Besprechung der Annahme von Zöglingen näher gedacht worden ist.

Der Direktor, oder ein von ihm Bevollmächtigter, wird so oft als möglich die Leistungen der Zöglinge auf den Provinzialtheatern selbst in Augenschein nehmen, von der Reife der einzelnen Talente sich überzeugen, und je nach dem Bedürfniß des Nationaltheaters das Personal desselben durch völlige Anstellung der Geeigneten ergänzen. Dieser Vortheil, gute und wohlfeile Schauspieler aus diesem Institute sich zu verschaffen, soll nun dem Nationaltheater zu Leipzig ebenfalls zustehen, so daß beide Nationaltheater des Landes aus dieser Theaterschule sich ergänzen. Die Direktoren beider Nationaltheater haben sich über die Anstellung jedes Zöglings nach ihrem Bedürfniß unter sich zu verständigen.

Erhält ein Zögling der ersten Klasse den Antrag zu einer Anstellung an einem auswärtigen Theater, so hat er dieß dem Direktor Anstellung der Zöglinge.

anzuzeigen; findet dieser an beiden Nationaltheatern sogleich oder binnen einem halben Jahre keine gleiche Stelle für ihn frei, so hat er dem Zöglinge die Erlaubniß zur Annahme jenes auswärtigen Antrages zu ertheilen, damit der ganzen Einrichtung durchaus kein Begriff von Menschenkauf und -Handel verbunden sein soll. Dagegen würde es den Direktoren beider Nationaltheater für den Fall, daß in der ersten Klasse der Zöglinge kein Talent vorhanden sei, welches eine im Personale entstandene Lücke zweckmäßig auszufüllen vermöchte, ebenfalls freistehen, von auswärtigen Theatern her dem Bedürfnisse abzuhelfen.

Der Vortheil dieser Einrichtungen für das Theater und die theatralische Kunst ist unbestreitbar: — das Theaterinstitut wird für das gesammte sächsische Vaterland zu einem organischen Ganzen, welches sich aus sich selbst erneut und fortbildet, und dem Schauspielerstande die vollkommenste Achtung und Gleichstellung mit jedem anderen Staatsbürger zusichert, weil seine Grundbedingungen auf denen der größten Bildung beruhen. —

Ein besonderer Vortheil entspringt für den höheren sittlichen Zweck des Staates daraus, daß er diesen Zweck für jeden Theil des Ganzen in Forderung stellen kann; seine Machtlosigkeit über die auf Selbsthülfe angewiesenen Provinzialtheater ist aufgehoben, und hierbei ist namentlich auch der wichtige Umstand in das Auge zu fassen, daß der Direktor des Haupttheaters es vollkommen in der Hand hat, dem Publikum der Provinzialstädte die Vorstellungen nur solcher Stücke vorführen zu lassen, welche von der Intelligenz des Landes — hierher bezüglich durch den vereinigten Ausschuß vertreten — als dem höheren Prinzip der dramatischen Kunst entsprechend erkannt worden sind. Er wird den Zweigtruppen erstens nur gute Stücke einstudiren lassen, zweitens, was sehr wichtig ist, nur solche, welche sich für deren Kräfte und Fähigkeiten eignen und zugleich dem bescheidenen Rahmen kleinerer Bühnen entsprechen, während jetzt dem Geschmack und Sitten höchst verderblichen Zustande nicht gewehrt werden kann, in welchem z. B. Opern und Stücke, welche für die kolossalen Dimensionen der größten Pariser Theater berechnet sind, mit den jämmerlichsten Entstellungen, von dem mangelhaftesten Personale und auf den ungeeignetsten Bühnen zu reproduziren versucht wird.

Der höhere Zweck der Kunst wird somit bis in das kleinste Verhältniß richtig erfaßt und durchgeführt, daher also dem gesammten Vaterlande ein entsprechender Antheil an dem Nationaltheater, allen intelligenten Kräften der Nation volle, freie Betheiligung dabei zugesichert, dadurch zugleich aber auch die vernünftigste und zweckmäßigste Fortentwickelung desselben nach der Fähigkeit und dem Willen der Nation begründet werden.

In Bezug auf die Provinzialtheater ist noch nachzutragen, daß, da 1) die Organisation in ihrem Betreff nicht eher wird in's Leben treten können, als bis eine erste Schülerklasse so weit als

nöthig gebildet sein wird, also mindestens erst in vier bis fünf Jahren, und da 2) die laufenden Konzessionen nicht sogleich werden einzuziehen sein, durch zu plötzliche Einziehung derselben auch zu viel Betheiligte sogleich brodlos gemacht werden dürften, – bis zum allmählichen Ablauf und als letzter Termin ihrer Einlösung ebenfalls vier bis fünf Jahre festgesetzt werden mögen, nach welchen sämmtliche Konzessionen erloschen und eingezogen sein sollen. Dieß würde jedoch am zweckmäßigsten sogleich den Inhabern der Konzessionen zu insinuiren sein, zumal da in der gegenwärtigen bewegten Zeit an und für sich diese Konzessionen wenig Vortheil gewähren, indem die meisten Truppen — namentlich im Angesicht des Sommers — in der Auflösung begriffen sind.

Zunächst aber stellt der Minister einen Direktor des Dresdener Nationaltheaters an, mit dem Auftrage, die neue Organisation, in dem Maaße und so allmählich als ihm das zweckdienlich erscheint, in das Leben zu rufen.

Bei der hiermit beabsichtigten Organisation eines deutschen Nationaltheaters für das Königreich Sachsen ist es völlig unmöglich, daß entschiedene Misbräuche und Übelstände andauernd bestehen könnten, sie müßten denn in der Unfähigkeit oder dem üblen Willen der bei dieser Organisation vollkommen mitbetheiligten Nation selbst begründet sein: für diesen undenklichen Fall würde jedoch auch kein Machtgebot der Welt abhelfen können. Daher würde jede nähere Bestimmung oder Vorschrift, außer der für die Organisation selbst nöthigen, durchaus überflüssig sein: denn die Zweckmäßigkeit derselben entspringt lediglich aus der Sache selbst. Nur einen Punkt halten wir noch für so wichtig, daß seine Erörterung im Voraus uns nöthig erscheint: dieß ist die Festsetzung der Zahl theatralischer Vorstellungen.

Zahl der Theater-vorstellungen.

In Dresden hat zuletzt die Annahme stattgefunden, an jedem Abende der Woche — also siebenmal wöchentlich — im Theater zu spielen. Der größte Nachtheil für den Geist und die Beschaffenheit der Vorstellungen bei Festhaltung dieser Annahme ist unverkennbar, wenn man bedenkt, daß Vorstellungen noch so beliebter Stücke nicht schnell und häufig nach einander wiederholt werden können, da das Theater-Publikum nicht mannigfaltig und groß genug ist; — daß demnach ein mannigfaltiger Wechsel der Stücke und ihrer Gattungen zunächst nur vermag, die nöthige Theilnahme des Publikums am Theaterbesuch zu fesseln; — daß folglich fast das ganze Repertoir einer Woche aus verschiedenen

und verschiedenartigen Stücken zusammengesetzt sein muß, diese Anforderung aber die Möglichkeit genügender Vorbereitung und somit der Verantwortlichkeit für möglichst vollendete Aufführung der Stücke ausschließt. Sollte in der Theorie dieser große Übelstand überwindbar erscheinen, so hat alle Praxis es dagegen vollständig widerlegt. Es hat sich gefunden, daß bei dieser starken Anzahl von Aufführungen in jeder Woche dieser oder jener beabsichtigten Vorstellung Hindernisse entgegengetreten sind und verursacht haben, daß, um der Konvention zu genügen, sogenannte Aushülfsvorstellungen zu Stande kamen, welche in der Regel von einer Beschaffenheit sind, daß sie dem anwesenden Publikum den Besuch des Theaters für ein nächstes Mal verleiden, dem künstlerischen Interesse aber außerdem von höchstem Nachtheil sind, indem sie durch sich den Begriff des Handwerksmäßigen in Fülle aufkommen lassen und nähren.

Der Erwägung dieser, auch von der bisherigen Theaterverwaltung vollkommen anerkannten Übelstände, wurde hauptsächlich gegenübergestellt: Dresden habe zu viele Fremde und solche Leute, die an einem Abende, an dem kein Theater wäre, nicht wissen würden, wie sie die Zeit hinbringen sollten. In dieser Erwiderung liegt unseres Erachtens die bitterste Anklage der bisher verbreiteten Ansicht vom Theater. Also nur wenn die Leute nicht wissen, was sie vor langer Weile mit einem Abende anfangen sollen, nahm man an, daß sie das Theater besuchen würden? In der That, bei einem großen Theile des Publikums ist diese Ansicht zur Gewohnheit, das Theater somit zu einer bloßen Unterhaltungsanstalt, zum Zeitvertreib als Surrogat für Kartenspiel u. dergl. herabgesunken. Wollten wir nun von vornherein nicht eine bei weitem höhere und würdigere Ansicht vom Theater in's Auge fassen und zur Geltung zu bringen suchen, so begriffen wir nicht, mit welchen Ansprüchen wir die thätige Unterstützung der Nation irgendwie für dieses Institut zu fordern uns unterfangen sollten. Unsere Ansicht ist daher, wie wir sie dargethan haben, eine edlere; nach ihr beanspruchen wir die vollste und regeste Theilnahme der gesammten Nation an einer künstlerischen Anstalt, welche im Verein mit allen Künsten ihren Zweck in der Veredelung des Geschmackes und der Sitten erkennt. Diese Theilnahme des Publikums muß eine thätige, energische, — nicht schlaffe und oberflächlich genußsüchtige sein. Schon

aus diesem Grunde müssen wir daran denken, uns ihm nie in einem handwerksmäßigen Lichte zu zeigen, ihm nie Vorstellungen vorzuführen, welche in der gewöhnlichen Theaternoth zu Stande gekommen sind: sondern jede muß den Stempel möglichster Vollendung an sich tragen, damit die Kunst stets ihre Achtung gebietende Würde behaupte. Dieß wird zunächst auch mit durch Beschränkung der sogenannten Spieltage erreicht werden. — Aber noch andere Gründe sind dafür anzuführen; nämlich, wenn das Theater eine rege und möglichst unausgesetzte Theilnahme der Nation unterhalten soll, muß es diese Theilnahme sich nicht dadurch verscherzen, daß es das Publikum Tag für Tag auffordert; es muß an bestimmten Tagen der Woche freiwillig zurücktreten, welche dem Staatsbürger zu seiner Betheiligung an der Berathung des Volkswohles, der Familie für den Genuß ihrer selbst, sowie den anderen ungemischten Künsten, namentlich der selbständigen Vokal- und Instrumental-Musik zu Aufführungen zugewiesen sein müssen. Somit tritt auch das Theater und seine Angehörigen zu dem Staate in ein harmonisch betheiligtes Verhältniß.

Vollkommen irrthümlich ist die Annahme, als ob bei einer Beschränkung der Spieltage die Einnahme leiden müsse: — einige gute Einnahmen der Woche entschädigen kaum für die, bei Überhäufung der Spieltage unvermeidlichen, mehreren schlechten. Ist die Theilnahme des Publikums auf eine geringere Zahl von Vorstellungen beschränkt, so wird es diesen auch ausschließlicher sein Interesse zuwenden: das Bewußtsein, jeden Abend ein gewisses Vergnügen genießen zu können, stumpft das Verlangen darnach ab. Es wird und muß sich unausbleiblich herausstellen, daß z. B. fünf gute Vorstellungen einer Woche besser besucht sein und mehr eintragen müssen, als sieben mittelmäßige, unter denen einige ganz schlechte. Ein unbedingter Gewinn ist schon die Ersparniß der Tageskosten und somit die Reduktion des jährlichen Ausgabe-Etats.

Daher möge von vornherein eine Bestimmung festgesetzt werden, wonach z. B. die Spieltage am Nationaltheater zu Dresden von der Zahl sieben auf höchstens fünf herabgesetzt werden, und so für Leipzig verhältnißmäßig ähnlich.

Das musikalische Institut.

In unmittelbarem Zusammenhange mit dem Theater steht die musikalische Kapelle.

Dieses Institut, ursprünglich (wie es seine Benennung „Kapelle“ bekundet) zur Verherrlichung des Gottesdienstes durch musikalische Feier desselben begründet, erhielt zunächst seine weltliche Bestimmung durch seine Mitverwendung zur Ergetzung des fürstlichen Hofes bei Festen u. dergl.; zu diesen Ergetzungen gehörte früher namentlich auch die italienische Oper. Im Laufe der Zeiten ist die Bestimmung dieses Institutes immer mehr der Weltlichkeit zugewendet und der Öffentlichkeit zum Mitgenusse seiner Leistungen erschlossen worden, so daß endlich seit Errichtung des Hoftheaters seine Verwendung zum allergrößten Theile diesem zugewiesen ist: die Kapelle hat zwar noch in derselben Ausdehnung wie früher den musikalischen Kirchendienst zu versehen, und es ist daher auf der Civilliste Sr. Maj. des Königs namentlich um dieser Bestimmung willen seiner gedacht; der bei weitem überwiegend gewordene Theil seiner Beschäftigung kommt jedoch dem Theater zu gut, in welchem für Schauspiel und Oper das Orchester einzig von ihm gestellt wird. Seine Benutzung zur Privatunterhaltung des Hofes hat sich von selbst auf diese Weise außerordentlich beschränkt; die Kapelle hat in der letzten Zeit nur am Neujahrstage während der königlichen Tafel, und am zweiten Ostertage bei einem Hoffeste einen Theil der Unterhaltung zu besorgen gehabt, außerdem sind an verschiedenen Abenden, namentlich des Winters, einzelne Virtuosen der Kapelle zur Unterhaltung des Hofes mit verwendet worden. Der Genuß an den Leistungen des Institutes ist somit fast ausschließlich der Öffentlichkeit zugewendet, und zum größten Theile bestehen diese in seiner Mitwirkung bei den Theateraufführungen, sowie in großen Konzertaufführungen selbst: seine ursprüngliche Bestimmung für die Kirche beschränkt sich gegenwärtig fast lediglich nur auf die Beibehaltung der Anzahl der Dienste: der Geist derselben hat namentlich dadurch großen Abbruch gelitten, daß der vokale Theil der Kapelle fast gänzlich vernachlässigt worden ist, ein Gegenstand der Betrachtung, dem wir uns alsbald ausführlich zuzuwenden beabsichtigen.

Unter solchen Umständen ist denn vorzüglich der instrumentale Theil der Kapelle, das eigentliche Orchester, zu entsprechender Blüthe gediehen: er ist es, der die Ehre des ganzen Institutes getragen und der Nation Achtung vor ihm gesichert hat. Seine Erhaltung und zeitgemäße Fortentwickelung würde daher nicht nur im äußersten Interesse der Kunst, sondern auch im Wunsche der Nation begründet sein. Es fragt sich aber, ob die zur Erhaltung der Kapelle auf der Civilliste jährlich ausgesetzte Summe nicht zweckmäßiger als bisher verwendet werden kann, um in ihr ein musikalisches Institut herzustellen, in dessen Organisation sämmtliche Theile der absoluten Musik eingeschlossen und gleichmäßig vertreten seien, das ferner in sich selbst die Quelle der Erneuerung und Fortbildung ernähre, und das endlich für die Pflege der Musik im gesammten sächsischen Vaterlande von Nutzen wäre? Die Lösung dieser wichtigen Aufgabe ist allerdings bisher vernachlässigt, ja die Aufgabe selbst nicht erkannt worden; und in demselben Grade, wie beim Theater, ist dieser Übelstand auch hierbei darin begründet, daß zu der obersten Leitung auch des betreffenden Institutes bis jetzt derselbe Beamte des Hofstaates bestellt worden ist, bei dem ein spezielles künstlerisches Sachverständniß nicht vorausgesetzt wurde, ohne welches, auch bei dem redlichsten und vortrefflichsten Willen zu dem Besten, das wahre Beste für die Kunst selbst doch nie erkannt werden kann.

Die Zahl der Mitglieder eines solchen musikalischen Institutes ist nach dem vorhandenen, namentlich durch die Räumlichkeit der Kunstlokale genau sich bestimmenden Bedürfnisse ein- für allemal als zweckdienliche Norm festzusetzen: die Anforderungen an die einzelnen Glieder des Organismus sind ein- für allemal genau zu ermitteln; die verhältnißmäßigen Ausgaben dafür bilden in ihrer Gesammtheit den Etat, welcher ebenfalls von vornherein fest bestimmt wird, und somit bleibt der Verwaltung nur die Aufgabe, nach Ermessen der künstlerischen Zweckmäßigkeit die Ausfüllung des Etats anzuordnen, und hierzu kann nur Derjenige berufen sein, dem die künstlerische Leitung des Institutes mit der unmittelbaren Verantwortlichkeit für dessen Leistungen übertragen ist, und das ist der Kapellmeister (oder musikalische Dirigent), wie beim Theater der sachverständige, aus dem Theater selbst

hervorgebildete Direktor. Seine Verantwortlichkeit muß jedoch dem Institute gegenüber wohl begründet sein, und dieß wird durch eine verfassungsmäßige Organisation desselben am sichersten erreicht werden. Die Organisation des Institutes ist daher zuvörderst in das Auge zu fassen, und nach Ermittelung dessen, wie der jährliche Etat am zweckmäßigsten zur harmonischen Beschaffung eines vollständigen Ganzen zu verwenden sei, werden sich die Glieder sicherer herausstellen, welche in selbständiger Vertretung und Betheiligung zur Aufrechthaltung des guten künstlerischen Geistes selbst beitragen sollen. —

Gesangschor.

Das Instrumentalorchester tritt bei allen Aufführungen, sei es in der Kirche, im Theater oder in Konzerten, in mehr oder weniger unmittelbares Zusammenwirken mit dem Gesangschor: für die Kirche werden wir nachweisen, daß, nach allen Begriffen von einer würdigen Kirchenmusik, das Orchester sogar vor dem Gesangschor zurückzutreten hat. Dieser sehr wichtige Theil des gesammten musikalischen Institutes nun, wie ist er gegenwärtig beschaffen?

Kirchensänger.

Für den Kirchengesang sind aus dem Kapellfonds eine Anzahl Sänger besoldet, welche nach der Eigenschaft, ob sie katholischen Bekenntnisses sind, aus der Zahl der Opernsänger angestellt werden: zu bemerken ist hierbei, daß schon des geforderten Glaubensbekenntnisses wegen die Auswahl schwierig und beschränkt ist, daß ferner bisher die Unterstützung eines Kirchengehaltes oft auch zum Unterhalt von Sängern verwendet wurde, welche für den Operngesang bereits halbe Invaliden waren, oder solcher, deren Gehaltsforderungen der Theaterkasse zu lästig fielen, daher ein Theil derselben auf den Kapellfonds übertragen wurde, jedoch gegen die stillschweigend getroffene Übereinkunft, solange die Stimme des Sängers in Kraft für die Bühne sei, sie für die Kirche nicht in Anspruch zu nehmen. Die Zahl dieser sogenannten „Solosänger“ wurde durch fünf bis sechs katholische Theater=Choristen verstärkt, so daß die Gesammtzahl der Männerstimmen gegenwärtig vierzehn betrug. Die Frauenstimmen: Sopran und Alt, wurden mit zehn bis zwölf Knaben aus der hiesigen katholischen Freischule (für diesen Zweck meistens aus Böhmen rekrutirt) besetzt, welche von einem „Instructor“ einstudirt werden. Für Sopran und Alt waren früher italienische Kastraten als Solosänger angestellt, welche jetzt der sittlichen Stimme der Zeit gänzlich gewichen sind. Diese 24 bis 26 Sänger, welche ein eigentliches Chorinstitut ihrer höchst verschiedenen Beschaffenheit wegen gar nicht ausmachen, werden nun in der Kirche von einem 50 Mann starken Orchester begleitet: das Orchester, in einem unverhältnißmäßigen Übergewicht gegen die Sänger, führt im Verein mit diesen Kompositionen aus, welche von den im vorigen Jahrhundert bis in den Anfang dieses in der hiesigen Kapelle angestellten Kapellmeistern verfaßt worden sind, und zum größten Theile einem Style angehören, in dem (veraltete) weltliche Virtuosität am meisten,

kirchliche Würde mit geringen Ausnahmen aber fast gar nicht vertreten ist. Dieß für jetzt nur beiläufig erwähnt, bestätigen wir, daß die soeben bezeichneten Sänger das einzige der Kapelle einverleibte Vokalinstitut bilden.

Der Theaterchor ist in der letzten Zeit der Gegenstand neu erregter Sorgfalt gewesen. Vor noch 30 Jahren war ihm, zumal in der damals ausschließlich herrschenden italienischen Oper, eine so geringe Wichtigkeit zugetheilt, daß er in einer nur schwachen Anzahl von Chorsängern vertreten war. Seit dem Hervortreten einzelner deutscher, namentlich aber auch der modernen großen französischen Opern, ist seine höhere Wichtigkeit immer mehr erkannt und sind von Zeit zu Zeit den künstlerischen Forderungen für seine Verstärkung allmählich Zugeständnisse gemacht worden. In neuester Zeit sind auch Schritte geschehen, den Chorsänger in Bezug auf Gehalt und Versorgungsmöglichkeit aus einem Zustand tiefster Erniedrigung zu emanzipiren. Die Ansprüche an den einzelnen Chorsänger sind allerdings, dem dramatischen Sänger und auch dem Mitgliede des Orchesters, von dem individuelle künstlerische Ausbildung ebenfalls gefordert wird, gegenübergehalten, geringerer Natur: für ihn genügt der Besitz einer Stimme untergeordneterer Gattung, ein unanstößiges Äußere und Fleiß. Seine nützliche Verwendung und erfolgreiche Wirksamkeit im vollkommen gleichmäßig geordneten Verein mit seinen zahlreichen Kollegen ist hauptsächlich das Verdienst des Chordirektors, der ihn für diesen Zweck erzieht. Immerhin kann und darf die staatliche Gesellschaft aber nicht dulden, zu dem Zweck ihrer höheren Vergnügungen den Choristen als Sklaven verwendet zu sehen, und das war und ist er, wenn bei einer starken Beschäftigung, die ihm jeden anderen Erwerb unmöglich macht, sein Gehalt fast kaum zum allernöthigsten Auskommen ausreichte, seine Versorgung bei eingetretener Unfähigkeit aber nur in seltenen Fällen der Gnade des Königs empfohlen werden konnte. Hiergegen ist in der neuesten Zeit einige, doch aber nicht vollkommen ausreichende Sorge getragen worden. Vor Allem ist aber noch sein künstlerischer Bestand ungenügend: bei seinem Zusammenwirken mit dem Orchester der Kapelle ist er zumal der Stärke nach im entschiedenen Nachtheil, seine künstlerische Zucht durch eine wirklich organisirte Chorschule noch nicht hinlänglich begründet. Diese Übel treten in der Oper und im Konzert namentlich noch störend hervor.

Theaterchor.

Nach dem neuesten Bestand sind die Ausgaben der Theaterkasse für den Theaterchor, mit Chordirektor, 8000 Thlr.; hierzu tritt die Bezahlung eines Hülfschores von Militairsängern, welcher zu den meisten Opern hinzugezogen wird, wodurch die Gesammtausgaben ziemlich auf 10,000 Thlr. steigen. Schlagen wir daher 10,000 Thlr. als die nöthige Summe an, welche vom Dresdener Theater für einen guten Chor bewilligt werden muß, so nehmen wir ein= für allemal diese 10,000 Thlr. als stehende Ausgabe von der Subvention für das Theater fort; aus dem Kapelletat ziehen wir dagegen die 5000 Thlr., welche gegenwärtig für das Kirchengesangsinstitut verwendet werden, heraus, so erhalten wir 15,000 Thlr., und diese sind unserer aus=

Dotirung eines Chorinstitutes.

zuführenden Berechnung gemäß ausreichend zur Dotirung eines Chorinstitutes, welches, dem Orchester der Kapelle entsprechend zur Seite stehend, in Kirche, Theater und Konzert seinen Platz würdig ausfüllen wird.

Die Ausführbarkeit dieses Entwurfes ist zunächst durch das Eingehen des bisherigen Kirchengesangsinstitutes bedingt: von diesem ist hier daher ausführlicher zu sprechen.

Die katholische Kirchenmusik.

Soll die katholische Kirchenmusik, unter den bestehenden Zeitstimmungen zumal in der katholischen Hofkirche zu Dresden, mit gerechtem Anspruche erhalten werden, so muß sie die fast gänzlich verloren gegangene Würde religiöser Erhabenheit und Innigkeit wieder erhalten. Pabst Marzellus wollte im 16. Jahrhundert die Musik gänzlich aus der Kirche verweisen, weil die damalige scholastisch spekulative Richtung derselben die Innigkeit und Frömmigkeit des religiösen Ausdruckes bedrohte: Palestrina rettete die Kirchenmusik vor der Verbannung, indem er diesen nöthigen Ausdruck ihr wieder verlieh; seine Werke, sowie die seiner Schule und des ihm zunächst liegenden Jahrhunderts schließen die Blüthe und höchste Vollendung katholischer Kirchenmusik in sich: sie sind nur für den Vortrag durch Menschenstimmen geschrieben. Der erste Schritt zum Verfall der wahren katholischen Kirchenmusik war die Einführung der Orchester-Instrumente in dieselbe: durch sie, und durch ihre immer freiere und selbständigere Anwendung, hat sich dem religiösen Ausdruck ein sinnlicher Schmuck aufgedrängt, der ihm den empfindlichsten Abbruch that, und von dem schädlichsten Einfluß auf den Gesang selbst wurde: die Virtuosität des Instrumentualisten hat endlich den Sänger zu gleicher Virtuosität herausgefordert, und bald drang der weltliche Operngeschmack vollständig in die Kirche ein: gewisse Sätze des heiligen Textes, wie: Christe eleison, wurden zu stehenden Texten für opernhafte Arien gestempelt, und nach dem italienischen Modegeschmacke ausgebildete Sänger zu ihrem Vortrage in die Kirche gezogen. —

In Dresden.

Der Zeit, in der diese gänzlich verderbte und entweihte Richtung zur herrschenden geworden war, gehört die Einrichtung eines katholischen Hofgottesdienstes in Dresden an: von diesem Ausgangspunkte hat sich die Kirchenmusik in der hiesigen katholischen Hofkirche ausgebreitet, in dieser weltlichen Richtung fortgebildet. Durch Herbeischaffung kostspieliger Sänger, namentlich von Kastraten, wurde den Komponisten die Aufgabe gestellt,

auf die Ausbeutung und Verwendung dieser Talente bedacht zu sein, und sämmtliche Kirchenkompositionen, welche gegenwärtig noch den verwendbaren Vorrath für den musikalischen Gottesdienst ausmachen, gehören bis auf einzelne, hie und da, und in den einzelnen Theilen zerstreute Ausnahmen, dieser mit Recht jetzt als verwerflich und den gesunden religiösen Geist geradezu verhöhnend erkannten Geschmacksrichtung an. Fügen wir dem nun noch hinzu, daß die Bedingungen, welche für Dresden jene Kompositionen hervorriefen, jetzt erloschen, daß nämlich die Sänger, zumal die Kastraten, jetzt nicht mehr vorhanden sind, daß daher die für ihre Virtuosität berechneten einzelnen Gesangsstücke jetzt von Sängern, denen diese Virtuosität gänzlich fremd ist, die Partien der Kastraten namentlich von Knaben stümperhaft vorgetragen werden müssen, so tritt das Widernatürliche, oft Empörende der Beibehaltung dieser Kirchenmusik mit Entschiedenheit heraus. — Als nächstes Mittel zur Abhülfe könnte vorgeschlagen werden, einige Sängerinnen in die Kirche einzuführen, um die Kastraten zu ersetzen: fernerhin das Repertoir der Kirchenmusikstücke selbst sorgfältig aus solchen Kompositionen auszuwählen, welche jener schlechten Richtung am wenigsten angehören. Seitdem die Kirchenmusik durch Einführung der Orchesterinstrumente im Allgemeinen von ihrer Reinheit verloren hat, haben nämlich nichtsdestoweniger die größten Tonsetzer ihrer Zeiten Kirchenstücke verfaßt, die an und für sich von ungemeinem künstlerischen Werthe sind: dem reinen Kirchenstyle, wie es jetzt ihn wiederherzustellen aus so vielen Gründen an der höchsten Zeit wäre, gehören auch diese Meisterwerke dennoch nicht an: sie sind absolute musikalische Kunstwerke, die zwar auf der religiösen Basis aufgebaut sind, viel eher aber zur Aufführung in geistlichen Konzerten, als während des Gottesdienstes in der Kirche selbst sich eigenen, namentlich auch ihrer großen Zeitdauer wegen, welche den Werken eines Cherubini, Beethoven u. s. w. die Aufführung während des Gottesdienstes gänzlich verwehrt. Wollten wir nun, indem wir aber immer noch auf volle Reinheit der Kirchenmusik Verzicht leisteten, diese Meisterwerke der Komposition, z. B. durch Kürzungen, zu dem Gebrauch in unserer katholischen Hofkirche herrichten, so entstünde in der Räumlichkeit unseres Chores selbst ein unüberwindliches Hinderniß. Der Raum, der für die Aufstellung des Orchesters und Chores uns

gegeben ist, würde ohne einen gänzlichen Umbau, und somit ohne Zerstörung der architektonischen Anlage des ganzen Schiffes, nicht in dem Maaße erweitert werden können, daß eine der nothwendigen Stärke des Orchesters entsprechende (für diese Kompositionen aber unbedingt nöthige) Anzahl von Chorsängern Platz fände. Die menschliche Stimme, die unmittelbare Trägerin des heiligen Wortes, nicht aber der instrumentale Schmuck, oder gar die triviale Geigerei in den meisten unserer jetzigen Kirchenstücke, muß jedoch den unmittelbaren Vorrang in der Kirche haben, und wenn die Kirchenmusik zu ihrer ursprünglichen Reinheit wieder ganz gelangen soll, muß die Vokalmusik sie wieder ganz allein vertreten. Für die einzig nothwendig erscheinende Begleitung hat das christliche Genie das würdige Instrument, welches in jeder unserer Kirchen seinen unbestrittenen Platz hat, erfunden; dieß ist die Orgel, welche auf das Sinnreichste eine große Manichfaltigkeit tonlichen Ausdruckes vereinigt, seiner Natur nach aber virtuose Verzierung im Vortrag ausschließt, und durch sinnliche Reize eine äußerlich störende Aufmerksamkeit nicht auf sich zu ziehen vermag. Für die Aufstellung eines starken Sängerchores, statt des Orchesters, ist die uns überwiesene Räumlichkeit in der hiesigen katholischen Hofkirche ganz vorzüglich geeignet, und es muß die Wirkung seines Vortrages eine ungemein schöne und erhebende in diesem Gebäude sein, welches in seiner Akustik der ruhiger sich bewegenden menschlichen Stimme von größtem Vortheil ist, während das unruhiger sich bewegende Instrumentale von oft höchst nachtheiliger Wirkung für das Gehör und somit für das Verständniß der Musik wird, da der außerordentlich thätige Schall es verwirrt und zur Dissonanz bringt.

Vokalmusik allein.

Zwei Hindernisse stehen zunächst der Einführung der reinen Vokalmusik in unsere katholische Hofkirche entgegen. Das erstere, durch einen geeigneten Entschluß der betreffenden Behörde sogleich zu beseitigende, besteht in der, für Herstellung eines guten und starken Chores nothwendigen, Zulassung von Frauen, sowie in der Unmöglichkeit, das Personal nur aus Mitgliedern des katholischen Kirchenverbandes zu stellen. Wir beabsichtigen mit der ganzen Einrichtung lediglich die Wiederherstellung einer wahrhaft erhebenden, religiösen Kirchenmusik: der katholischen Geistlichkeit kann aus allen erdenklichen Gründen nur daran gelegen sein, dieß Unternehmen auf jede Weise zu fördern. Frauen sind bereits in vielen katholischen Kirchen anderer Länder für den Kirchengesang

Einführung von Frauen und Protestanten in die Kirche.

zugelassen worden: bestände für Dresden aus dem Grunde, daß der an und für sich prunkende katholische Gottesdienst in einer zum überwiegend größten Theile protestantischen Stadt durch den Umstand, daß auch Frauen dabei betheiligt wären, noch mehr eine bloß neugierige Masse in die Kirche ziehen möchte, ein besonderes Bedenken dagegen, so wäre dem zu erwidern, daß — da dem weiblichen Geschlechte doch an und für sich der Besuch selbst des Schiffes aus reiner Neugier ebenfalls nicht gewehrt werden kann, in der erhöhten Stellung auf dem Chor ihm wohl noch eher ein Platz anzuweisen wäre, und daß ja außerdem ihr deutlicher Anblick durch ein den Chor umgebendes Gitter verwehrt werden könnte; zumal dürfte aber auch die Versicherung genügen, daß die gefeierten Virtuosenstimmen der Oper prinzipmäßig nicht zur Kirche hinzugezogen werden sollen, da die etwa vorzutragenden „Soli" von der Beschaffenheit sein werden, daß für ihren einfachen Vortrag die sogenannten Chorführerinnen vollkommen ausreichen. — Die Anforderung katholischen Glaubensbekenntnisses bei jedem Mitgliede des Chores dürfte von der katholischen Geistlichkeit in einem fast durchaus protestantischen Lande in unserer Zeit wohl kaum mehr als unzubeseitigend festgehalten werden, schon weil wir dadurch den meisten Kindern des Vaterlandes die Versorgung durch dieses Chorinstitut verwehren müßten. Zur Überwindung dieses Bedenkens wird aber noch die Übereinkunft genügen, daß der eigentliche Ceremoniengesang nur von einer Anzahl katholischer Mitglieder des Chores besorgt werden soll.

Das zweite, erst mit der Zeit allmählich zu überwindende Hinderniß besteht in dem Mangel an Vorrath der nöthigen Kirchenstücke für eine Vokalmusik. Ihm kann nur nach und nach abgeholfen werden, und es möge dafür folgendes Verfahren eintreten. *Allmähliche Einführung.*

Schon jetzt werden eine Anzahl geeignet erscheinender Kompositionen Palestrina's und seiner Nachfolger ausgesucht: die Kapellmeister erhalten den Auftrag, die verloren gegangenen Überlieferungen für den Vortrag derselben nach künstlerischem Ermessen wieder herzustellen, diese Werke somit, wie dieß erwiesener Maaßen sehr wohl möglich ist, zu der vollen Frische und Wärme religiösen Ausdruckes wieder zu beleben, und für das Einstudiren in diesem Sinne Sorge zu tragen. — Aus einem weiter unten zu ermittelnden Fonds werden an sämmtliche Komponisten des Vaterlandes und Deutschlands überhaupt Preise für gute Kirchenkompositionen im reinen Vokalsatz, zugleich auch für Auffindung älterer Kirchenkompositionen mit zweckmäßiger Wiederauffrischung und Bezeichnung des Vortrages derselben ausgeschrieben. — Bis nun mit der Zeit das Repertoir stark und mannigfaltig genug geworden ist, um den gesammten Bedarf eines Kirchenjahres damit auszufüllen, muß der bisherige Bestand der Kirchenmusik in der Weise aufrecht erhalten werden, daß zunächst nur ausnahmsweise ab und zu der Dienst durch reine Vokalmusik mit verstärktem Chor versehen wird; in dem Verhältnisse nun, als der Vorrath an Vokalkompositionen anwächst und zugleich die jetzt bestehenden, nach und nach aufzuhebenden, Kontrakte der bisherigen Kirchensänger erlöschen, werden die bisher verwen-

deten Kirchenkompositionen, also auch die Mitwirkung des Orchesters dabei, gänzlich aus der Kirche zurückgezogen, um endlich der Vokalmusik und ihren Kompositionen allein Platz zu machen. Das Orchester wird dagegen in größeren geistlichen Konzerten genügend dazu beitragen können, im Verein mit dem vollen Chor die Meisterwerke der Kirchenmusik im gemischten Styl als eine selbständige Musikgattung der Öffentlichkeit vorzuführen, so daß mit dieser neuen Einrichtung nur das Schlechte, nicht aber das Gute, was in dieser Gattung geschaffen ist, verloren gehen wird. —

Das somit zu einem würdigen Gliede des musikalischen Gesammt-Institutes erhobene Chorinstitut soll nun folgender Weise organisirt werden. —

Einrichtung des Chorinstitutes.

Die Anzahl der Chorsänger muß grundsätzlich so bestimmt werden, daß sie beim Zusammenwirken mit dem Orchester möglichst die Zahl der Instrumente noch um etwas übertrifft: es ist erwiesen, daß das Orchester selbst einem doppelt so starken Chore immer noch vollkommen gewachsen ist. Die jährliche Summe von 15,000 Thlr. würde, mit einiger Verbesserung der bisherigen Gehalte, für 70 Choristenstellen, Chordirektor, Substituten u. s. w. in dieser Weise zu verwenden sein:

Chorschule.

Da die Anforderungen an einen guten Choristen bescheidener Natur sind, so läßt sich voraussetzen, daß das sächsische Vaterland und schon Dresden an und für sich genügenden Vorrath an geeigneten Talenten bieten wird: das Chorinstitut soll daher hauptsächlich durch Angehörige des Vaterlandes ergänzt und erhalten werden. Zu diesem Zwecke hat das Institut die Verpflichtung zu übernehmen, durch Unterrichtertheilung die Andauer eines guten Fortbestandes sich selbst zu versichern. Zugleich mit der Bekanntmachung für die Theaterschule soll daher halbjährlich die Aufforderung zur Aufnahme in die Chorgesangschule erlassen werden. Die darauf sich meldenden jungen Leute, die Männer ebenfalls nicht unter 16, die Mädchen nicht unter 14 Jahren, haben sogleich sich zu erklären, ob sie nur für den Chor, oder ob sie auch für das Theater sich ausbilden wollen. Im letzteren Falle entscheidet zunächst eine Prüfung über deren Fähigkeit; — wird sie nicht für ausreichend erachtet, so hat der Chordirektor in einer besonderen Prüfung seine Tauglichkeit zum Chorsänger zu beurtheilen: wird sie als genügend erkannt, so steht es dem Betreffenden frei, ausschließlich nur in die Chorschule zu treten; auch den Schülern des Chorgesanges wird jedoch der Anspruch darauf zuerkannt, um die Zeit der halbjährlichen Prüfungen der Zöglinge der Theaterschule zu einer wiederholten Erprobung ihrer etwa noch sich herausstellenden Fähigkeiten auch für das Schauspiel oder die höhere dramatische Gesangskunst sich zu melden. — Jeder Zögling auch der Theaterschule hat bei irgend ausreichender Stimmbegabtheit den Unterricht in der Chorschule mit durchzumachen: das betrifft selbst die talentvolleren Zöglinge, deren Fähigkeit sie für den höheren dramatischen Gesang bestimmt hat, da die Erfahrung lehrt, wie wichtig die Übungen im geregelten Chorgesange zur Pflege und Erstarkung musikalischer Anlagen sind.

Das somit allen Vermuthungen nach ziemlich starke Personal der Zöglinge und Theilnehmer der Chorgesangschule wird in diejenigen zwei Klassen eingetheilt, welche der dritten und zweiten Klasse der Theaterschule entsprechen. In der dritten Klasse der Theater- oder der zweiten der Chor-Schule erhalten die Zöglinge ein Jahr lang den Elementar-Unterricht in der Musik und im Gesang im Allgemeinen vom Chordirektor oder dessen Substituten unentgeltlich: vom Tanz-, Fecht- und Exercier-Meister wird ihre körperliche Ausbildung gefördert; zu den Gesammtübungen des Chores werden sie mit hinzugezogen. — In der ersten Klasse der Chor- oder der zweiten der Theaterschule werden sie bereits zur Mitwirkung im Gesammtchor in Kirche, Theater und Konzert bei größeren Aufführungen mit hinzugezogen. In halbjährlichen Prüfungen wird wiederholt ihre Fähigkeit, wie sie sich dann sicherer herauszustellen hat, geprüft: bei vollkommen bewährter Unfähigkeit können sie nach jeder solchen Prüfung noch entlassen und ihren Angehörigen mit der Empfehlung eines anderen Berufes wieder zugestellt werden. — Aus den Fähigeren dieser zweiten Klasse der Chorschule soll sich nun das wirkliche Chorinstitut bei eintretendem Bedürfnisse durch Anstellung der Betreffenden verstärken. Das Nationaltheater zu Leipzig soll angewiesen sein, seinen Bedarf für den Chor nur aus der zweiten Klasse der Dresdener Chorschule zu ziehen, um den Zöglingen eine Anstellung mit Gehalt so viel und bald wie möglich zu versichern: auch für die eine oder zwei Zweigtruppen werden sie die nöthigen Chorsänger liefern, wobei es sich von selbst versteht, daß ihre Anstellung (ob hier oder dort?) sich immer nach dem Grade ihrer Fähigkeit richten wird. Auswärtigen Theatern wird ihre Acquisition gestattet, sobald eine Anstellung an einem der beiden Nationaltheater binnen einem halben Jahre dem Betreffenden nicht zugesagt werden kann. Jeder bereits auch schon wirklich angestellte Chorist darf sich zu den halbjährlichen Prüfungen der Theaterschule noch melden, damit ihm, falls sich früher noch nicht herausgestellte Fähigkeiten in ihm noch entwickelt hätten, die Möglichkeit der Herausbildung derselben und somit das Betreten einer glänzenderen Laufbahn, als der des Choristen, nicht abgeschnitten werde.

Die Versorgung im Alter soll den Mitgliedern des Chorinstitutes in folgender Weise versichert werden:

Pensionsversorgung für Choristen.

Der Chordirektor wird bei eingetretener Unfähigkeit nach dem Gesetz für Staatsdiener pensionirt und seine Pension aus dem Fonds für Pensionirung invalider Mitglieder der Kapelle bestritten, wie bisher für den Ceremoniensänger und Instructor der Knaben, sowie die Kirchensänger deren Versorgung nach der neuen Organisation nicht mehr der Civilliste zur Last fallen wird.

Wird ein Chorsänger durch den Verlust seiner Stimme in dem Grade untauglich, daß seine fernere Mitwirkung den Leistungen des Chores undienlich oder gar hinderlich ist, so ist seine Versorgung zunächst dadurch zu bestreiten, daß ihm, je nach seinen sonstigen Leistungen im aktiven Theaterdienst, sei es für das Hauptnational-Theater zu Dresden oder bei einer der Hülfstruppen für die Pro-

vinzen, eine anderweite Anstellung, welche ihm seinen bisherigen oder doch den zunächst unter diesem stehenden Gehalt bieten muß, zugewiesen wird: es sollen daher alle für Choristen und Choristinnen geeignete Stellen lediglich für diese vorbehalten bleiben. Wird nun 1) der somit anderweitig angestellte Chorist auch für die ihm zugetheilte neue Stelle unfähig, ist 2) bei seiner eingetretenen Invalidität als Chorsänger kein Posten für ihn offen, oder 3) erklärt der invalide Chorsänger, daß er den geringeren Betrag einer Pension der Beibehaltung seines bisherigen oder eines nur wenig geringeren Gehaltes gegen Übernahme einer anderen Beschäftigung vorziehe, so ist er nach einer festzusetzenden Norm aus einem Fonds zu versorgen, welcher auf folgende Weise zu gründen und zu unterhalten ist.

1) Im Laufe jedes Jahres soll der Ertrag einer Benefiz-Vorstellung im Theater dem Pensionsfonds zugewendet werden: zu dieser Vorstellung wird vom Direktor die erste Aufführung einer neuen Oper an einem Tage der Woche, an welchem sonst keine Theatervorstellung stattfindet, bestimmt.
2) Ebenso soll jährlich eine Konzertaufführung, in welcher das Orchester den Chor zu unterstützen hat, zu gleichem Zwecke statthaben.
3) Nach dem jährlich sich herausstellenden Bedarf des Fonds ist der Chor berechtigt, Aufführungen reiner Vokalmusik zu veranstalten.

Die Mitglieder des Chorinstitutes wählen aus sich einen Ausschuß zur Verwaltung dieses Fonds. Der Chordirektor seinerseits ist hauptsächlich verpflichtet, streng darauf zu halten, daß zum Chorgesang unfähig gewordene Choristen dem künstlerischen Bestand des Institutes nicht zum Nachtheil fallen, — daher er auf anderweite Verwendung oder gänzliche Versorgung zur rechten Zeit anzutragen und zu bestehen hat. Hierfür ist er der musikalischen Oberbehörde des Institutes verantwortlich.

Orchester. Wir wenden uns nun zu dem Instrumental-Orchester der Kapelle zurück.

Die nach seinem Bestand im Jahre 1848 für diesen Haupttheil des Institutes bestehenden Ausgaben der Civilliste belaufen sich mit Einschluß der Gehalte für den Generaldirektor, die Kapell- und Konzertmeister, den Musikdirektor, die Organisten, die Accessisten und das dienende Personal, ferner mit Einrechnung der jährlich zur Anschaffung und Erhaltung der Instrumente sowie zur Austheilung von Gratificationen bestimmten Summe, — somit also ohne die Ausgaben für Kirchengesang, stark über 40,000 Thlr. Der Ansatz auf der Civilliste ist somit nicht unbedeutend überschritten. Unsere Aufgabe dürfte es daher sein, bei möglichster Verbesserung des Institutes dennoch die Ausgaben dafür auf ihren ursprünglichen Ansatz zu beschränken.

Die in den letzten Jahren nothwendig erachtete Anzahl der

Musiker ist in dem Verhältniß der Anforderungen an die Stärke und zumal Anzahl ihrer Dienstleistungen entstanden. Gegenwärtig sind außer 60 sogenannter wirklicher Kammermusiker noch 20 Accessisten mit einem Gehalte von 150 Thlr. jährlich angestellt. Diese Zahl war durchaus nothwendig, um bei dem gegebenen Verhältnisse der Räumlichkeit, in der die Aufführungen stattfinden, der Anzahl der Dienstleistungen zu entsprechen: diese bestanden in über 200 Kirchendiensten und täglichem Dienste im Theater, in dem wöchentlich 3 bis 4 Opern gegeben wurden, außerdem aber zu jedem Schauspiel ein Orchester für die Zwischenaktmusik gestellt werden mußte. Dazu kamen im Sommer oft doppelte Vorstellungen, in der Stadt und in dem Sommertheater, für welche häufig hier das Orchester zu einer großen Oper, dort das Orchester zu einem Singspiel erfordert wurde; eine übermäßige Anzahl von Proben wurden durch diese mannigfaltigen Vorstellungen und bei dem unruhigen Wechsel derselben bedingt. Hierfür war die erwähnte Zahl von Musikern eben nur die zur Noth ausreichende, da das Orchester in sich zu zwei verschiedenen Orchestern kombinirt werden mußte.

Verhältniß der Zahl der Dienste.

Ein Zustand, in welchem solche übermäßige und dem Wesen der Kunst höchst undienliche Verwendung musikalischer Kräfte als Bedingung eingeschlossen war, soll und wird durch die neue Organisation des Nationaltheaters aufgehoben werden. Fortan wird die Zahl der sogenannten Spieltage in einer Woche auf 5 beschränkt sein: von diesen Tagen werden nur 2, in sehr seltenen Fällen höchstens 3 der Oper zugewiesen sein: die Musik in den Zwischenakten des Schauspiels wird hoffentlich aber gänzlich abgeschafft werden, und zwar aus folgenden Gründen. —

Zukünftige Beschränkung der Zahl der Dienste.

Die Nothwendigkeit, nach dem Falle des Vorhanges am Schlusse eines Schauspiel-Aktes Musik spielen zu lassen, ist nach keinem künstlerischen Ermessen zu rechtfertigen: es ist dieß mehr eine durch zufälliges altes Herkommen entstandene Gewohnheit, deren Beibehaltung der Pflege der Kunst in jeder Beziehung nachtheilig ist.

Schauspielmusik.

Dem beabsichtigten Eindrucke des soeben beendeten Aktes eines Schauspieles könnte eine Musik höchstens nur dann entsprechen, wenn sie zur Festhaltung dieses Eindruckes eigens verfaßt wäre; das Repertoir solcher Zwischenaktmusik kann jedoch lediglich nur aus Tonstücken bestehen, die nach einer sehr allgemeinen Kategorie in ernste und heitere abzusondern sind, welcher Unterschied hier aber durchaus nicht genügt. Zu verschiedenen Zeiten hat man sich die erdenklichste Mühe gegeben, zweckmäßige Zwischenaktmusik einzurichten, und ist stets damit gescheitert. Welchen künstlerischen Zweck soll nun die Musik haben, wenn sie noch nie und nirgends den oben angedeuteten erreicht hat?

Sie soll das Publikum während der Pause unterhalten. Das Publikum, welches gekommen ist, ein gutes Schauspiel zu sehen, sich an der Entwickelung und Darstellung von Charakteren und Situationen, wie sie die reine Schauspielkunst produzirt, geistig zu betheiligen, will aber keine Musik, zumal keine solche, die seinen Genuß nur stören kann. Den geistesträgen, nur oberflächlich angeregten Theil des Publikums, den man zu innerer Sammlung oder äußerem Aussprechen über den stattgehabten Eindruck sich nicht selbst überlassen zu können glaubt, soll sie gemeinhin nur über die Zeitdauer der Pause täuschen: welche entwürdigende Aufgabe für die Kunst! Diese Täuschung gelingt ihr aber nach allen gemachten Erfahrungen nicht einmal: die bei längerer Ausdehnung des Zwischenaktes nothwendige Wiederholung der einzelnen Theile des Musikstückes bringt sogar durch künstlich geförderte Langeweile das Publikum gegen dieses Unterhaltungsmittel auf, so daß der Zwischenakt wirklich oft länger erscheint als er ist. Der rege Theil des Publikums verspottet und verhöhnt diese Musik, wenn sie sich durch Zudringlichkeit oder Schlaffheit bemerklich macht, gewöhnlich hört er absichtlich oder unwillkürlich gar nicht auf sie. Nun berechne man die Wirkung, welche diese Übelstände zusammengenommen auf den Musiker machen! Der schlaffe, ältere Musiker erschlafft bei solchen Aufführungen noch mehr, der jüngere, feurigere erkennt in seiner Verpflichtung dazu eine wahre Höllenmarter. Vor einem laut sprechenden oder vor Langeweile gähnenden Publikum seine innig geliebte Kunst preisgeben zu müssen, muß ihn im Anfang empören, endlich demoralisiren. Diese Einrichtung darf zur Ehre der Musik, zur Ehre des Schauspieles, und endlich zur Ehre des Publikums nicht länger fortbestehen; wir Alle müssen die Kraft haben, über eine schädliche Gewohnheit uns hinwegzusetzen, denn sie trägt endlich auch die Schuld davon, daß der Vortrag einer Musik, die zur Erhöhung der Wirkung eines besonderen Schauspieles verfaßt worden ist, ohne Eindruck, ja ohne nur die nöthige Aufmerksamkeit zu erregen, vorübergeht, wie wir dieß bei Beethoven's herrlicher Musik zu Egmont hier stets in Erfahrung gebracht haben. Wie viel höher wird nun solch' eine Musik in diesen besonderen Fällen wirken, wenn durch beständige Musikmacherei im Schauspiel das Publikum nicht dagegen gleichgültig gemacht worden, und bei dem selteneren Vorkommen derselben daher von

vornherein seine Gespanntheit darauf, als auf etwas Ungewöhnliches, richtet?

Die gewöhnliche Schauspielmusik wird daher künftig hinwegfallen. —

Das kleine Theater am linkischen Bade ist zuletzt im Laufe des Sommers nur aus dem Grunde von Seiten der Generaldirektion des Hoftheaters mit Vorstellungen versehen worden, weil es von seinem Inhaber außerdem an eine fremde Truppe hätte vergeben werden dürfen, von der man Abbruch für das Hoftheater zu fürchten glaubte. Die Einnahmen solcher Vorstellungen konnten schon des kleinen Raumes und des besonderen Kostenaufwandes wegen nie das bringen, was statt ihrer Vorstellungen in der Stadt eingetragen hätten: beim sogenannten Doppelspiel entstanden aber gewöhnlich die unwürdigsten Kollisionen, welche, wie der Charakter der Sommertheater-Vorstellungen im Allgemeinen, nur demoralisirend auf den Geist des ganzen Institutes wirken konnten. Der Direktor des Nationaltheaters wird fortan dem Personale desselben diese Vorstellungen ersparen, dagegen die Bühne am linkischen Bade für die Sommermonate einer der Truppen zuweisen, deren Direktor er ernennt, deren Leitung er überwacht und denen er die Schüler der ersten Klasse der Theaterschule zunächst einverleibt hat: dieß wird zugleich die beste Gelegenheit bieten, an Ort und Stelle sich mit größerer Leichtigkeit von den Leistungen und Fortschritten der jungen Leute zu überzeugen. Das linkische Bad.

Das bescheidene Orchester, welches dieser Truppe für Singspiele und kleine Opern zu Gebote stehen muß, wird auch ihre Vorstellungen auf dem Bade unterstützen, und wir behalten es uns vor, auf die Bildung dieses Orchesters später zurückzukommen. Das Orchester der Kapelle wird aber mit diesen Vorstellungen nichts mehr zu thun haben.

Da wir nun endlich noch beabsichtigen, die Mitwirkung des Orchesters in der Kirche im Laufe der Zeit allmählich gänzlich aufzuheben, so blieben ihm demnach nur die 2 oder höchstens 3 wöchentlichen Aufführungen im Theater übrig, und rechnen wir im Laufe des Jahres auch noch eine gewisse Anzahl von Konzerten hinzu, so ist die Nothwendigkeit, für diese Leistungen ein in sich nöthigenfalls zu zwei Orchestern zu kombinirendes Institut zu unterhalten, durch solche Beschränkung der Stärke des Dienstes aufgehoben. Mußte diese Nothwendigkeit bisher immer zuerst in das Auge gefaßt werden, so kann nun dagegen nur der Zweck sein, ein einziges wohl zusammengesetztes Orchester zu bilden, welches, so weit dieß erforderlich, in seiner Gesammtheit vereint, jede dieser Leistungen übernimmt, da von jedem Mitgliede desselben ohne ungebührliche Zumuthung verlangt werden kann, daß es zweimal in der Woche eine Oper mit den nöthigen Proben übernimmt, auch zu einer dritten Vorstellung, vielleicht einem leichteren Singspiel, zu welchem eine eigene Musik verfaßt ist, bereit sei. Daraus nun, daß das Orchester Vereinfachung des Orchesters.

bei allen seinen Produktionen aus denselben Musikern zusammengesetzt sei, entspringt zugleich ein Vortheil für die künstlerische Vollendung derselben, wie sie bisher nicht zur vollen Genüge erzielt werden konnte. Zumal die Blasinstrumente waren bisher in der Kapelle in doppelter Anzahl besetzt, weil der Dienst von einem der Bläserpaare unmöglich hätte bestritten werden können: die unaufhörlich wechselnde Zusammenstellung des Bläserchores durch die verschiedenen Blasinstrumentisten ist der vollendeten künstlerischen Feinheit im Vortrage, namentlich durch Ungleichheit der Stimmung, in vielen Fällen noch sehr hinderlich gewesen. Ein vollendetes Orchesterspiel kann nur dann erzielt werden, wenn sämmtliche Musiker unter sich wie zu einem untheilbaren Körper verwachsen.

Nöthige Stärke des Orchesters. Die Größe des Raumes, in welchem das Orchester seine Leistungen zu Tage fördert, sowie die gemachten Erfahrungen über die für die Gesammtwirkung nöthige Stärke der einzelnen Theile desselben, geben die Summe für die erforderliche Stärke des Ganzen. In unserem Schauspielhause hat sich für die größere Oper folgende Besetzung der Instrumente als nöthig herausgestellt:

20 Violinen, 6 Bratschen, 6 Violoncelle, 4 bis 5 Kontrabässe, 2 bis 3 Flöten, 2 bis 3 Hoboen (incl. Englisches Horn), 2 bis 3 Klarinetten (incl. Baßklarinette), 2 bis 3 Fagotte, 4 Hörner, 2 bis 3 Trompeten, 3 Posaunen, 1 Paar Pauken.

Um den oben besprochenen bisherigen Bedürfnissen zur Bestreitung eines höchst mannigfaltigen und starken Dienstes zu genügen, wurde für jedes der Blasinstrumente (mit Ausnahme der Posaunen) noch eine Stelle hinzugefügt, außerdem aber für Flöte, Hoboe, Klarinette und Fagott ein Accessist, für das Horn sogar zuletzt, und wegen dringender Umstände, 3 Accessisten mit 150 Thlr. jährlich angenommen. Für die Violine hingegen waren (incl. der beiden Konzertmeister) nur 18, für die Bratsche 5 und für das Violoncell ebenfalls 5 Musiker wirklich angestellt; der Mehrbedarf wurde durch 6 bis 7 Accessisten für die Violine, 3 für die Bratsche, 2 für das Violoncell und 1 für den Kontrabaß bestritten.

Die Accessisten. Das durch die Noth erzeugte Institut der Accessisten ist zumal ihrer gehaltlichen Stellung wegen nicht zu rechtfertigen: in Wahrheit wurde von ihnen ganz derselbe Dienst wie von einem wirklich angestellten Musiker gefordert, dafür ihnen aber nur die Hälfte des untersten Kammermusikus-Gehaltes zugestanden; wären diese Leute aus einer Schule des hiesigen Orchesters hervorgegangen, hätten sie somit, was sie unentgeltlich erlernt, dem Institute selbst zu verdanken, so wäre es auch nicht mehr wie billig, als daß sie ihre Verpflichtung dadurch abtrügen, daß sie, sobald sie hierzu genügend herausgebildet wären, in einzelnen Aufführungen dieses auch wieder unentgeltlich unterstützten, wofür sie wiederum durch die nächste Anwartschaft zu Anstellungen im Orchester selbst entschädigt würden. Bisher aber mußte so weithin wie möglich die eingetretene Vacanz einer Accessisten-Stelle bekannt gemacht werden, um Musiker zur Anmeldung herbeizuziehen: darauf erschienen aus den Provinzialstädten des Vaterlandes, ja aus dem Auslande jüngere oder ältere Musiker, die ihre

Ausbildung oft Stadtmusikern u. dergl. zu verdanken hatten: gewöhnlich hatten wir bei den angestellten Prüfungen den Mangel guter Ausbildung empfindlich zu beklagen, somit die Schuld zu büßen, von einem Institute aus, das selbst die bedeutendsten Künstler für jedes Instrument in sich schließt, für die Ausbildung junger Musiker nichts gethan zu haben.

Wurde nun unter vielen ein gut entwickeltes Talent gefunden und ausgewählt, so wurde ihm als Accessist der jährliche Gehalt von 150 Thlr. zuerkannt, ohne zu berücksichtigen, ob für so Geringes ein Fremder aus der Provinz oder gar aus dem Auslande sich nach Dresden übersiedeln, und meistens durch eine lange Reihe von Jahren (wir erlebten die Fälle, daß diese Zeit sich auf 15 Jahre ausgedehnt hat) sich anständig erhalten könne. Da wir nur dafür besorgt sein mußten, den besten unter den geprüften Musikern zu wählen, traf es sich oft, daß dieser beste bereits im reiferen Alter oder gar verheirathet und mit Kindern beschwert war, so daß bei diesem Verfahren das größte Elend der Betreffenden unterhalten wurde; denn immer verlockte die allerdings mögliche Aussicht, vielleicht bald eine Anstellung in der Zahl der wirklichen Kapellisten zu erhalten, Jeden zur Annahme einer solchen Accessisten-Stelle. — Dieses Institut, wie es jetzt besteht, muß daher im Interesse der Kunst, wie der Menschlichkeit, aufgehoben werden: — wir werden bei der neuen Organisation seiner aber auch nicht mehr bedürfen.

Nehmen wir nämlich die nach dem oben besprochenen Plane für die Zukunft überflüssigen vierten Stellen der Blasinstrumente fort, und fügen wir diese den Saiteninstrumenten hinzu, so erhalten wir zu den beiden Konzertmeistern Zukünftiger Bestand des Orchesters.

20 Stellen	für die Violine	statt der jetzigen	16
6 „	„ die Bratsche	„ „ „	5
6 „	„ das Violoncell	„ „ „	5

Diese mit den 3 Stellen der Holzbläser, den 4 des Hornes, den 3 der Trompete und Posaune u. s. w. vereinigt, bieten die gehörige Stärke eines in sich fertigen Orchesters, welches, bei nicht überhäuftem Dienste, der Accessisten nicht bedarf, in einzelnen Fällen aber durch eine sich bildende erste Schülerklasse ergänzt werden kann.

Die Gehalte für diese 60 Stellen würden, mit Rücksicht auf eine mäßige Verbesserung gegen jetzt, am zweckmäßigsten folgendermaßen festgesetzt werden: Etat.

10 Stellen	zu 600 Thlr.	beträgt	6000	Thlr.
10 „	„ 500 „	„	5000	„
10 „	„ 450 „	„	4500	„
10 „	„ 400 „	„	4000	„
10 „	„ 350 „	„	3500	„
10 „	„ 300 „	„	3000	„

Diese Stellen sollen bis zur Höhe der von 450 Thlr. von jedem angestellten Musiker, gleichviel bei welchem Instrumente, nach der Dauer seiner Anstellungszeit durch gleichmäßiges Aufrücken erreicht werden, wodurch die große Ungerechtigkeit beseitigt wird, daß ein

noch so verdienstvoller Musiker überlang bei einem geringeren Gehalte verbleibt, bloß weil bei seinem Instrumente keine Vakanzen eintreten, während durch zufällige Erledigung der Plätze bei anderen Instrumenten ein jüngerer, vielleicht nicht so vorzüglicher Musiker, in größter Schnelligkeit im Gehalt aufwärts steigt. Um jedoch den gerechten Ansprüchen befähigterer künstlerischer Individualitäten zu entsprechen, und somit auch jedem einzelnen Instrumente seiner Gattung gemäß besonders tüchtige Musiker zu erhalten, sollen folgende Bestimmungen gelten.

Die 600 Thlr.-Stelle soll nach besonderer Tüchtigkeit nur zugetheilt werden 2 Violinisten, 1 Bratschisten, 1 Violoncellisten, 1 Kontrabassisten, 1 Flötisten, 1 Hoboisten, 1 Klarinettisten, 1 Fagottisten und 1 Hornisten. Die 500 Thlr.-Stellen gehören ebenfalls nur diesen Instrumenten an, nur 1 Trompeter soll sie außerdem ebenfalls erreichen können. —

Zu der oben berechneten Summe von 26,000 Thlr. treten hinzu

der Gehalt für einen Harfenspieler	300	Thlr.
„ „ „ „ Organisten	600	„
„ „ „ dessen Substituten	400	„
ferner für einen Konzertmeister	1500	„
„ „ dessen Stellvertreter	1000	„
„ „ einen Musikdirektor	1200	„
„ „ das Dienstpersonal	1000	„
	32000	Thlr.

An der Spitze der Leitung des ganzen musikalischen Institutes kann, wie wir zu Anfang zeigten, nur der mit der künstlerischen Leitung der Leistungen desselben Beauftragte, somit auch für deren Geist einzig Verantwortliche stehen: dieß ist der Kapellmeister, welcher die musikalische Direktion und Inspektion der Verwaltung zugleich übernimmt. Er tritt daher in den bisherigen Gehalt des Generaldirektors mit 2000 Thlr. ein, und zu seiner Unterstützung in der musikalischen Leitung genügt ein einziger Musikdirektor: die zweite Kapellmeisterstelle fällt somit, als überflüssig und die künstlerische Leitung wie die Verwaltung störend, in Zukunft hinweg.

Der Gesammtbetrag der Gehalte beliefe sich demnach auf 34,000 Thlr. Die noch übrigen 1000 Thlr. werden zur Unterhaltung und Anschaffung der nöthigen Instrumente verwendet, sowie zum Ankauf von Musikalien zu den Konzerten der Kapelle: diese Musikalien werden mit der Zeit eine Bibliothek ausmachen, welche, wie jede andere öffentliche Bibliothek, dem gesammten Vaterlande, zunächst aber den Zöglingen der Dresdener Musikschule zur Benutzung überlassen werden soll.

Preisertheilung.

Da es zu diesem Zwecke aber jener Summe vielleicht sogar nur bis zur Hälfte bedarf, so soll der jährlich sich herausstellende Überschuß zu Preisen verwendet werden, deren Ausschreibung wir oben für Herstellung guter Vokal-Kirchenkompositionen näher gedachten: ist das nächste Bedürfniß für solche Kompositionen mit der

Zeit befriedigt, so sollen Preise für andere, jedoch außerdramatische, Musikstücke ausgeschrieben werden. Der Etat von 40,000 Thlr. wäre daher mit Einschluß der 5000 Thlr. für das Chorinstitut erfüllt.

Bisher waren die Mitglieder der Kapelle für die häufigen Fälle der Hülfsbedürftigkeit zur Erlangung gewisser Gratificationen u. dergl. an die Gnade Sr. Majestät des Königs gewiesen: ein besonders hierfür ausgesetzter Fonds entsprach nach Möglichkeit, nie aber ausreichend, den Bedürfnissen. Solch' ein Fonds und die darauf sich erhebenden Ansprüche dürften nun nicht mehr bestehen. Zum vollkommenen Ersatz dafür möge der Kapelle ein- für allemal die Befugniß zugestanden werden, für ihre Rechnung Konzertaufführungen zu veranstalten; den Theatereinnahmen wird hierdurch kein Nachtheil entwachsen, da im Theater fortan nur fünfmal wöchentlich gespielt werden soll, somit freie Tage übrig bleiben, an welchen das Interesse Niemandes benachtheiligt ist. Die Bestimmung der Zahl solcher Konzerte soll ganz dem Ermessen der Kapelle in Berücksichtigung des künstlerischen, sowie des materiellen Vortheiles überlassen bleiben, — aus Rücksicht auf die Würde solcher Konzerte selbst, sowie aber auch auf den Nachtheil, der bei einer übermäßigen Zahl derselben der Beschäftigung des Orchesters im Theater entstehen müßte, soll jedoch festgesetzt werden, daß ihre Zahl in den sechs Wintermonaten sich nicht über 12 belaufen soll, d. h. in jedem Monat 2. Über die Verwendung des Ertrages dieser Konzerte soll die Kapelle ebenfalls nach eigenem Ermessen bestimmen; sie wird sich mit dem Chor darüber verständigen, welcher Antheil ihm für seine Mitwirkung zustehe, und der Chor wird aus sich einen Ausschuß ernennen, welcher wiederum über die Verwendung des Chor-Antheiles zu seinen Gunsten bestimmt. Das Orchester wird zunächst besorgt sein, aus dem Ertrage der Einnahme einzelne Hilfsbedürftige aus seiner Mitte zu unterstützen, den Überschuß dann aber nach einer Übereinkunft unter sich zu vertheilen. Eine ganz ähnliche Einrichtung hält den vortrefflichen Geist des musterhaften Orchesters der Société de concerts in Paris aufrecht. Konzerte.

Um dieses schöne Institut von ersichtlichem Nutzen für die musikalische Kunst im gesammten Vaterlande werden zu lassen, ist zunächst der Anschluß einer Musikschule an dasselbe als nothwendig zu erachten. Bisher ist die Bildung von Musikern in Dresden nur dem Privatunterrichte und der Geneigtheit der einzelnen Künstler überlassen worden. In Leipzig ist seit einigen Jahren, auf Grund eines Legates eines dortigen Bürgers, ein sogenanntes Conservatorium für Musik errichtet und auch von Seiten der Regierung dotirt worden. Dieß Leipziger Institut kann zu erfreulicher Blüthe und zu wahrhaftem Nutzen für das ganze Land nur dann gedeihen, wenn es nach Dresden übergesiedelt und dem bedeutendsten Musikinstitute des Landes, der Kapelle, einverleibt ist. Zulagen zu den ansehnlicheren Gehalten unserer bedeutendsten Instrumentalkünstler würden ohne übermäßige Kosten die berühmtesten Virtuosen Deutschlands der Schule als Lehrer gewinnen, unser ausgezeichnetes Orchester als bestes Vorbild und Schule für den vorgeschrittenen Zögling dienen: in Vereinigung mit der Theaterschule würden die reichlichen Mittel Orchesterschule.

des Nationaltheaters zu Dresden zur Vollendung der somit zu erweiternden Kunstschule ungemein beitragen. Dieses, Theater-Orchester und Chor-Schule umfassende, Conservatorium würde somit zum Ausgangspunkte aller hierher bezüglichen künstlerischen Bildung für das Vaterland gemacht werden; die vereinigten Mittel würden aber überall hin energischer wirken; so z. B. vermag das Leipziger Conservatorium keinen zur Anstellung eines, jetzt so seltenen, guten Gesanglehrers ausreichenden Gehalt auszuwerfen; im Verein mit der Dresdener Theaterschule, und bei dem Nutzen, von dem ein solcher guter Lehrer wiederum für das Theater selbst sein würde, könnte der nöthige Gehalt sehr wohl gestellt werden. Entscheidend ist zumal aber auch der Vortheil, der hierdurch für die Versorgung der zu jungen Künstlern herangereiften Zöglinge entstünde: z. B. Zöglinge der ersten Klasse der Orchesterschule, welche bereits in größeren Konzertaufführungen u. dergl. inmitten unseres Orchesters, die Zahl desselben verstärkend, so zugleich für das beste Orchesterspiel sich übend, mitgewirkt hätten, würden bei eintretenden Vakanzen die Geeignetsten zur Besetzung der Orchesterstellen selbst sein; das Leipziger Orchester wird sich ebenfalls aus ihnen ergänzen, wie aus den Zöglingen unserer Theater- und Chorschule. Wer zu unbemittelt wäre, um eine Anstellung in einem der beiden Orchester abzuwarten, würde zunächst für das Orchester der Provinzialtruppen verwendet werden, aus dem ihm bei geeigneter Gelegenheit die beiden Hauptorchester zur Rückkehr nicht verschlossen sein sollten.

Einer näheren Bezeichnung der Organisation solch' einer Orchesterschule müssen wir uns für jetzt enthalten, weil diese erst bei der Vereinigung mit dem Leipziger Conservatorium festgesetzt werden kann. Der gegenseitige Vortheil beider Hauptstädte, der Nutzen für das ganze Land aus dieser Vereinigung, springt aber in die Augen, und sollte Leipzig zögern dieß anzuerkennen, so dürfte ihm nur entgegengehalten werden: daß Leipzig jetzt durch Creirung eines subventionirten Nationaltheaters entschädigt werden, seine, auf das Blümner'sche Legat sich gründenden Freistellen in dem Conservatorium, bei dessen Übersiedelung nach der Hauptstadt, ihm aber erhalten bleiben sollen.

Der Ausgleich zwischen den öffentlichen Instituten beider Städte könnte somit dahin festgesetzt werden: Leipzig ist der Mittelpunkt wissenschaftlicher Bildung für das Land durch seine Universität, Dresden der Ausgangspunkt künstlerischer Bildung durch das mit dem Nationalinstitut für Theater und Musik in Verbindung gesetzte Conservatorium, sowie anderer Seits durch seine Akademie der bildenden Künste.

Das Ministerium wäre daher angelegentlichst zu ersuchen, die Übersiedlung des Conservatoriums nach Dresden in freundschaftlicher Übereinkunft mit der Stadt Leipzig zu bewirken.

Die volle freie Betheiligung der Nation an diesem Institute muß sich aber auf seine künstlerischen Leistungen selbst erstrecken. Die Musik ist in fast kaum geringerem Grade als die Schauspielkunst vermögend, auf den Geschmack, ja auf die Sitten zu wirken: das Erstere wird selbst in unseren Tagen Niemand bezweifeln: einen unmittelbaren Bezug zur Sittlichkeit hat man gemeinhin der Musik noch nicht zuerkennen wollen, man hat sie sogar für sittlich ganz unschädlich gehalten. Dem ist nicht so. Oder könnte ein verweichlichter frivoler Geschmack ohne Einfluß auf die Sittlichkeit des Menschen bleiben? Beides geht Hand in Hand und wirkt gegenseitig auf einander: wollen wir der Spartaner nicht gedenken, welche eine gewisse Art von Musik als sittennachtheilig verboten, — denken wir an unsere nächste Vergangenheit zurück: wir können mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß die von Beethoven's Musik Begeisterten thätigere und energischere Staatsbürger waren, als die durch Rossini, Bellini und Donizetti Verzauberten, namentlich reiche und vornehme Nichtsthuer machten die Klasse der Letzteren aus. Einen sprechenden Beweis liefert uns noch Paris: man konnte wahrnehmen, daß während der letzten Decennien in demselben Grade, in welchem die Sittlichkeit der Pariser Gesellschaft jener beispiellosen Verderbniß zueilte, ihre Musik in frivoler Geschmacksrichtung unterging: man höre die neuesten Kompositionen eines Auber, Adam u. s. w. und vergleiche sie mit den scheußlichen Tänzen, welche man zur Karnevalszeit in Paris aufführen sieht, so wird man einen erschreckenden Zusammenhang gewahren. Ist hierdurch fast mehr bewiesen, daß die Sitten auf die Musik wirken, so tritt doch die gegenseitige Beziehung beider zu einander deutlich hervor; es ist somit Sache des Staates, auch an diese Kunst jene Anforderung Kaiser Joseph's an die Schauspielkunst zu stellen: „sie solle auf die Veredelung des Geschmackes und der Sitten wirken". Die Verantwortlichkeit für die Aufrechthaltung dieses Grundsatzes muß ebenfalls einer der Minister übernehmen, und er kann dieß wiederum nur, wenn er die volle freie Betheiligung der Nation in die Organisation auch dieses Institutes mit einschließt, so daß auch hierin der verständige, intelligentere Theil derselben jenen Grundsatz im eigenen Interesse selbst überwacht.

Sittliche Stellung der Musik zum Staate.

*

Musiker=Verein. Ein Verein sämmtlicher Komponisten des Vaterlandes soll sich daher bilden, und nach eigenem Ermessen durch Aufnahme musikalischer Theoretiker, sowie selbst bloß praktisch ausübender Musiker sich verstärken können. Diesem Vereine wird von seinem Standpunkte aus die Überwachung jenes Grundsatzes übergeben. Er wählt aus sich zunächst für Dresden einen Ausschuß, welcher namentlich auch die Interessen der jüngeren und neueren Komponisten dem Institute gegenüber zu vertreten hat. Der Direktor des letzteren, der Kapellmeister, hat sich bei gemeinschaftlichen Berathungen mit diesem Ausschuß durch einen der Zahl nach gleich starken Ausschuß der activen Mitglieder des Orchesters, von diesen selbst gewählt, zu verstärken.

Vereinigter Ausschuß. In diesem vereinigten Ausschusse wird nach Stimmenmehrheit entschieden, bei Stimmengleichheit entscheidet der Direktor: der unbefriedigte Theil hat seinen Recurs an den Minister zu nehmen. An diesen vereinigten Ausschuß hat namentlich die etwa in der Minderheit sich befindende musikalische Sektion des vereinigten Theaterausschusses, sobald diese durch das Ergebniß irgend einer Abstimmung über die Annahme oder Zurückweisung einer Oper jenen obersten Grundsatz benachtheiligt glaubt, sich zu wenden, und auf gemeinschaftliche Verhandlung und Abstimmung der beiden vereinigten Ausschüsse zu bringen.

Ferner hat dieser vereinigte Ausschuß die musikalischen Werke neuerer Komponisten und ihre Zulaßbarkeit zur Aufführung in den Konzerten zu besprechen: vor der Abstimmung über Annahme oder Zurückweisung hat er sich als Jury zu konstituiren. Besonders wird daher seine Aufgabe sein, die Kompositionen neuerer und noch unbekannter Komponisten an das Tageslicht zu ziehen, um nach Verdienst ihnen allen erdenklichen Vorschub zu verschaffen. In jedem Monat soll daher ein Tag festgesetzt werden, an welchem das Orchester in einer Probe die Arbeiten solcher Komponisten sich und dem Ausschusse zu Gehör bringt: die zu diesen Proben zuzulassenden Stücke sind von letzterem vorher zu bestimmen. Somit wird es nicht mehr wie bisher der Fall sein, daß junge Komponisten ihre Arbeiten nie auf eine genügende Weise sich selbst vorgeführt hören konnten, was doch für ihre Weiterbildung so höchst nöthig ist: verdienen sie es, so werden sie nun auch sicher sein können, ihre Arbeiten sogar in den Konzerten dem Publikum zu Gehör gebracht zu sehen.

Will ein Künstler auf eigene Rechnung ein Konzert veranstalten, so hat er die Anfrage um Unterstützung des Orchesters zunächst an den vereinigten Ausschuß zu bringen; erhält er dessen Zustimmung, so ist der Vorschlag an das gesammte Orchester zu bringen, welches nach Stimmenmehrheit über den Antrag entscheidet: seine Mitwirkung ist dann unentgeltlich.

Dem Minister steht dagegen das Recht zu, zu jeder Zeit, wo dieß mit der Beschäftigung des Orchesters verträglich ist, zu Gunsten eines öffentlichen Zweckes über das Orchester und den Chor zu verfügen.

Anträge gegen eine Maßnahme des Direktors (Kapellmeisters) sind in diesem vereinigten Ausschuß vorzubringen, jedoch nur, wenn

sie von dem vierten Theile der Ausschußmitglieder unterstützt werden: dem Entscheid der Stimmenmehrheit hat sich der Direktor sodann zu fügen, oder an den Minister zu recurriren, welcher nach dem Hauptgrundsatz entscheidet.

Die Mitglieder des Komponisten=Ausschusses erhalten freien Zutritt zu den Konzerten, ebenso jedes Mitglied des Vereines, von dem bereits eine Komposition in diesen Konzerten aufgeführt ist.

Der Direktor (oder Kapellmeister) wird von sämmtlichen activen Mitgliedern des Orchesters, sowie von sämmtlichen Mitgliedern des vaterländischen Komponisten=Vereines gewählt: der vereinigte Ausschuß schlägt den Kandidaten vor, über dessen Annahme dann nach Stimmenmehrheit entschieden wird; der Minister hat die Wahl zu bestätigen. Sein Gehalt ist ein= für allemal festgesetzt, seine Anstellung ist für die Dauer seines Lebens. Bei eintretender, von ihm selbst, oder vom vereinigten Ausschusse erkannter, und von sämmtlicher Wählerschaft durch Stimmenmehrheit bestätigter Unfähigkeit, ist er nach dem Gesetz für Staatsdiener, wie bisher, zu pensioniren. Ihm steht die künstlerische Leitung aller Leistungen des musikalischen Institutes zu; nach seinem Ermessen überträgt er einen Theil derselben dem Musikdirektor. Er hat über die Verwendung der musikalischen Kräfte in künstlerischer Hinsicht zu bestimmen, sowie die Stärke der Besetzung des Orchesters und Chores für die besonderen einzelnen Fälle festzusetzen. Er hat darüber zu wachen, daß bei unverrückter Beibehaltung der Gehalte und bei Beobachtung der Vorschrift, bis zu der 450 Thlr.=Stelle nach der Dauer der Anstellung vorrücken zu lassen, die höheren Stellen in der Weise besetzt werden, daß dabei das Talent und die besondere Gattung des Instrumentes nach der oben bezeichneten Norm lediglich berücksichtigt werde. Er hat über die Anstellung der Mitglieder des Orchesters zu entscheiden, sowie besonders darüber zu wachen, daß invalid gewordene Musiker dem künstlerischen Bestande des Orchesters nicht zum Schaden gereichen, sondern nach dem Gesetze für Staatsdiener, wie bisher, pensionirt werden. Innere Verfassung.

Der ihm für die bezeichnete Gesammtwirksamkeit zur Seite stehende Verwaltungsrath besteht aus dem Musikdirektor und den beiden Konzertmeistern; er wird durch drei Mitglieder des Orchesters verstärkt, welche dieses selbst nach Stimmenmehrheit zu erwählen und jährlich zu erneuen hat. In diesem Rathe wird über alle die Verwaltung betreffenden Fragen nach Stimmenmehrheit entschieden, — der Direktor hat jedoch die entscheidende Stimme. Die künstlerische Leitung der öffentlichen Leistungen gehört ihm unbedingt, und gegen seine Anordnungen in ihrem Betreff, sowie gegen seinen Entscheid im Verwaltungsrathe kann nur auf die oben bezeichnete Weise im vereinigten Ausschusse angetragen werden, womit sonach zugleich auch der Recurs an den Minister eröffnet ist. Der Kandidat für die erledigten Stellen des Musikdirektors und der Konzertmeister wird vom Verwaltungsrathe den sämmtlichen aktiven Mitgliedern des Orchesters vorgeschlagen, welche nach Stimmenmehrheit entscheiden: die erfolgte Wahl hat der Minister zu bestätigen, welcher überhaupt jede Wahl in Frage stellen kann, und von seinem Verwaltungsrath.

Bedenken erst dann abzustehen hat, wenn dieselbe Wahl, nach Kundgebung seiner Gründe gegen dieselbe, von der Wählerschaft wiederum bestätigt wird.

Zusammenhang mit dem Theater. Der Kapellmeister ist nun das unmittelbare Glied, durch welches das Orchester- und Chor-Institut mit der Verwaltung des Theaters in Verbindung tritt. Der Direktor des Theaters hat sich für die Wirksamkeit seiner beiden Institute im Interesse der Theatervorstellungen lediglich an ihn zu halten, und für jede Versäumniß, Störung oder Vernachlässigung des sogenannten Theaterdienstes ist ihm dieser verantwortlich. Diese Verantwortlichkeit ist in dem vollsten Interesse des Kapellmeisters für die Leistungen des Theaters auf die natürlichste Weise dadurch begründet, daß er zugleich den künstlerischen Leistungen des Gesangspersonales desselben als verantwortlich vorsteht. Der Kapellmeister, welcher das besondere Einstudiren der Sänger auch ohne Beihülfe des Orchesters zu leiten hat, ist daher ein- für allemal auch Mitglied des Verwaltungsrathes des Theaters: seine Stimme in Betreff der Besetzung der Gesangspartien, somit der geeigneten Verwendung der Sänger, muß dem Direktor als entscheidend gelten, wenngleich der definitive Beschluß diesem allein zustehen muß. Bei gemeinschaftlichen Berathungen in diesem Bezug steht dem Kapellmeister der Musikdirektor zur Seite: beide, oder wenigstens der Kapellmeister, bilden daher auch die, der Wahl nicht unterworfene, Verstärkung des Direktors im vereinigten Ausschusse der activen Theatermitglieder und des Bühnendichter- und Komponisten-Vereines.

Diese neue Organisation kann in ihrer vollen Ausdehnung nur sehr allmählich in das Leben geführt werden: der jetzige Bestand des Orchesters kann nur durch, mit der Zeit von selbst eintretendes, Ausscheiden der Betreffenden zu dem für die Zukunft nöthigen Bestand gebracht werden. Dieß wird aber ziemlich genau in dem Maaße stattfinden können, als die Reduktion der Dienste (zumal für die Kirche) und zugleich die Heranbildung einer unterstützenden Schülerklasse bewerkstelligt wird. Die jetzt bestehende Mehrausgabe der Civilliste für die Kapelle wird daher so lange derselben noch zur Last fallen müssen, bis die Reorganisation ihrer Vollendung zuschreitet: fiele z. B. jetzt ein Gehalt aus, so müßte dieser zunächst für die Verbesserung der jetzigen Organisation verwendet werden, und zumal müßten die vierten Stellen der Blasinstrumente noch so lange beibehalten werden, bis sämmtliche gegenwärtig angestellte Accessisten in die wirklichen Kapellstellen eingerückt sind. Es möge daher mit dem Auftrage, die beabsichtigte neue Verfassung allmählich, so weit dieß aber möglich ist, sogleich in das Leben treten zu lassen, der Eine der jetzt angestellten beiden Kapellmeister betraut werden.

Es fragt sich nun schließlich, ob es nicht zu möglichen bedenklichen Kollisionen führen könnte, wenn der eine Theil dieses gesammten großen Kunstinstitutes den Namen eines deutschen National-Theaters, der andere den einer „Königlichen Kapelle“ führte.

Beide Theile sollen auf die bezeichnete Weise der vollen, freien Betheiligung der Nation erschlossen, somit zum geistigen Eigenthum derselben erklärt werden. Die ihnen gewährte Subvention soll ferner grundsätzlich nicht überschritten werden, somit also kein Recurs an die Gnade des Königs zur Deckung etwaiger Ausfälle eröffnet bleiben. Zweckmäßiger und bezeichnender würde es daher sein, wenn auch der zweiten Abtheilung dieses Institutes jenes passendere Prädikat zugetheilt würde, zumal da auch die Benennung „Kapelle", wie aus der obigen Benennung erhellt, jetzt nicht mehr die richtige ist: die Kapelle war der Raum, in welchem früher die musikalische Körperschaft ausschließlich fungirte, von ihm erhielt sie die Benennung; gegenwärtig heißt dieser Raum das „Orchester", und bezeichnender wird dieß daher zur Benennung der Gesellschaft von Instrumentalmusikern dienen. Dieses Institut würde jedoch auch den Gesangschor mit in sich schließen, somit dürfte die richtigste Benennung diese sein:

Deutsches National-Institut für Musik zu Dresden: die Musiker hießen demnach „Mitglieder", der Kapellmeister „Direktor" desselben.

Auf die Frage: würde hiermit Sr. Majestät dem Könige das Patronat über das Gesammt-Institut entzogen werden, und wie sollte Seine Stellung zu diesem sein? — ist zu antworten:

Der Erste, das Haupt der Nation ist der König: der Nation kann nichts zugewiesen werden, an dem ihr Haupt unbetheiligt bliebe; der Erfolg freier Thätigkeit der Nation ist die Ehre des Königs, die Blüthe eines nationalen Institutes sein Ruhm. Der König erhebt daher dieses Institut nur auf eine höhere Stufe, indem Er seine Behörde, durch die Er seinen Willen ihm kund thut, nicht mehr aus den Beamten des Hofstaates, sondern aus den Mitgliedern des Staatsministeriums bestellt. Wie der Nation, so ist auch Ihm dieser Minister verantwortlich: durch ihn wird Er daher zu Seiner besonderen Ehre über das Institut zu verfügen haben; jeder Theil desselben wird sich glücklich schätzen, dem Könige durch seine Leistungen huldigen zu können, und namentlich auch wird die bisherige Kapelle jeder Zeit sich zu beeifern haben, dem Befehle und Wunsche des Königs durch jede in ihren Kräften stehende Leistung zu entsprechen. Hierüber kann so wenig ein Zweifel obwalten, daß jede nähere Bestimmung dieses Verhältnisses nur als Zweifel an unserer Ehre erscheinen müßte.

BIBLIOTHECA

C. G. Röder, Leipzig.

11106
R. Buchner
Buchbinde
84098 Hohe

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagner, Richard,

Gesammelte Schriften und Dichtungen

Bd.: 2

1897

P.o.germ. 1551 lcb-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11818753-5